# Die sieben Zehnden des Wallis

Ueli Raz

Vers une sociologie glaciaire

# Editorische Notiz

Die Lektüre eines von allen Verlagen abgelehnten Textes nach knapp Zehn Jahren untersteht dem Argwohn, dass das Ganze vielleicht doch weniger ausgefeilt war als einstens gedacht. Doch im Gegenteil: wie gut nur gefällt mir dieses Buch heute, kein einziger Abschnitt, keine Zelle und keine Zeile wollen geändert sein. Möglicher Weise ist das Kapitel über Geschichte und Struktur stilistisch etwas brüchig und dasjenige übers Vorurteil vom „Schlechten Wallis“ umgekehrt etwas schwimmend in feuchtem Pathos mit zu vielen geborgten rhetorischen Floskeln – eine Änderung liefe aber auf eine Kritik hinaus, der beide wiederum als Vorlage dienen müssten. Ein grösseres Problem sind die Bilder, von denen es heute mehr und bessere gibt. Eine Neugestaltung mit den neuen Bildern setzte aber einen Wechsel von Publisher, der die Fotos immer einbettet, zu Indesign voraus, der wegen der vielen Zusatzformate nur mittels einer Konvertierung entweder der Publisher- oder der PDF-Dateien möglich wäre. Wichtiger aber dünkt mich, dass die vorliegende Fassung eine ästhetische Einheitlichkeit darstellt, weil sie das Ende des analogen Fotografierens markiert und auch deutlich macht, dass innerhalb einer bestimmten Zeitlimite die fotografische Darstellung des Wallis nur mit Beschränkungen möglich ist. Vielleicht wird dem Ganzen noch ein Anhang mit beschrifteten Panoramen beigefügt; es gibt sie inzwischen durchgehend vom obersten Goms bis ins unterste Chablais am Genfersee. – Alle Bilder, und von diesen keines jünger als 1999, wurden im März 2008 neu bearbeitet und mit jeweils mindestens 300 DPI eingebunden, im sRGB-Modus ohne Konvertierung nach CYMK.

*Die sieben Zehnden des Wallis* gibt es heute

1. im Internet als einzelne html-Dateien mit separaten Bildern (diese Texte und Bilder sind auch ohne schnellen Internetzugang einsehbar)
2. im Internet als PDF mit nur äusserst schwach belichteten Bildern
3. innerhalb der Offline-Website auf DVD mit den Bildern in Druckqualität zum Preis von 150 Franken für Verdienende und Nichtbehinderte.

Bern, 7. April 2008
Ueli Raz
© 1999

# Inhalt


Am Rande, die Absicht 1
Arten des Schreibens 15
Erstes Portrait: Das Weisshorn (4505 m) 29
Zusatz: Geoffrey Winthrop Youngs Besteigung des Westgrates, mit den Bergführern Louis und Benoît Theytaz aus dem Val d‘Anniviers 33
„Schlechtes Wallis“ 41
Geschichte und Struktur 47
Zusatz: Struktur und Infrastruktur 70
Vissoie, Hauptort des Val d‘Anniviers 73
Zusätze 87
Dichtkunst 93
Zusatz: Die Malerei 106
Zweites Portrait: La Dent Blanche (4357 m) 107
Die Heiligen Wasser 111
Drittes Portrait: Das Bietschhorn (3934 m) 129
Analysefragment 133
Fahrten von Bern 145
Literatur 151

# Am Rande, die Absicht

Der Dammbruch des Tausches am Ende des 20. Jahrhunderts tilgt den Lauf der Anstrengung und vernebelt die Bedingungen der Möglichkeit der Einsicht in sie. Die Korrespondenz zwischen dem Tausch im sozialen Raum und dem egoistischen Eigennutz, der jenem im Konsum huldigt, indem er das gereinigte Technologische der Waren im unumgänglichen Akt der Aufmerksamkeit ausblendet, macht die Anstrengung und den Aufschub im Empirisch-Privaten überflüssig und im Anblick des anderen lächerlich; auf dem weiten Feld der verbindlichen Theorie zum Nonsens. Nicht nur triumphiert historisch die Idee des freien Marktes gleichwie des blöden Egoismus über die alte der vernünftigen Planung und Organisation, sondern in der Wissenschaft als dem Reich der Reflexion existiert einzig der reflexionslose Positivismus. Dessen Namen als Neoutilitarismus, Entscheidungstheorie, Pragmatismus bis hin zu einigen System-, Diskurs- und Kommunikationstheorien bezeichnen ein solches Wissenschaftsprogramm, das den Menschen nur dann als vernünftig betrachtet, wenn er die Anstrengung optimal zu reduzieren weiß; was die Zweckrationalität übersteigt, untersteht dem Verdacht des Obskurantismus.

Man soll nicht überstürzt spurten am Rand und gleich die volle Rede sprechen lassen – nicht fahrlässig sich sputen, wenn einen der Abgrund nicht unziemlich ausspucken soll. Aber es bedarf der sofortigen Absicherung, dass das Wort Positivismus einem wissenschaftshistorischen Kontext entstammt, in dem es hier belassen wird. Der Positivismus bleibt dadurch ein Problem, das zwar gealtert und überlebt anmutet, in seinem Übergang in die Konzepte des Rational Choice, des Pragmatismus und einzelner Variationen der Diskurstheorie nichts an Brisanz verloren hat, nichts an Gefährlichkeit im bösen Willen des Niederwerfens.

Einer anderen Geschichte ausgesetzt ist die Kritik als reflektierend-reflektierte Vermittlung – auffällige Nachbarin der Anstrengung. Gerade wo diese breit sich realisierte, bot sie unverhofft auch Gebieten Raum, idealtypisch im Wallis, wo die Vermittlung nie jemals einen Fuß hinsetzen zu wagen scheint. Sosehr der Aufschub als Voraussetzung der Kritik in der Gesellschaftsformation, also sozial verdrängt wird, sosehr bedrängen die Möglichkeiten der Anstrengung und drängen hervor. Die Landschaft Wallis ist in Fülle mit Widerständen durchsetzt, die nur mit Anstrengung zu überwinden sind.

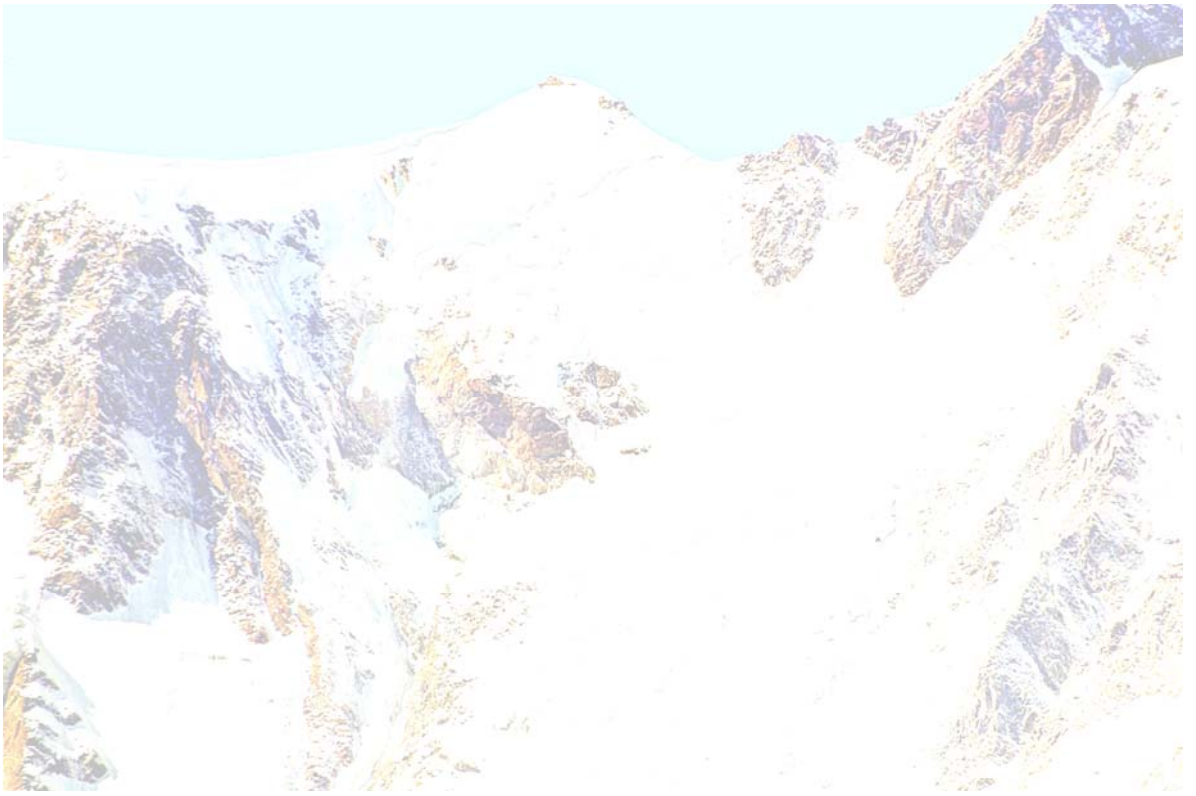
Wie das vielleicht zu betrachten wäre, klassisch, empirisch, rapportiert der berglustige Ausländer Finch unter dem Titel *Eine Monte Rosa-Überschreitung*:

„(…) Die Marinellihütte steht angelehnt an eine etwas überhängende Wand, auf einer Höhe von etwa 3100 m, am Jägerrücken. (…) Am 9. August [1911], um 1 Uhr 5 Min. morgens, verließen wir bei Mondschein, in zwei Partien angeseilt, die Hütte. Case und ich gingen voran, von Max und Obexer in kurzer Entfernung gefolgt. Nach wenigen Minu-

Marinellihütte 20. 9. 1998

ten standen wir auf der das Marinellicouloir einengenden Felsnase. Ein Blick nach oben – alles war ruhig. Es wehte kaum ein Lüftchen, und es herrschte beträchtliche Kälte. Eine erste Stufe im morschen Schmelzwassereis, und der Angriff war begonnen. Bald war harter Firn erreicht, und dann, obwohl die Neigung 46° betrug, konnten wir dank den Steigeisen im Laufschritt immer ein wenig ansteigend vorwärts kommen. Mehrere mit Eis ausgekleidete Lawinenrinnen mussten in gehackten Stufen überschritten werden. Das Passieren zweier solcher Rinnen bot größere Schwierigkeiten. Diese beiden Rinnen waren über vier Meter tief und fünf Meter breit; dazu waren sie mit Eis ausgekleidet und hatten stark unterhöhlte Ränder. Das Einsteigen in eine Rinne war leicht genug – ein etwas sensationeller Sprung, durch den Draußenstehenden am Seil gesichert, und man stand (oder lag vollgestreckt) auf dem Boden der Rinne, vom Seil gehalten! Der Ausstieg jedoch war eine ganz andere Sache. Zum Hacken der ersten zwei oder drei Stufen konnten beide Arme benützt werden; nachher, als Handgriffe nötig wurden, konnte man den Pickel nur mit der linken Hand schwingen, denn rechts war die stark geneigt Fläche des Couloirs. Nach der gelungenen Überschreitung der zweiten Rinne ging es weiter, immer im Laufschritt, über den Hartgefrorenen steilen Firn bis zu den Felsen des Imsengrückens zu, wo wir 35 Minuten nach verlassen der Hütte ankamen.
(…)
Wir hatten nun eine Höhe von zirka 3200 m erreicht. Die uns bevorstehende Kletterei den Rücken hinauf wurde munter angepackt, und wir hielten ein schnelles Tempo inne, dessen Grenze nur durch Herz- und Lungenfähigkeit festgesetzt wurde. (…) Die schwierigen und steileren Gratpartien wurden, um Zeit zu gewinnen, nach links in der von Eis- und Steinschlag gefährdeten Rinne umgangen. Zu oberst, in einer Höhe von etwa 3550 m, sind die Felsen fester, aber steiler, und

„(Die) Marinelli-Rinne, die sich von oben bis unten durch die Wand zieht, erinnert an die Tragödie des Jahres 1881, als hier Damiano Marinelli und die Bergführer Pedranzini und Imseng von einer Lawine erfasst und getötet wurden. Bei Imseng handelte es sich um den berühmten Bergführer, dem neun Jahre zuvor die Erstbesteigung der Wand gelungen war.“ (Camisasca/ Garimoldi 1996, Bild 21)



20. 9. 1998

bilden einen ziemlich scharfen Grat, der allmählich in eine schmale, anfänglich fast horizontale Firnschneide übergeht. Um 2 Uhr 30 Min., also 50 Minuten seit dem Betreten der Felsen etwa 350 m tiefer unten, wurde (…) der eigentliche Gipfel des Imsengrückens erreicht. Hier machten wir einen kurzen Halt, um beide Seile zusammenzuknüpfen. Nunmehr verband uns ein einziges 60 m langes Seil. Der Vorangehende hatte einen Seilabstand von über 25 m, die Nachfolgenden je etwa 15 m von Mann zu Mann.

Der Mond war vor einer halben Stunde hinter dem Kamm der Signalkuppe verschwunden, und die Dunkelheit hatte seitdem so zugenommen, dass die Laternen angezündet werden mussten. (…) Der Firngrat läuft in eine Eishalde aus, die durch eine kleine Felsinsel höher oben unterbrochen wird. Stufen hackend gewannen wir diese Felsen und fanden sie, trotz ihres plattigen Aussehens, verhältnismäßig leicht. (…) Die Eishänge, die von dieser Felsinsel hinaufführen, bilden das (orographisch) rechte Ufer des Marinellicouloirs, dessen Steilheit hier mindestens 50º beträgt. Eis kam überall zum Vorschein. Unzählige Lawinen hatten schon längst alle Reste von Schnee weggescheuert. (…) (Der) Eishang, an dem wir jetzt hinauf mussten, sah höchst unangenehm aus. [Fotobeispiele in Finch 1924, 15, 76, 271, 275]

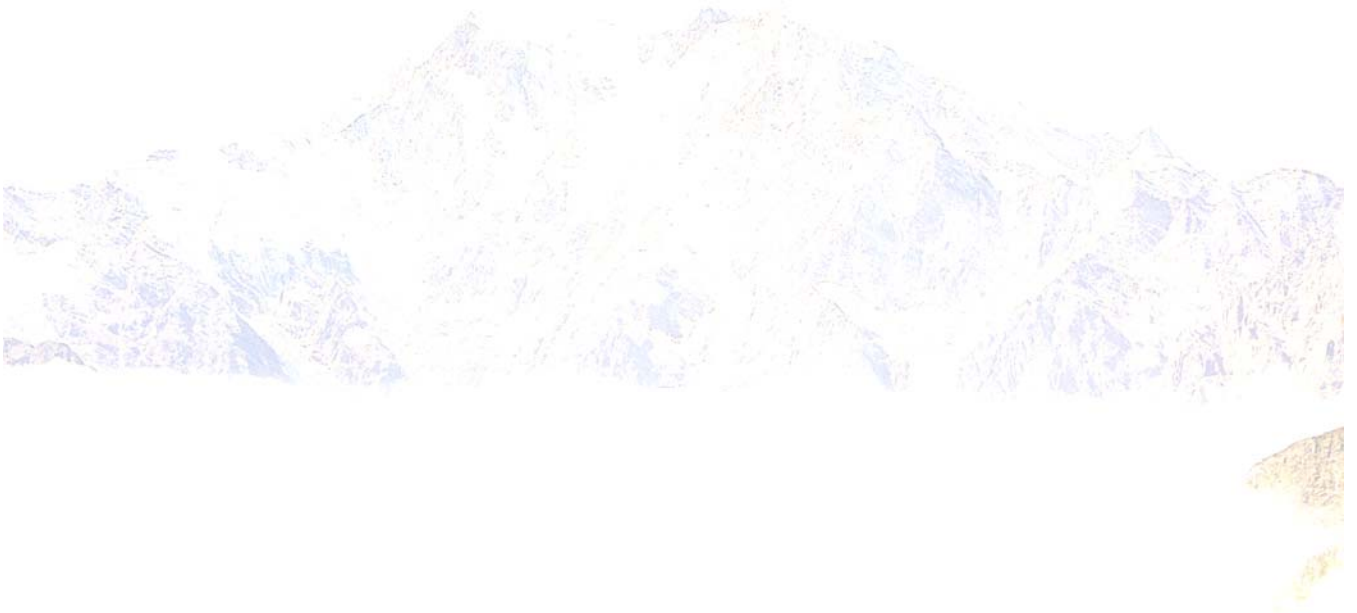
Rechts, hoch oben am Nordend, brach eine mächtige Steinlawine los und schoss krachend durch einen Seitenkanal ins Marinellicouloir hinein. In der Dunkelheit konnten wir die Steine selbst nicht sehen, doch das laute Surren vorbeifliegender Blöcke und die Schneespritzer, die sie beim Aufschlagen auftrieben, zeigten uns, dass viele Steine abgesprengt waren. Ein großer Block schlug mit enormer Wucht ins Eis kurz unter uns ein.

Der Hang wurde angegriffen. Der Pickel tat seine Pflicht, und die Eissplitter fielen klirrend hinunter. Case band seine Laterne an das Ende seines Pickels und beleuchtete damit das Eis vor mir. Max vergrößerte und vertiefte die Stufen und schlug noch Zwischenstufen, damit der kurzbeinige Obexer, der die zweite Laterne trug, sich nicht gar zu sehr zu strecken brauchte. Die Steilheit nahm rasch zu; nach etwa 60 m ging das steile Eis in eine noch steilere Firnhalde über. In dem Firn jedoch genügten zwei oder drei kräftige Hiebe mit der Pickelhaue, um eine gute

Stufe herzustellen. Der Firnhang ging in eine fast ebene Terrasse über, die unter einem riesigen, etwas überhangenden Serak endigte. Hier verschnauften wir fünf Minuten lang und versuchten durch Reiben ein bisschen Wärme in unsere halberfrorenen Hände zu bringen.
(…) Die Breite und Neigung dieser Terrasse wechselt sehr. An unserem gegenwärtigen Standpunkt war sie fast eben, aber kaum 2 m breit. Gegen die Mitte der Wand zu beträgt die Breite mindestens 50 m, bei ziemlicher Steilheit.

20. 9. 1998

Stellenweise ist das Band durch mächtige, kreuz und quer liegende Schründe unterbrochen und auch von tief eingeschnittenen Lawinenrinnen gekreuzt. (…) Nach fünf Minuten Rast begannen wir also die Durchquerung der Terrasse in südlicher Richtung. Es war ungefähr halb vier Uhr. Die Dunkelheit war fast vollkommen, und außer dem Bereiche des schwachen Laternenlichtes war nichts zu sehen. (…) Im ersten grauen Licht der Morgendämmerung wurde sofort erkannt, dass wir am Ende der Traverse angelangt waren und hier gerade hinauf mussten. (…) Obexer manipulierte die Laterne und machte in rascher Folge eine Reihe ermutigende Witze. Doch die Sache stellte sich viel besser heraus, als wir geahnt hatten. Denn der Schnee war in ausgezeichnetem Zustande, und da ich neben meinem eigenen auch noch Cases Pickel benützte, ging es, ohne Handgriffe schlagen zu müssen, rasch in die Höhe. Erst nachdem volle 25 m Seil ausgelaufen waren, konnte ich genügend sicheren Stand fassen, um die Untenstehenden nachkommen zu lassen. (…) Die Laternen wurden gelöscht, und dann ging es wieder möglichst schnell im Eilschritt weiter. Offenbar lag die schwächste Stelle dieser nächsten Stufe ungefähr in der Mitte des Eisbruchs. Dort war die Wand am wenigsten Steil, obwohl immer noch sehr hoch. Ohne Stufen zu schlagen, ging die Durchquerung der Terrasse schräg nach rechts hinauf glatt vor sich. Am Fuß der eisigen Steilwand angelangt, kam uns diese beinahe senkrecht vor. Doch anders blieb nichts übrig als hier hinauf, denn die Zeit fehlte, um nach einem besseren Durchgang, an dessen Existenz wir übrigens zweifelten, zu suchen. Nach unten lief die Wand in weichen Schnee aus. Das mit möglichst kleinen Stufen verbundene Risiko des Ausgleitens aus der Wand durfte also schon gewagt werden. Ich begnügte mich daher mit Stufen, in denen oft nur eine Spitze oder höchstens zwei Steigeisenspitzen eingreifen konnten. Neben schnellerem Fortkommen hatte dies auch noch den Vorteil, dass ich manchmal Stufen mit beiden Armen schlagen konnte. Die durchschnittliche Neigung war nämlich so groß (oft um 70º herum), dass der Körper durch Stehen in tiefen Stufen viel mehr an die Wand herangedrängt worden wäre, so dass Handgriffe nicht nur stellenweise, sondern durchweg notwendig gewesen wären, um das Gleichgewicht beizubehalten. (…) Nachdem eine Höhe von 25 m nach mühsamer Arbeit erledigt war, gewann ich ein ganz schmales Band, auf dem sich jedoch Platz genug bot, dass ich mich umdrehen konnte. Die Untenstehenden kletterten dann schnell zu meinem Standpunkt hinauf. Darauf fing die Hackerei von neuem an. Jetzt hätte ich, im Falle eines Ausgleitens, alle meine Kameraden mit in die Tiefe gerissen. Deswegen schlug ich tiefere und bessere Stufen. Max nannte sie ‘Suppenschüsseln’; Obexer meinte, ein Elephant hätte in solchen Aushöh-



Monte Rosa (Gletscherberg): Signalkuppe, Zumsteinspitze, Grenzsattel, Dufourspitze, Silbersattel, Nordend 20. 9. 1998

lungen herumtanzen können. Beim Hacken war immer nur eine Hand frei; mit der anderen musste man sich gut an die Wand anklammern, um ja nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Nach weiteren zehn Metern nahm die Neigung beträchtlich ab, und wieder konnte ich, mit beiden Armen hackend, rasch vorwärtskommen. Zuletzt wuchs die Steilheit noch einmal. Die letzten paar Meter waren fast vollkommen senkrecht und wurden erst nach anstrengendster Arbeit überwunden. (…) Erledigt war der Bruch immerhin noch nicht. Über uns reckte sich immer noch eine steile Eiswand in die Höhe. Doch das Firnband, auf dem wir standen, führte als leicht zu begehender, wenn auch äußerst exponierter Pfad gegen das Marinellicouloir zu, um sich erst in dessen steilen Hängen zu verlieren. Am Rande des Couloirs angekommen, konnten wir uns wieder aufwärts wenden und gewannen über einen kurzen Hang, um 5 Uhr 50 Minuten, die dritte, kaum 35º geneigte Terrasse, die zum obersten Bergschrund [fr. rimaye, Randspalte, Randkluft; im engl. Original schrund und bergschrund] hinaufreicht. Ohne zu rasten, stiegen wir im Laufschritt über den hartgefrorenen Firn schräg nach links empor. Die Sonne löste schon Steine von den Felsen des Grenzgipfels los. (…) Den vorbeisurrenden Steinen wichen wir so gut wie möglich aus; doch das Glück spielte dabei die größte Rolle. Fast direkt unterhalb des Grenzsattels erreichten wir kurz nach 6 Uhr den Bergschrund [Randspalte] dort, wo eine gute Brücke einen leichten Übergang ermöglichte. (…) (Nun hackten wir) über den letzten Eishang (…) gegen die Felsen des Grenzgipfels zu. Zuerst war das Eis mit gutem Firn bedeckt, aber höher oben kam grünes Eis öfters zum Vorschein. Doch wir kamen rasch vorwärts. Die Neigung dieses letzten Hanges ist kaum 50º. Nur ein von der Sonne losgelöster Stein fiel in unserer Nähe beim Überwinden dieses Hanges. Um 6 Uhr 50 Minuten umklammerten meine Finger die ersten Felsen. Wenige Sekunden später saßen wir vereint auf dem fast horizontalen Boden einer Felsnische und lachten die Lawinen aus, die vom Silbersattel und Nordend ins Marinellicouloir hineinfegten.“ (Finch 1919)

Es gibt hier kein Sitzenbleiben, keine Position, die ein Weiteres aufhellend zu skizzieren vermöchte. Der mögliche Vollzug einer Anstrengung ist logisch noch nicht

die erfüllte Bedingung der Möglichkeit der Wirklichkeit eines thematischen Objekts; und im gleichen Zug hat man, historisch, strengen Blickes zu sehen, wie die Anstrengung heute, identisch weder mit dem Begriff des Stresses noch mit dem des unterwürfigen Fleißes, aus der lebendigen Gesellschaft abgedrängt wird. Je reiner der Anstrengung Wirklichkeit, um so gähnender der Rand des Abgrunds, die Verfehlung des Themas.

Es muss daher in diesem Moment, auch wenn es um nichts als ihre Rettung geht, vom isolierten Standpunkt der Anstrengung bereits wieder abgegleitet werden. Für die empirische Wirklichkeit des Wallis unternimmt dies, nun monströs in langsamen Schwüngen das Sturztempo abwehrend statt aufwärts eilend im Laufschritt, Sylvain Saudan aus Combarigny zwischen Martigny und dem Col de la Forclaz, einem Platz im Untertanengebiet der sieben Zehnden – selbst nie aber ein Verschlafener:

„Es war halb eins geworden, und es war sehr heiß [10. Juni 1969]. Ich hatte natürlich weder eine Sonnencreme noch etwas zu trinken. Und ebensowenig hatte ich etwas zu essen oder ein Seil. So schlecht ausgerüstet war ich noch nie in den Bergen gewesen.

Eine riesige Wächte versperrte mir den Blick auf den Eingang des Marinelli-Couloirs, aber ich musste unbedingt etwas sehen! Ich musste vor allem die ersten Meter sehen, um mir ein Bild von dem Zustand des Couloirs machen zu können. Ohne einen Begleiter, der mich mit einem Seil sicherte, wagte ich es jedoch nicht, mich dem Rand der Wächte zu nähern, denn sie konnte mit einem Schlag abstürzen.

(…) Mit meinen Skischuhen und natürlich ohne Steigeisen begann ich, den Nordgrat der Dufourspitze hinaufzuklettern. Nach etwa fünfzig Metern war ich hoch genug, um das obere Ende des Couloirs zu sehen.

Ich kletterte jedoch noch ein paar Meter weiter, denn ich wollte die günstigste Stelle für den Beginn der Abfahrt ausfindig machen. Sehr schwierig war der Anfang auf alle Fälle, das sah ich gleich: die ersten fünfzig Meter waren nichts als nacktes Eis.

Ich wollte daher noch mehr Einzelheiten sehen. Ich stieg wieder zum Sattel hinunter und ein Stück auf den Südgrat des Nordend hinaus. Dort suchte ich mir eine Stelle, die mir geeignet erschien, durchstach mit einem meiner Skistöcke vorsichtig die Wächte und machte mir eine Art Fenster, über das ich mich beugte.

Ich konnte feststellen, dass das Problem des Starts lösbar war. (…)

Ich rechnete und traf meine Entscheidung. Ich schnallte meine Skier an.

Die Öffnung, die ich in die Wächte gemacht hatte, bot mir einen Zugang zum Couloir. Ich war ziemlich müde nach den Strapazen des Vormittags. Außerdem hielt ich mir die Gefahren dieses Unternehmens vor Augen: Ich war allein, ich hatte keine Verbindung mit meinen Kameraden, das Funkgerät war auf dem (Theodulpass) zurückgeblieben. Sobald ich mich im Couloir befand, war mir der Rückweg abgeschnitten. Ohne Steigeisen und Pickel konnte ich niemals den vereisten Hang hinaufsteigen. Ich hatte nicht einmal ein Messer bei mir …

Und plötzlich fühlte ich mich sehr klein.

Es war ungefähr halb vier, als ich mich in Bewegung setzte. Der Durchstieg durch die Wächte machte mir keine Schwierigkeiten. Die ersten Meter, vor denen ich mich gefürchtet hatte, waren leichter, als ich gedacht hatte. Vier bis fünf Zentimeter Schnee bedeckten das Eis. Das war wenig, aber dieser von der Sonne aufgeweichte Schnee bot meinen Skiern genügend Halt. Nun aber schnell, bevor diese Angst unerträglich wurde… schnell ein erster Schwung, ein zweiter und gleich noch einige hinterher…

Als ich die Eisplatte erreichte, die ich vom Grat des Nordend aus erspäht hatte, hielt ich an. In labilem Gleichgewicht auf meinen Kanten hockend, suchte ich einen Weg, indem ich das Eis mit den Spitzen meiner Stöcke abtastete. Ich schaffte es und erreichte, ein wenig Höhe verlierend, eine kleine Schneehaube genau unterhalb der Dufourspitze. Der Schnee war gut, und ich konnte einige Schwünge machen.

So gelangte ich zum eigentlichen Eingang des Couloirs, denn bis dahin war ich nur durch eine Art Trichter unterhalb des Sattels gefahren. Von diesem

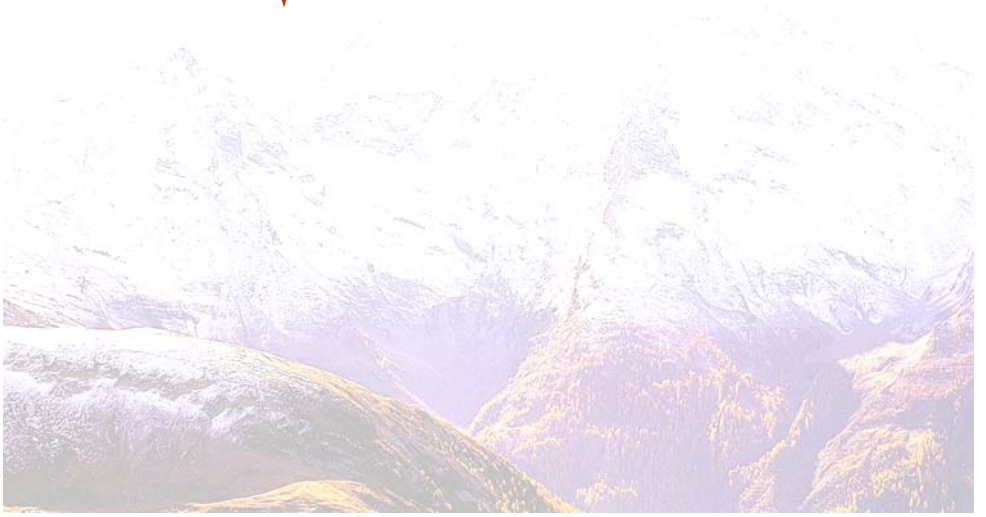
Punkt an wurde der Hang steiler. Eine zusätzliche Gefahr: er war Lawinen ausgesetzt. Ununterbrochen hallte ihr Donner durch das ganze Monte-Rosa-Massiv. Wer konnte sagen, ob nicht eine von ihnen das Marinelli-Couloir hinunterfegte?
Ich vertraute auf meinen guten Stern und fuhr mutig los. Nach etwa zwanzig Schwüngen stieß ich auf verharschten, vom Wind aufgeworfenen Schnee auf einer Strecke von vier- bis fünfhundert Metern. Ein schwieriger Abschnitt, den ich überwand, indem ich mich zuerst an den rechten Rand des Couloirs und dann in der Mitte hielt.
Seit den ersten Schwüngen unter der Wächte fühlte ich mich im Vollbesitz meiner Fähigkeiten. Ich hatte eine Wut auf dieses Couloir, ich betrachtete es als einen persönlichen Feind. Und ich war mir meines Erfolges beinahe schon sicher.
Auf dem Kamm zu meiner Linken sah ich die Marinelli-Hütte. Sie verschwand fast ganz unter dem verschneiten Dach. Doch ich hatte keine Zeit, die Landschaft zu betrachten. Ich brauchte meine ganze Aufmerksamkeit, um die nacheinander auftretenden technischen Probleme zu lösen.
Ich reihte einen Schwung an den andern und bemühte mich, nicht aus dem Rhythmus zu kommen. Fünfzehn Schwünge, ein kurzer Halt, und immer so weiter… Ich hatte nur einen Gedanken: Am Fuß des Couloirs ankommen, bevor eine Lawine abgeht. Je weiter hinunter ich kam, desto flacher wurde der Hang, aber die Gefahr war deshalb nicht geringer. Auf allen Seiten hörte ich Lawinen. Sie hatten seit dem Start die Begleitmusik zu dem Knirschen meiner Skier im Schnee geliefert.
Als ich mich dem unteren Teil des Couloirs näherte, wurde mir klar, dass es als Sammelrinne für alles diente, was auf der Ostseite des Berges herunterstürzte. Überall um mich her sah ich die Reste liegen, und ich spielte einen Augenblick mit dem Gedanken, das Couloir zu verlassen. Mit Skiern an den Füßen wäre das jedoch nicht leicht gegangen, und außerdem hatte ich mir doch vorgenommen, das Marnelli-Couloir in seiner ganzen Länge abzufahren. Ich durfte auf keinen Fall kneifen.
(…)
Jetzt spürte ich die Müdigkeit schmerzhaft in der Hüfte, in den Schenkeln, den Waden. (…)
Jedesmal, wenn ich einen Augenblick hielt, um Atem zu schöpfen, drehte ich mich um. Und jedesmal sah ich dieses riesige Couloir über mir, jedesmal hatte ich den Eindruck, dass ich bald unten angekommen sein müsse. (…)
Dann erreichte ich endlich den Belvédère-Gletscher.
Ich muss alles in allem zweitausenddreihundert bis zweitausendvierhundert Schwünge gemacht haben.“ (Dreyfus 1970, 144ff)

Die anderen oberirdischen Zugänge ins Wallis erscheinen gewöhnlich um einiges milder. Es sind indes heute deswegen erstaunlich viele zu notieren, weil es zur Moderne gehörte, weder ein Terrain in Ruhe zu lassen, unbetreten, noch ihm eine Namengebung zu ersparen. Diese neuen Übergänge lassen sich nur mittels moderner technischer Materialien und in Kletterei des näheren besichtigen (Biner 1994). Als Forschungsgebiete der Geologie und Glaziologie verbleiben sie außerhalb des Programms der Gletschersoziologie.

| **Name** | **Höhe** | **Verbindung** | **Kommentar*** |
|---|---|---|---|
| Silbersattel | 4515 m | Sylvain Saudans Weg | Klettertour |
| Jägerjoch | 3913 m | | Klettertour |
| Fillarjoch | 3586 m | | Klettertour |
| Altes Weißtor | 3560 m | | Klettertour |
| Neues Weißtor | 3639 m | Macugnaga – Zermatt | 1, 2, 3 |
| Monte Moropass | 2868 m | Macugnaga – Saas Almagell | 3, 4, 5 |
| Mondellipass | 2832 m | Mondelli – Saas Almagell | 1, 6 |
| Ofentalpass | 2835 m | Antronapiana – Saas Almagell | 6 |

* p. 14

| | | | |
|---|---|---|---|
| Antronapass | 2838 m | Antronapiana – Saas Almagell | 4 |
| Sonnigpass | 3147 m | | Klettertour |
| Passo d'Andolla | 2418 m | | 1, 7, 8 |
| Passo del Büsin | 2487 m | | 1, 7, 8 |
| Passo di Pontimia | 2378 m | | 1, 7, 8 |
| Passo di Vallaro | 2488 m | | 1, 7, 8 |
| Gattascosa | 2158 m | | 1, 7, 8 |
| Passo di Monscera | 2200 m | | 1, 7, 8 |
| Gondo | 800 m | Varzo – Simplon | Straße, 5, 9, 10 |
| Alpjenrung | 2068 m | Varzo – Simplon | 1, 5, 9, 12 |
| Passo Carnera | 2778 m | | 1, 7 |



Furggubäumlicke mit Monte Leone und Wasuhorn 17. 10. 1998

| | | | |
|---|---|---|---|
| Chaltwasserpass | 2770 m | Varzo – Simplon | 1, 7 |
| Furggubäumlicke | 2686 m | | Klettertour |
| Ritterpass | 2764 m | Varzo – Binn | 5 |
| Chriegalppass | 2508 m | | 1 |
| Gischijoch | 2923 m | | Klettertour |
| Passo del Laghi | 2725 m | | Klettertour |
| Geisspfad | 2474 m | Goglio – Binn | 1, 6 |
| Grampielpass | 2553 m | Goglio – Binn | 1, 6 |
| Passo di Valdeserta | 2664 m | | Klettertour |
| Albrunpass | 2409 m | Goglio – Binn | 1, 6 |
| Hohsandjoch | 2901 m | | Klettertour |
| Griespass | 2479 m | Formazza – Ulrichen | 1, 4, 6 |
| Passo del Corno | 2485 m | Airolo – Ulrichen | 1 |
| Nufenenpass | 2478 m | Airolo – Ulrichen | Straße, 10 |
| Gerenpass | 2701 m | | Klettertour |
| Passo di Rotondo | 2764 m | | Klettertour |
| Witenwasserenpass | 2819 m | | Klettertour |

Albrunpass

Geisspfad

Alle drei Bilder 1. 7. 1999

Chriegalppass, Helsenhorn, Ritterpass

| | | | |
|---|---|---|---|
| Muttenlücke | 2846 m | | Klettertour |
| Furkapass | 2431 m | Realp – Oberwald / Goethes Ausgang | Straße, 13 |
| Grimselpass | 2165 m | Guttannen – Oberwald | Straße, 10 |
| Triebtenseelicke | 2639 m | | 1 |
| Oberaarjoch | 3223 m | | Klettertour |
| Unteres Studerjoch | 3434 m | | Klettertour |
| Oberes Studerjoch | 3416 m | | Klettertour |
| Hugisattel | 4088 m | | Klettertour |
| Agassizjoch | 3749 m | | Klettertour |
| Unteres Mönchsjoch | 3529 m | | Klettertour, 14 |
| Jungfraujoch | 3475 m | | Bahnstation |
| Rottalsattel | 3885 m | | Klettertour |
| Louwitor | 3676 m | | Klettertour |
| Gletscherjoch | 3769 m | | Klettertour |
| Äbeni Fluejoch | 3699 m | | Klettertour |
| Mittagjoch | 3657 m | | Klettertour |
| Großjoch | 3564 m | | Klettertour |
| Schmadrijoch | 3337 m | | Klettertour |
| Wetterlücke | 3181 m | | Klettertour |
| Rote Tätsch | 3150 m | | Klettertour |
| Märbiglücke | 2945 m | | Klettertour |
| Lötschenpass | 2690 m | Kandersteg – Ferden | 6, 11 |
| Gemmi | 2314 m | Kandersteg – Leukerbad | 6, 11, 15 |
| Lämmerenjoch | 3125 m | | Klettertour |
| Rawilpass | 2429 m | Lenk – Sion | 6, 11 |
| Schnidejoch | 2800 m | | Klettertour |
| Col du Brochet | 2759 m | | Klettertour |
| Sanetsch | 2002 m | Gsteig – Sion | 6, 11 |
| Col de Tsanfleuron | 2839 m | | Klettertour |
| Pas de Cheville | 2038 m | Gebrüder Bridels Weg | 1, 6 |
| Frête de Saille | 2589 m | | 1, (Klettertour) |
| Dents de Morcles | 2968 m | | 16 |
| St-Maurice | 422 m | Haupttor | Straße / Bahn |
| Bouveret | 386 m | Genf – Port Valais | Seehafen, 17 |
| St-Gingolph | 386 m | | Seehafen, 5 |
| Cornettes de Bise | 2432 m | | Savoyen, 5, 18 |

Rawyl–Montana (602,3 / 133,5) 18. 7. 1998 Gemmi mit Leukerbad, Inden und Albinen 4. 10. 1997

Dents de Morcles 6. 11. 1998

Dents de Morcles 7. 11. 1998

| | | |
|---|---|---|
| Col de Verne | 1814 m | Savoyen, 5 |
| Col de Savalène | 1867 m | Savoyen |
| Col d'Outanne | 1857 m | Savoyen |
| Col de Conche | 1789 m | Savoyen |
| Col de Recon | 1735 m | Savoyen |
| Col de Chétillon | 1873 m | Savoyen |
| Col du Croix | 1803 m | Savoyen, 5 |
| Pas de Morgins | 1369 m | Savoyen, 18 |
| Pas de Fecon | 1826 m | Savoyen |
| Col de Chésery | 1995 m | Savoyen, 5, 18 |
| Col de Cou | 1921 m | Savoyen, 5, 18 |
| Col de Bretolet | 1923 m | Savoyen |

Die Bedeutung des savoyardischen Teils des Wallis liegt im geschichtlichen Erfahrungsgehalt vom nichtmetaphysischen Moment der Kategorie des Kampfes. Bei Hegel sind der Kampf um Leben und Tod und die Dialektik der Anerkennung soweit ineins gesetzt, dass der Kampf überhaupt metaphysisch als Notwendigkeit erscheint. Vernunft setzt voraus und als Ziel Selbstbehauptung und gesellschaftliche Hierarchie. Der Respekt vor dem militärhistorischen Gehalt des Untertanengebietes vom Großen St. Bernhard bis St-Gingolph, das ganz einfach zu verlockend gelegen ist, als dass die Savoyardischen Herrscher nicht darauf hätten versessen gewesen sein müssen, verschafft ein Recht auf Einsicht in die historisch obsolet gewordene Grundbereitschaft zum Verteidigungskampf und ermöglicht, weit wichtiger, eine präzisere wechselseitige Abtastung der Begriffe Kampf, Anstrengung und Anerken-

Richtung St-Maurice 7. 11. 1998

nung; der erste lässt sich dann radikal vergessen machen, ohne dass der mittlere aufgeweicht und die Kritik des letzteren, äußerst schwierig, außer Kraft gesetzt werden müsste.
Der eindrücklichste Aussichtspunkt fürs Chablais, den savoyardischen Abschluss der Walliser Landschaft, ist La Rionda oberhalb Leysin. In einem äußerst breiten Panorama sieht man sich der Nordwestgrenze gegenüber, der Wand von Les Diablerets bis zu den Dents de Morcles, wo sich der Keil von St-Maurice öffnet und zum Grat der Dent du Midi wieder aufschwingt; von hier bis nach St-Gingolph am Genfersee, von dem man ein großes Stück sieht und an den der letzte Ort des Wallis wie ein strahlendes Tessinerdorf angewachsen ist, zeigen sich die Berge gänzlich anti-, d. h. voralpinisch nicht unähnlich dem Berner Oberländischen Frutigtal. Dass der Auslauf eines umgrenzten Gebietes wie eine Coda ins Atypische umkippt, kennt man aus der Geschichte der Musik; überraschend aber ist, wie in der Mitte der nordwestlichen Grenzwand über dem Pas de Cheville eines der Hauptstücke, um nicht zu sagen die Krone des Wallis, sich von der glänzendsten Seite zeigt, der ganze Grat des Weisshorns vom Bishorn bis Schalihorn über die Schulter hinweg bis zum Zinalrothorn. Es verbindet sich hier das Wahrzeichen des katholischen Val d‘Anniviers mit der offenen Landschaft des protestantischen Val d‘Ormont (Preiswerk 1983, Crettaz 1982).

Richtung St-Maurice, vom Chablais, mit den Dents du Midi 24. 6. 1999

| | | | |
|---|---|---|---|
| Col de la Golèse | 2639 m | | Savoyen, 18 |
| Col du Sageron | 2395 m | | Savoyen, 18 |
| Col des Ottans | 2496 m | | Savoyen, 18 |
| Col du Ruan | 2799 m | | Savoyen, 18 |
| Col de Tenneverge | 2484 m | | Savoyen, 18 |
| Col du Grenairon | 2685 m | | Savoyen, 18 |
| Col du Vieux | 2569 m | | Savoyen, 18 |
| Col des Corbeaux | 2603 m | | Savoyen, 18 |
| Col de la Terrasse | 2645 m | | Savoyen, 5, 18 |
| Breche de Perrons | 2495 m | | Savoyen, 18 |
| Le Châtelard | 1094 m | | Bahnstation, 18 |
| Col de Balme | 2204 m | Goethes Eintritt | Savoyen, 5, 18 |
| Col des Grands | 3075 m | | Haute Route, 19 |
| Col du Tour | 3281 m | | Haute Route, 19 |
| Fenêtre du Tour | 3335 m | | Haute Route, 19 |
| Col du Chardonnet | 3323 m | | Haute Route, 19 |
| Col du Tour Noir | 3534 m | | Haute Route, 19 |
| Col d’Argentière | 3552 m | | Haute Route, 19 |
| $P^t$ Col Ferret | 2490 m | | Savoyen, 18 |
| $G^d$ Col Ferret | 2538 m | | Savoyen, 18 |
| Col du Ban Darray | 2695 m | | Savoyen, 18 |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Col des Angroniettes | 2963 m | | Savoyen, 18 |
| Col du Fourchon | 2698 m | | Savoyen, 18 |
| Fenêtre de Ferret | 2698 m | | Savoyen, 5, 18 |
| Col du $G^d$ $S^t$ Bernard | 2458 m | Aosta – Martigny | Straße, 5, 12 |
| Col du Barrasson | 2681 m | | Savoyen, 18 |
| Col du Menouve | 2759 m | | Savoyen, 18 |
| Col de Moline | 2907 m | | Savoyen, 18 |
| Col d'Annibal | 2992 m | | Savoyen, 18 |
| Col des Chamois | 3259 m | | Savoyen, 18 |
| Col de Valsorey | 3106 m | | Savoyen, 18 |
| Col d'Amiante | 3308 m | | Haute Route, 19 |
| Col de By | 3189 m | | Haute Route, 19 |
| Fenêtre de Durand | 2797 m | | Savoyen, 18 |
| Col de Crête Sèche | 2898 m | | Haute Route, 19 |
| Col du Chardoney | 3185 m | | Haute Route, 19 |
| Col d'Otemma | 3209 m | | Haute Route, 19 |
| Col d'Oren | 3262 m | | Haute Route, 19 |
| Col de l'Evêque | 3392 m | | Haute Route, 19 |
| Col de Collon | 3117 m | Valpelline – Arolla | 1, 6 |
| Col de Tsa de Tsan | 3243 m | | Haute Route, 19 |
| Col du Mont Brulé | 3213 m | | Haute Route, 19 |
| Col des Bouquetins | 3360 m | | Haute Route, 19 |
| Col de Valpelline | 3568 m | | Haute Route, 19 |
| Tiefmattenjoch | 3567 m | | Haute Route, 19 |
| Col de Tourmanche | 3559 m | | Haute Route, 19 |
| Furggjoch | 3273 m | Breuil – Zermatt | 1 |
| Furggsattel | 3351 m | | Klettertour |
| Theodulpass | 3317 m | Breuil – Zermatt | 1, 6, 12, 20 |
| Breithornpass | 3824 m | | Klettertour |
| Schwarztor | 3731 m | | Klettertour |
| Zwillingsjoch | 3845 m | | Klettertour |
| Felikjoch | 4093 m | | Klettertour |

25. 8. 1998 Theodulpass

Furggjoch, Matterhorn

| | | | |
|---|---|---|---|
| Lisjoch | 4151 m | | Klettertour |
| Seserjoch | 4296 m | | Klettertour |
| Gnifetti | 4452 m | | Klettertour |
| Grenzsattel | 4452 m | Finchs Weg | Klettertour |

**Kommentare:**

1 Als Hypothese von der Gletschersoziologie noch nicht geprüft.
2 Alte Verbindung, kaum mit Handel.
3 Waibel 1982, ev. Fux 1963.
4 Bis ins 17. Jahrhundert mit Fernverkehr.
5 Bauer und Frischknecht 1997
6 Lokaler Pass.
7 Alpverbindungsweg; Umweg oder Schleichweg des Simplons.
8 In dieses Gebiet gehört auch der schöne Zwischbergenpass auf 3268 m von Gondo nach Saas Almagell.
9 Arnold 1947.
10 Pass mit Fernhandel.
11 Pass zeitweilig mit Fernhandel.
12 Römerstraße.
13 Gotthardverbindung.
14 In einer schlechten Sage Pass zwischen Grindelwald und Fiesch; Wäber 1892.
15 Die Grenze liegt bis fünf Kilometer weiter nordöstlich, eine Walliser Alp mit einschließend; Aerni 1971.
16 Umgehung von St-Maurice, diverse schreckliche Wege.
17 Für den Salzhandel wichtig, Dubois 1965, Arnold 1972 (Stockalperkanal).
18 Die erst nach dem Mittelalter als Untertanengebiete ans Wallis angeschlossenen savoyischen Täler konnten in den projektierten ein einhalb Jahren Untersuchungszeit nicht besucht werden. Das ist der einzige Grund, wieso sich der Titel auf die sieben Zehnden eingrenzt.*
19 Chappaz 1984 und Darbellay 1987. Die Zutritte sind nur in Eis- und Klettertouren begehbar.
20 Lüthi 1978 und 1980.

Die aktive Grenzziehung bewahrt davor, über das Thema in einer Sprache zu sprechen – und sei sie die der Bilder – die auch eine andere als die des Objekts wäre. Nur wenn der Intention nach alles offen bleibt und keine Daten als Grundlage dubios vorgeschoben werden, kann das versteinerte Bild der Landschaft Wallis aufgebrochen werden – eine verschrobene Ideologie, wie sie sich immer einstellt, wo ein Gebilde in einigermaßen lesbaren Konturen sich in Raum oder Zeit vom Subjekt entfernt, wie das Exotische und das unvordenklich Alte.

* Aus den ein einhalb Jahren sind wegen des zähnefletschenden Wehrwillens der schweizerischen Personalchefs zwei einhalb geworden.

# Arten des Schreibens

Das Erwachen der Walliser Schrift vollzieht sich in einem Prozess doppelter Grablegung. Nachdem bereits über ein halbes Jahrtausend die Institution eines als Bischofs-Pfarrer wirkenden Geistlichen zuerst in Martigny (= Octodurus) den Abzug der Römer und die Scharmützel mit den „Völkerwandernden" überlebte (ca. 370 bis

Sion: Valère (rechts) und Tourbillon, Mitte links Le Châtelard, hinten Bietschhorn und Illhorn (über der Valeria) 2. 11. 1998

ca. 570), später sich in Sitten niederließ (ca. 570), wurde zur Zeit der großen Wende durch Diktat des Burgunderkönigs aus dem Wallis ein auch weltlich-militärisch bestimmtes Fürstbistum, aus dem bescheidenen Bischof ein Fürstbischof, aus dem Bauerndorf Sedunum die kleine Residenzstadt Sitten mit den Verteidigungs- und Verwaltungsanlagen Valère und Tourbillon. War der Bischof auch vorher nicht isolierter Missionar, so wurde seine Umgebung nun präzise strukturiert mit den als Ministerialräten fungierenden Domherren – Geistlichen, die untereinander im Domkapitel eine Familienform pflegten, für sich aber auch mit Frau, Frauen und Kindern lebten – und dem Klerus als dem mal großen, mal kleineren Beamtenstab, Beamtenheer. Aus diesem Klerus erwächst die Walliserschrift, indem jener Begriff beide Tätigkeiten umfasst: Kirchenmann zu sein und Notar, Kanoniker und Staatsbürokrat, Geistlicher und Buchhalter, Sakristan und Sekretär. Vom großen Klerus werden nun aufbewahrt die Testamente, die Auskunft geben über den Aufbau des Apparats (es sind fast nur Walliser, die begünstigt und angestellt wurden), die Lebensweise (es

wurde meistens vom Onkel auf Neffen und Nichten vererbt, das Zölibat also weitgehend eingehalten) und die Vermögenswerte – gänzlich bescheidene.
Da der Idee des Fürstbistums auch die List vorausgeht, dem Königreich ein Territorium frei der natürlichen Erbfolge und den daraus zwangsläufig entstammenden Erbfolgestreitigkeiten parat zu stellen, um der superstrukturellen militärischen Instabilität entgegenzuwirken, ist der zweiten Schriftpraxis des Walliser Klerus ein Paradox beigemischt: Abmachungen, die über die Zeit hinaus Geltung haben sollen, müssen so archiviert werden, dass das Herrschaften, das die Instituierung des Fürstbischofs auf minimster Stufe festhalten soll, sich überhaupt zu einer Form zu fügen vermöchte, sei es zu einer ungerechten, gewalttätigen und militärischen, sei es zu einer demokratischen. Für diese Arbeit, einer der grundlegendsten in der Landschaft, verbreitete sich der Notariatsklerus, dessen Fähigkeit nur darin zu bestehen schien, virtuos und in einer anmutenden Weise lesbar schreibkundig zu sein, in alle Talschaften: auf alle Alpen, in alle Dörfer, zu allen Wasserleiten. Die daraus entstandenen Archivalien, die bis heute an vereinzelten Stellen immer noch nichts Museales aufluden, werden über die riesigen Zeiträume scharf gehütet – so schreibt von Roten 1939 Seite 12 (mit Stern) übers Törbiner Gemeindearchiv, es sei, "aufbewahrt im 'Gemeindetrog' d. i. eine starke Holzkiste mit zwei Vorhängeschlössern in der Sakristei der Pfarrkirche; die Schlüssel hat der H. H. Pfarrer" – und auch Ortsansässigen wird launisch zuweilen das Recht auf Einsicht in sie verwehrt (Kuonen 1981).
Das Doppelte der stummen Buchhaltung, abwesend zu sein und dem Leben das Wirkliche zu garantieren, überspitzte ein sehr hoher Kleriker im 13. Jahrhundert: Jakobus, der Schlaumeier aus dem Val d'Anniviers und Vitztum daselbst, also Repräsentant und Vice Dominus des Herren und Bischof von Sitten, verfügt 1284 im Testament, dass seine sterblichen Überreste zur Hälfte als Weichteile in der Kirche von Anniviers (Vissoie), die Gebeine weiters halbiert zu einem Teil in der Abtei Hauterive, zum letzten im Zistensienserinnenkloster Maigrauges in Fribourg zu bestatten seien. Daraus wird ein beileibe nicht geringer Totenzug, um das Glaubensmoment der Unsterblichkeit mit wissenschaftlich-statistischem Kalkül zum voraus garantierte Wirklichkeit werden zu lassen – denn sind die einen Schutzheiligen nicht recht bei der Sache, so ist, mit großer Wahrscheinlichkeit, wenn denn überhaupt an der Religion etwas dran sein soll, die Erde am anderen Bestattungsort rechtens geweiht (Zenhäusern 1992, 119).
Im Zuge der Gegenreformation, die unter anderem zu vielen Pfarreigründungen führte, insbesondere im Oberwallis – die Gegend um Sitten hatte immer schon ungleich mehr kleinere und mittlere Pfarreien als die Landschaft oberhalb Leuk: um 1500 gab es 12 oberhalb von Siders, 25 im Untertanengebiet und nicht weniger als 30 um Sitten herum bis Siders (Gruber 1932) – wurden zwei neue Arten von Archivtexten institutionalisiert. Einerseits führten die Pfarrhäuser seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts Geburts-, Heirats- und Sterbebücher. Andererseits häuften sich in der Bischofsstadt selbst Schriftstücke an, die wohl zu den interessantesten zu zählen wären, wenn nicht vieles, was generell mit dem Bistumsarchiv im Zusammenhang steht, beim Sittener Großbrand vom 24. Mai 1788 zerstört worden wäre: Der Bi-

Hierher gehören auch Stockalpers *Handels- und Rechnungsbücher* 1987ff, die in über zehn umfangreichen Bänden das notieren, was ihm in der Landschaft geschuldet wird – auch vor dem letzten Acker wird kein Halt gemacht – und von dem er nichts ihr durch Mäzenatentum zurückzuzahlen gewillt gewesen wäre (die zwei, drei gestifteten Kirchenorgeln haben wenig mit Musik zu tun, viel aber mit der Absicherung des eigenen Seelenheils).

schof, der die Pfarreien im größeren oder kleineren Kehr besuchte, ließ sich schriftlich zuvor vom amtierenden Pfarrer eine Akte der Visitanz anfertigen, eine empirische Umfrage, in welcher der Pfarrer seitenweise über sich, die Kirchgängerinnen und das ganze soziale Leben, über das er kraft der Beichte bestens informiert war, Auskunft geben musste. Ein sehr schönes Exemplar, das einen analytisch erstaunlich offenzügigen Einblick in die gelebten alten Verhältnisse freigibt, präsentiert Studer 1994.

Da aus dem Innern kein Schriftstück, außer den militärischen und kirchentagespolitischen das Wallis verlässt, und man muss auf diesen wunden Punkt so bös wie möglich den Finger legen, sind Außenstehende dazu aufgerufen, über das Wallis zu schreiben. Der erste macht es ohne Zaudern in einem Best- und Longseller, der einen zweiten – Goethe – dazu bringt, dessen Passage an Ort und Stelle selbst zu wiederholen (Engelhardt 1997, 119 und 127). Jean-Jacques Rousseau wird 1744 mit Schimpf und Schande von seinem Posten als Sekretär des Pariser Botschafters in Venedig vertrieben, von wo er sich mittellos via Bergamo, Como und „Dom d'ossola" über den „St. Plomb" nach Sitten begibt, von da nach Genf und Paris. 1756 schreibt er die ersten Briefe der *Neuen Héloïse* (fertig gestellt 1758), unter welchen im ersten Teil sich die Nummern 21 und 22 einstimmend, die Nummer 23 ausführlich aufs Wallis beziehen, indem der letztere von der zauberhaften Vielfalt der Landschaft einen Eindruck wiedergeben will, von der Bevölkerung eine Ethnographie, die wunderschöner nicht sein könnte. Hat der Autor sein Objekt der Aufzeichnungen selbst untersucht oder alles nur

6. 7. 1998

Und die Autobiographie des Geißhirten von Grächen zwei Jahrhunderte vor Rousseaus Bekenntnissen? Thomas Platter ist wohl ein Protagonist seiner Zeit, aber eben seiner Zeit *im allgemeinen*, welcher während einer gewissen Spanne der Reformation auch das Wallis einverleibt war, bis zum Bischof, und in welcher nur wenig gefehlt hätte, dem Wallis eine komplett unverhoffte Wendung zu geben. Platters Vagabundieren bis nach Polen war in ganz Europa für Wissenssuchende gewöhnliche Last, und als er in Zürich beziehungsweise in Basel definitiv festen Boden unter den Füßen fand, blieb das Wallis zwar noch einen Besuch wert, das Schreiben über dasselbe desinteressierte hingegen immer auffälliger. Le Roy Laduries sorgsames Aufdröseln (1998) der Schriften sowohl des Vaters Thomas wie – mehr noch – des Sohnes Felix machen dieselben als Stücke lesbar, als Texte beleuchten sie aber weder das Wallis partiell, das beinahe sich wandelte, noch die europäische Sozialstruktur insgesamt – wo mit dem Humanismus doch mehr ins Spiel geriet als das bloße Abtauschen von Religionsvarianten. Wenn von Le Roy Ladurie sich auch nur knapp das erste Fünftel auf Thomas Platter und das Wallis bezieht, ist die Darstellung doch zu gut geraten, als dass sie sich durch kleinere Studien wie etwa Bumiller 1998 ersetzen ließe. Fürs Wallis selbst war die Autobiographie Thomas Platters nie von Bedeutung, weil sie, geschrieben Mitte des 16. Jahrhunderts, erst Ende des achtzehnten deutsch publiziert wurde, als das Reformierte schon längst ohne Vorbehalte verleugnet wurde.

Oben Embd und Törbel, vorne Gasenried und Grächen 25. 8. 1998

sentimental ausgemalt, um für die theoretisch-politischen Konzepte, in denen die Walliser nicht mehr eigens erscheinen, ein Muster bereit zu haben? Dass Rousseau im Val d'Anniviers nicht war, wie sieben Texte seit Bourrit 1781 (p. 198ff werden zweidrittel des langen Briefes ohne Herkunftsangabe abgeschrieben) bis zu Chastonay 1939 durch miserables Zitieren einfach so mal in den Raum stellen, hat Liniger 1958 (ebenso 1959) klargestellt. Da der Briefschreiber behauptet, auch auf den höchsten Bergen „in den Wolken einhergegangen" zu sein, hat er vielleicht doch mehr gesehen als den „St. Plomb" und das Rhonetal. Was gilt als wahrscheinlich? Am weitesten, aber in einen Widersinn festgenagelt, will der Herausgeber von Rousseau 1978 gehen, Reinhold Wolff. In den Anmerkungen behauptet er, Rousseau hätte „1744 das Oberwallis, 1754 das Unterwallis bereist" (p. 842, ohne Angaben) – 1744 ist Rousseau aber vom Simplon her durchs ganze Wallis hinuntergereist, also gleichviel durchs Unterwallis wie das Oberwallis, und von einer Reise 1754 ins Wallis hinein liegt nirgends ein Schriftstück vor (die Bootsreise um den Genfersee herum, auf die man zuweilen hinweist, wird auch mit einem Halt in St-Gingolph oder Bouveret nicht als Walliserreise durchgehen können). Behbahani 1989 fasst den redseligen Lathion 1953 und Gagnebin 1966 zusammen und gelangt zum Schluss, Rousseau hätte 1744 für die Durchreise eine Woche Zeit gehabt und so wohl schon einmal bei einer Walliser Familie über das Essen hinaus sich in einen lustigen Weinrausch trinken können, seine Haupteindrücke aber doch wohl hauptsächlich beim nachgewiesenen Gastgeber in Sion aufgelesen, „M. de Chaignon chargé des affaires de France" (*Confessions* nach Behbahani; hier auch die Schreibweise St. Plomb). Für die schöne Wirkung tut der faktisch abgesicherte Hintergrund nichts zur Sache – und es erscheint ja der Text des 23. Briefes der *Neuen Héloïse,* der nach der Veröffentlichung des Buches nicht zuletzt wegen seiner stilistischen Raffinesse in einigen Journalen auch separat abgedruckt wird, angesichts des dicken Parfüm- und Gefühlsnebels um ihn herum mitnichten als Lüge.

Es ist eine Banalität, dass einer, der sich prononciert zu einem Gegenstand verhält, demselben gegenüber noch supplementäre Pläne heckt. Solche stellt Gagnebin 1966 bereit, wie sie bei Rousseau darin gipfeln (sich aber nicht realisieren), im *Dictionnaire Encyclopédique* den Artikel *Valais* zu erstellen und wie ihm durch den französischen Botschafter in Sion, bei dem er 1744 wohnte – de Chaignon – eine Liste aller Bücher zugekommen ist, die mindestens einen Teil dem Wallis widmeten. Derselbe Königliche Abgesandte erstellte im übrigen selbst eine kleine Walliser Monographie, Ghika 1966.

So sehr die *Neue Héloïse,* die das Wallis ins bürgerliche Gerede brachte, ein Jahrhunderterfolg wird, den Goethe bereits 1761 deutsch konsumieren konnte – dessen eigene Textfolge, die weit differenzierteres Material übers Wallis offen legt, war sowohl in der Tagebuchfassung wie in derje-

nigen der Briefe an Charlotte von Stein zwischen dem 6. und dem 13. November 1779 dem Publikum vorenthalten, und noch heute ist der Zugriff auf sie eher schwierig.

Goethes Weg führte von Chamonix, das er von Basel über Genf erreichte, über den Col de Balme nach Martigny, dann nach St-Maurice und wieder zurück und weiter nach Sitten, dann via Siders und Varen nach Leukerbad, hinunter nach Leuk und Brig, schließlich durchs Goms und über die Furka wieder hinaus.

Goethe und Rousseau stehen insofern für den ganzen ersten Schub der Walliser Reiseliteratur, die sich im Jahrhundert nach der französischen Revolution in etwa gleich verhält, als der eine nur in höchsten Tönen von der Bevölkerung und den Verhältnissen (die selbst sich immer auf die engere Lebenswelt, also das Wohnen und Essen beziehen) spricht, der andere wo es am Platze scheint auch massiv distanziert. Es ist kaum abwegig, davon auszugehen, dass in verschiedenen einzelnen Jahren (oder auch über längere Zeitspannen hinweg) an verschiedenen Orten die Wohn- und Arbeitsbevölkerung einmal eher in armseliger, dann in tief beeindruckender, geradezu betörender Atmosphäre anzutreffen war. Was den Applaus auslöste, insbesondere in den Tälern von Hérens und Anniviers, war das Zusammentreffen der allgemeinen Frömmigkeit mit der Schönheit und dem Reichtum der Menschen gleichwie mit ihrer Gastfreundschaft, also dem guten Essen und dem feinen Wein. Es sind recht viele Texte entstanden. Bourrit 1781 erfährt auf jene etwas aufdringliche Weise das ganze Wallis (man hat ihn sich wohl als einen ersten Naturschwärmer aus der Stadt – Genf – vorzustellen, wie Yves Ballu einleitend in Bourrit 1977 ihn darstellt, ein wohlgefälliger Sänger und pedantisch präziser Zeichner, dessen Bilder vom Naturhistoriker Horace de Saussure für die eigenen Publikationen in ihren Perspektiven nachgemessen wurden – aber eben kein *Savant* mit milde stimmender sozialer Anerkennung). Keine zwanzig Jahre später sind die Gebrüder Bridel 1798 bestürzt über den Weg aus der Derborence nach Aven, loben aber die Verhältnisse von dort via Conthey bis nach Sitten, allerdings nicht ohne sich darüber zu mokieren, dass die Bevölkerung „ihre Butter und ihr eingesalzenes Fleisch nicht eher (angreift), als wenn es Zeit ist, dieselben den Würmern streitig zu machen“ (55). Der deutsche Fröbel 1840 verliert im Val d‘Hérens auf allen Ebenen die Contenance, um im Val d‘Anniviers, von dessen Einwohnern er knapp sieben Exemplare sieht, nur schöne Worte zu finden: „Die Bewohner (des Val d‘Anniviers) sind die einzigen wirklich arbeitsa-

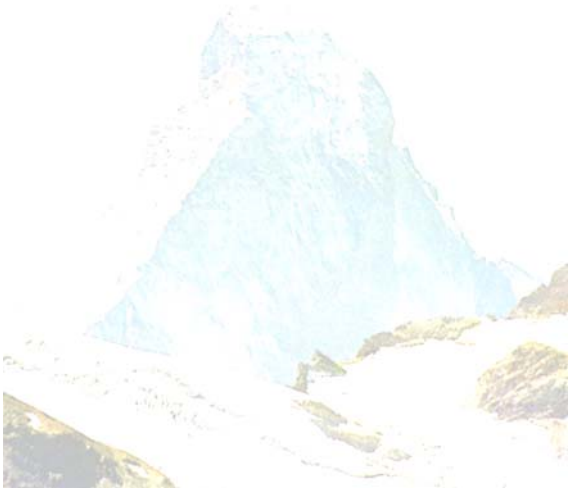
Aven (links, hinten Derborence), Erde, Daillon (rechts), unten Conthey 27. 10. 1998

men Menschen im Wallis“ (137; ev. in einem anonymen Zitat). Obwohl einige Jahrzehnte später entstanden, gehören zu dieser ersten Gruppe der Reiseliteratur auch die Texte von Jegerlehner, der recht anregend wirkt, solange er sich nicht auf schöne Literatur kapriziert, und von einem Pater aus Siders, Paul de Chastonay. Schreibt dieser aus innerer Verbundenheit nur affirmativ, so gelangt dem ersteren ab und zu auch ein Bonmot, wenn er etwa meint, die Anniviarden hätten früher „nach Art der Rüsseltiere“ an Tischen „mit lochähnlichen Vertiefungen“ gegessen (Jegerlehner 1904, 51).

Weniger zur Andacht eines größeren Publikums, das in die schöne Landschaft gelockt werden müsste, als vielmehr sozialtechnologischen und technischen Zwecken dienten die ersten Publikationen im Horizont historischer Aufrisse. Philippe Bridel veröffentlicht 1820 als Pfarrer von Montreux 350 Seiten im Kleinformat 13 x 8 cm über den fünfjährigen Schweizer Kanton Wallis, von denen ein Viertel der Naturgeschichte, einer der Beschreibung der Menschen in den einzelnen Zehnden so, wie es die Reiseliteratur vorführte (in der sich Bridel bekanntlich schon geübt hatte), einer der Geschichte und der letzte den zeitgenössischen Institutionen gewidmet ist; beigefügt ist eine große kolorierte Karte, die einen sehr präzisen Eindruck hinterlässt. Häufiger als der kurzatmige Bridel wird aber Furrer 1850 in Diskussionen beigezogen, da er als Pater vielleicht mehr Gelegenheit hatte, Geschichtliches auch nach verbindlichen Quellen geprüft wiederzugeben. Ihn heute unvoreingenommen zu lesen bedeutet allerdings, freiwillig sich obsoleten Mythen der Walliser Geschichte als mögliches Sprachrohr anzudienen; ein durch minuziöse Kommentare kontrollierter Neudruck wäre dagegen begrüßenswert, gerade weil der Ursprung für viele Unsinnigkeiten, die nicht immer bei Furrer selbst liegen, fassbar werden könnte. Zwanzig Jahre nach Furrers großer Geschichte erscheint das erste Werk, das grundlegend in die Walliser Ökonomie einzugreifen Bereitschaft zeigt, Leopold Blotnitzkis Liste der Suonen und Bisses, zusammen mit den ersten Konzepten zur Rhonekorrektion. Da dieser herausragende Kultur- und Kantonsingenieur des Wallis die Wasserleiten nicht alle selbst abgelaufen war, sondern von den Gemeinden schriftliche Beschreibungen angefordert hatte, die nicht des weiteren überprüft wurden, ist diese Zusammenstellung für uns heute zu lückenhaft und in der Benennung beziehungsweise Beschreibung zuwenig fehlerfrei als dass sie mehr denn nur die gröbste Neugierde zu befriedigen vermöchte [was einem übergeschnappten Lurchen kein Recht gewesen sein wird, dem Exemplar der Berner Stadtbibliothek zwischen April 97 und Herbst 98 mit Leuchtstift und anderen bücherfeindlichen Materialien Wunden zuzufügen]. Immerhin wurde durch diese Schreibarbeit, für welche Kulturingenieure sonst wenig Neigung zeigen, auf massive, bis in die Gegenwart nachwirkende Weise verhindert, dass in den Verwaltungsstädten Sion, Sierre, Visp und Brig, die sich gerade in diesen Jahren von den Sitten und Gebräuchen des Dorfschaftslebens an den Berghängen zu dissoziieren begannen, die Wichtigkeit der Bewässerung nicht nur zur Futter- und Landfruchtgewinnung, sondern auch zum Schutz vor Fels- und Hangabgängen nicht mehr eingesehen würde.
Einen Schatz besonderer Güte vergrub bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahr-

hunderts der Fribourgische Priester und Historiker Jean Gremaud (Diesbach 1898), indem er nicht weniger als 3080 Walliser Dokumente in Buchform und mit umfangreichen Registern publizierte – allerdings in der Originalsprache mit einer bloß winzigen Inhaltsangabe auf Französisch. Da kaum mehr als eines nicht lateinisch verschlossen dasteht, sind die Folgen bis heute zwiespältig: wer diese Texte nicht berücksichtigt, läuft Gefahr, unnötigerweise an falschen Phantasien weiterzuspinnen – aber der lateinischen Sprache Huld zu erweisen ist auch bei geplagten GymnasiumsabgängerInnen altsprachlicher Richtung nicht jedesmenschen Sache; nur schon die Ortsnamensuche hat ihre Tücken, einzelne konnten überhaupt nicht bestimmt werden. Immerhin lohnt sich ein Blick in den ersten Band: für die erste Hälfte des ersten Jahrtausends werden knapp drei Druckseiten benötigt, für die zweite Hälfte mit 65 Dokumenten sechsundvierzig. Hier ruht das Material für die Wiedergabe der räuberischen Geschichten mit den Langobarden (Nr. 14, halbe Seite, Jahr 574) und den Sarrazenen (Nr. 61 bis 64, zehn Seiten, Jahre 940 – 972). Nichts aber findet sich darüber, dass die beiden Gruppen hätten Wohnsitz nehmen wollen, nichts über Hannibal und die Elefanten, nichts über Attila und die Hunnen. Die diskursive Geschichte der Walliser Landschaft scheint sich vom ersten Jahrtausend ablösen zu wollen, um sich desto tiefer, immer aber noch lateinisiert grimmig festgemauert, in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends einzuschreiben.

Mit der Gründung der Alpenclubs während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Schweiz, in Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien und England, deren Mitgliedschaft personell sowohl mit einer gewissen Adels- beziehungsweise Großbürgerschicht wie aber auch mit dem Universitätsleben, insbesondere an den naturwissenschaftlichen und medizinischen Abteilungen liiert war, erwuchs eine Reiseliteratur, die sowohl wissenschaftlichen Zielen diente wie aber auch individuelle Bestleistungen zwecks sozialer Anerkennung dokumentierte. Die wissenschaftliche Fragestellung ging nicht weit über das Problem hinaus, ob man die Formen der Berge und Täler der Faltung von Platten, also Kontinenten zuzuschreiben hätte oder ob den Gletschern bei diesem wundersamen Werk ein mehr oder weniger großer Anteil zukomme. Noch bevor sich die Geologie als Fach von der bloßen Idee der Naturgeschichte abgelöst hatte, verschwand der Personalunionismus von Naturforschenden und AlpinistInnen aus der Berglandschaft. Der bigotte Kampf um Anerkennung zeigte sich zunächst als Kampf um die Erstbesteigung der markanten Berge (Whymper 1871), dann um die der schwierigsten Gipfel und Türme (Finch 1924 und Young 1955), dann um die der Grate und Traversen (Biner 1994, umfassender Brandt 1993); in schlimmeren Fällen ging es um die bloße Ge-



Hörnligrat mit Absturzseite der Erstbesteiger 25. 8. 1998

schwindigkeit oder ums Sammeln einer bestimmten Menge von Gipfeln in limitierter Zeit. Obwohl der Zweck dieser Literatur nur wenig zur Erkenntnis des Wallis beiträgt, zeichnen die Autoren zuweilen sehr faszinierende Portraits ihrer Bergführer, ohne deren Kraft und Trittsicherheit kein Unternehmen gelingen konnte wie andererseits dieselben den Gast voraussetzten, um das Klettern als Tätigkeit des Broterwerbs möglich zu machen (Antonietti 1994).

Um die Jahrhundertwende entstehen einige historische Werke, die paradigmatisch einzelne Perspektiven verdichten, zueinander sich aber höchst heterogen verhalten. Steht der Ungare Fischer 1896 für alle spintisierten Phantasien, die fürs ganze Wallis oder einen Teil davon einen besonders wilden Ursprung suchen – die Druiden, die Araber mit und ohne Perser, die Hunnen mit und ohne Attila, die Karthager mit und ohne Hannibal, mit und ohne Elefanten etc. – und steht Dionys Imesch mit den *Blättern aus der Walliser Geschichte* ab 1890 für die autoritätsgläubige Fixierung der Geschichtsbetrachtung auf die Staats-, Militär- und Kirchendokumente, die von den Priestern, die in Geschichte dilettierten, an große Persönlichkeiten des Wallis geheftet werden, so geschieht beim meist stellenlosen Hungerkünstler Dr. theol. Erasme Zufferey insofern etwas Neues, als er für eine ganze Talschaft die Archivstücke der Dörfer und Pfarreien obsessiv aufdeckt, wie wenn es möglich wäre, das alte Leben trotz der bürgerlichen Revolution und trotz der kapitalistischen Produktionsweise (die nur dadurch schlechten Eindruck machen, weil sie das katholische Dogma erodieren) am Leben zu erhalten, durch konkretes Wiederzusammenfügen notarieller Fakten aus dem bäuerlichen Arbeitsalltag statt wie bei seinen gutsituierten Amtsbrüdern im Oberwallis durchs Präsentieren von Herrschaftsentscheiden.

Die empirische Erforschung der Walliser Gesellschaft, in der Mitte zwischen der naturwissenschaftlichen Urgeschichte und der priesterlich-geistlichen Dokumentenanalyse, beginnt auf dem Feld der Volkskunde mit den Werken von Leopold Rütimeyer und Friedrich Stebler, die beide sowohl der Landschaft wie der wissenschaftlichen Disziplin eigentümlicherweise wie Fremde gegenüberstehen. Als Leiter der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Zürich hatte Stebler die Übung, bauernspezifische Gegebenheiten, Verhältnisse und Prozesse so zu beobachten, dass er sie dokumentieren, untereinander vergleichen sowie analytisch beurteilen konnte (Stebler 1903). Dazu kommt ein offenbar nicht zu geizig ausgestattetes Flair im Umgang mit fremden oder erst wenig bekannten Menschen, das ihm erlaubte, auch scheue Walliser und Walliserinnen mit der Kamera abzulichten. Aus dieser Anlage erschuf Stebler von 1900 bis 1920 informative, anregende und nicht zuletzt auch gestalterisch äußerst wertvolle Monographien über fast das ganze Oberwallis (französisch wollte sich schon damals nicht jeder freiwillig exponieren): übers Goms, das Lötschental, die Lötschberg-Südrampe, Visperterminen und auch die westlichen Dörfer des vorderen Vispertales. (Unbearbeitet blieben nur der Simplon, das Saaser- und das Zermattertal sowie Leuk mit dem Leukerbad.) Obwohl alle Publikationen ähnlich aufgebaut sind, erscheint das Werk *Sonnige Halden am Lötschberg* von 1914 über die Dörfer Hohtenn, Ausserberg, Eggerberg und Mund am virtuosesten aufge-

Die sonnigen Halden am Lötschberg, am Saum des Bietschhorns 6. 7. 1998

zogen – ein Genuss und Gewinn auch in der heutigen Lektüre, sei sie durch Ferienerlebnisse angeregt flatterhaft spontan oder kritisch angespannt.

Ein solch herausstehendes Werk war Rütimeyer nicht beschieden. Das hat die zwei Gründe, dass er erstens durch die lebenslange Bindung an den großen Vater Ludwig, Professor für Ur- und Naturgeschichte in Basel, daran gehindert war, das fette Trassee des augenrollenden Positivismus, der jede Aussage in die Hölle treibt, die keine physischen Fakten vorzulegen hat – die Hölle aber ist der Positivismus selbst, der nichts außer sich duldet – mit Schwung zu verlassen und dass er zweitens beruflich selbst als außerordentlicher Professor für Medizin in einem Metier Werke abzuliefern hatte, das keine methodischen Seitensprünge tolerieren darf (Stöcklin 1961). Folglich orientiert sich sein Werk, das er konzeptuell als Ergologie begriff, am Ideal der Urgeschichte, die sich um eine Sammlung der „Urmaterialien“ kümmert; namentlich sind dies solche, die als Arbeitsgeräte einmal fungiert haben müssen. Rütimeyers Texte gruppieren sich mit Vorliebe, und manchmal eben etwas langweilig, um solche Dinge wie Steinlampen, Tesseln (Holzstäbe mit Namens- und Mengezeichen zur analphabetischen buchhalterischen Notierung bestimmter Rechte einzelner), Mühlsteine, Schaber, Spielzeuge, Kesselketten, Gefäße, Töpfe und Ackerbaugeräte; sie wirken wie Anker, die jedes analysierende Weiterdriften verhindern. Die zusätzliche Fixierung auf die ideologische Formation des Vaters wirkt da störend, wo er zeitgenössische Gebilde partout in den Diskurs der Urgeschichte transformiert sehen will und behauptet, die berühmten Stelzen der Walliserhäuser mit den Mäuseplatten seien kein eigentümliches stilistisches Merkmal der Landschaft, sondern bruchlos aus den Gebäuden der Pfahlbauern hervorgegangen, die, und das scheint ein Lieblingsthema des Übervaters gewesen zu sein, keineswegs nur an Gewässern oder in Sumpfzonen erstellt worden seien. (Der tonangebende Rechtshistoriker des Wallis scheint in Carlen 1981, 125 nicht viel gegen Rüttimeyers (sic) These einzuwenden zu haben.) Wenn heute auch nicht mehr alle Texte zünden wollen, so ist von dieser Abschätzigkeit doch das ganze medizinische Werk des Vizedirektors des Basler Völkerkundemuseums auszunehmen wie auch die Arbeit über die Schalensteine, die den Druidenfreaks, die auch im Wallis ihren Spuk haben wollen, ein paar denkwürdige Bemerkungen in den Weg zu stellen weiß. Innerhalb der Schweizerischen Volkskunde ist die Schrift über die Lötschentaler Fasnacht häufig zitiert worden, zuletzt mehrmals, und endlich der Intention nach korrekt kritisch, in Bellwald 1997. Vielleicht ist auch dies ein Zeugnis für seine große Präsenz, dass er

im außerordentlich schönen Buch von Chappaz übers Lötschental (1979) auf Seite 81 in der Bildlegende zwar angerufen wird – „Kaplan Brantschen, Rütimeyers Informant anfangs Jahrhundert“ – im Buchtext oder bei einem anderen Kommentar aber, als bedürfe sein Name keiner Erläuterung, überhaupt nicht erscheint.

8. 5. 1998

Die jetzt einsetzenden Schreibarten im Wallis wirken wie bloße Varianten der vorangegangenen, weil nur sehr sporadisch in die methodischen Probleme Kritik eingelassen wird, die das Schreiben um des Zustands willen verändern könnte. Besonders ramponiert erscheinen die akademischen Disziplinen der Soziologie und der Geschichte, da hier der Anspruch, Reflexionsmaterial zur Kritik der Gesellschaft bereitzustellen, am auffälligsten korrumpiert wird durch eine Haltung, die im 20. Jahrhundert vom Beginn bis zum Schluss als konservativ und autoritär identifiziert werden muss (Arnold [Ausnahme: 1961], Carlen, Fibicher [eventuell liegt hier das Problematische beim Herausgeber, dem Walliser Erziehungsdepartement], de Preux, Truffer 1995 in der Ausfälligkeit gegen Franz Hohler, Walpen, Werder, Zermatten 1977 und 1987). Gerade weil sich bei der Lektüre dieser fürs Wallis partiell wichtigen Autoren (und der einen Autorin) eine heftige Abwehrhaltung einstellt, ist auf der anderen Seite, die nichtsdestotrotz sporadisch konturiert hindurchschimmert, das Urteil über diejenigen, welche ihr Material auf fruchtbare Weise exponieren, euphorischer als dass eine vertiefte Auseinandersetzung einem solchen wirklich standhalten könnte. Schleiniger 1938 gibt einen stark ernüchternden Einblick ins Val d‘Anniviers, aber so hoffnungslos im rigorosen Positivismus der Mediziner gefangen, dass es einen schon mal dünken könnte, ein soziales Verständnis müsste doch auch zu ähnlichen Wirkungen kommen wie denjenigen, die der Stand der Ärzte- und Wissenschaft an den Geldfluss und die Medikamentenabgabe bindet. Für dieses Soziale steht Crettaz ein (manchmal zusammen mit Preiswerk), und selbst gegen den Ansturm von Zürcher AlpenfreundInnen verteidigt er die Haltung, es müsste immer auch von der lokalen Bevölkerung gewünscht werden, was sich zu verändern habe: wenn dieselbe aus Gründen des ökonomischen Überlebens sich *vorübergehend* für Sachen wie Skilifte, Straßen, Ferienbauten etc., die allgemeinen sozial- und ökologiekritischen Einsichten widersprechen entschließt, müssen diese Einrichtungen, die für uns empörend in der Landschaft stehen, eben als Momente der Geschichte dieser Gesellschaft verstanden werden – als Momente, die kraft ihres nervenden Daseins mit der Zeit kritisch aufs Bewusstsein zurückwirken.
Zu erwähnen sind noch Werke, die durch ihre Seriosität beeindrucken: der aus allen Nähten platzende, nur mit Gyr vergleichbare erdrückend fleißige Dubois 1965, von dem aus weiß was für Gründen kein Nachfolgewerk erschien, zuerst, Mc Netting 1981 und Conne 1991 anschließend. Britsch 1994 ist vielleicht schon wieder zu ver-

spielt und zu nahe am Aktuellen, um erkenntniskritisch auch über die nächste Zeit hinaus wirken zu können. So sehr Windisch 1986, dessen Autor aus dem gleichen Zehnden und der gleichen Generation stammt wie Crettaz (und an der gleichen Universität arbeitet, Genf), sich ins Empirische einer Dorfgemeinschaft verbohrt, so sehr wird sein Text Opfer des Witzigen und Spielerischen, gleichwohl nie Unverbindlichen, das an seinem Gegenstand haftet: den lokalen Walliser Parteikämpfen, die vom Feudalismus nicht gerade die besten Teile hinübergerettet haben. Noch mehr fehlt einem das intellektuelle Spurenelement des Vorbehalts gegen die Alltagspolitik beziehungsweise die Typen von PolitikerInnen, die diese an die Oberfläche spült, in Windisch 1994. Das Werk rekonstruiert das soziale Phänomen der Zweisprachigkeit der Walliser Gesellschaft anhand einzelner Äußerungen in den Zeitungen und in über zweihundert Interviews. Der Gewinn der Lektüre, der durch ein permanentes Zirkeln in einer unangenehm relativen Erkenntnis abgerungen werden muss, wächst mit der örtlichen und zeitlichen Distanz des Lesenden zur analysierten Gesellschaft. Nach 150 Seiten geht der Text noch störender aus dem Leim, weil auf eine redaktionelle Überarbeitung weitgehend verzichtet worden ist. Ob die abschließenden Forschungsresultate, die der Intention nach in die Praxis eingreifen sollen, aber durch die neblige Vorwegnahme in einer dreihundertseitigen Drift längst keine Konturen mehr haben, noch mit wachem Bewusstsein aufgenommen werden können, darf bestritten werden.

Aufs äußerste unangenehm klopft die Frage, was im touristischen Aufzeichnungsprozess weiter zu tun bleibt, wenn alle Gipfel, Gräte und Traversen er-, be- und durchstiegen sind und dieses Erklettern bis zum letzten Griff sorgsam dokumentiert worden ist. Es fährt stinkend, lärmend und restlos alles bedrohend, was noch auf Füßen geht oder als Schlange am Boden kriecht das ungetüme Auto in die Reiseliteratur hinein. Erwarten Texte des automobilisierten Tourismus im Ernst Zuwendungen, wie sie die Angestellten der Zapfsäulen den Autos als Service anpreisen? In die Städte und zu den Fernsehgaffern zurück! Ohne Pardonisierungsmöglichkeit spricht gegen diese vergifteten Schriftstücke, dass sie das unmusikalischste aller Gebilde – nur die Idee des Militärischen ist noch gruusiger – zum *Zwecke* haben (Beerli o. J., Dolder 1986) oder so sehr als *Mittel* zum Fotografieren einsetzen, dass auch die schönsten Bildbände wie verkratzt dastehen, weil der Fotograph ausschließlich bei Autohalten berufstätig stehenbleiben wollte, ohne eigenen Schritt ins weitere Gelände hinaus (Bitter und Mathis 1994, van Hoorick 1982).
Auf der anderen Seite gibt es trotz bester Dokumentation erstaunlicherweise nichts, was einen die Klettertouren zu Hause oder im Rollstuhl genießen lassen würde – alle fotografischen Kletterbücher begnügen sich mit Gesamtansichten der Berge, die mehr die eifersüchtigen und neidischen Regungen verstärken statt die Neugierde nach dem ästhetischen Erleben wirklich befriedigen zu können. Von den schönsten Bildbänden seien genannt Darbellay 1987, Camisasca und Grimoldi 1996 und Germond 1997.
Zur Wegsicherung des theoretischen Einblicks in die Walliser Geschichte wichtiger als die neuen Bildbände sind aber die Reproduktionen alter Fotos, für die fast jede

Walliser Publikation Platz freihält. Besondere Sammlungen enthalten Carruzzo und Wirthner 1995, Chappaz 1979, Gaspoz 1994, Gattlen 1992, Gyr 1994, Imesch 1978 bis 1983, Mariétan 1948, Niederer 1996, Paris 1988.
Sehr wichtig in dieser Gruppe ist die Arbeit von Walter Ruppen, dessen Darstellung der Kunstdenkmäler leider erst das Goms abdeckt und vor den Toren Brigs Halt macht, und dies schon seit 1991. Der Nutzen einer vielleicht etwas forcierten Vollendung dieses großen Unternehmens wäre klar: Eine der Intention nach auf Einheitlichkeit zielende Darstellung, die derart viele Detailinformationen bereitstellt, erleichterte wie kein anderes Vorgehen das Erkennen von lokalen Unterschieden, sei es im Baustil, sei es in der Siedlungsgeschichte, sei es in der Alp- und der Wasserwirtschaft, sei es in der allgemeinen sozialen Reproduktion, sei es in den Sitten und Gebräuchen.

Die Sitten und Gebräuche. Mit der Reaktion auf das Werk Leo Meyers gelangt die Volkskunde deswegen so leicht in eine neue Phase, weil jenes schon früh – 1913 – den Akzent auf die Exposition von Namen und Begriffen, auf die Urkundenlektüre und auf Sprachvergleiche legte, weil es aber gleichzeitig mit Mängeln nicht geizte, die dann, obwohl Meyer zum Kantonsarchivar vorrückte, innerhalb der Disziplin eine kritische, also eine selbstkritische Haltung geradezu herausforderte. Die klassische Walliser Volkskunde, die selbstredend von der Ausserschweiz betrieben wurde, arbeitet nun *einerseits* mit einem unendlich weiten Apparat der Aufzeichnung wie bei Gyr 1994, wo das alte Falsche unter der empirisch minuziös gestützten Differenzierung verblasst, *andererseits* durch moderne soziale Kritik wie bei Niederer, dessen Werk nach seiner Dissertation übers Lötschental und das Gemeinwerk (1956) seine Qualität eher darin gefunden hat, dass es gegen den aufkeimenden Fremdenhass in der Schweiz gerade aus der Warte der gewohnheitsmäßig volkstümelnd erscheinenden Volkskunde dezidiert Stellung nahm als dass es in eigenen Forschungsprojekten die Neuentdeckungen des Frühwerks fortschreiben wollte. Solche anregenden Projekte finden sich dann bei Gelehrten, die sich auf Niederer beziehen, wie Anderegg oder Antonietti. Für den jüngsten Versuch, innerhalb der Volkskunde zu verbleiben und trotzdem einer kritischen Praxis zu folgen, steht der schon erwähnte Bellwald 1997, ein Buch, das nur darin scheitert, dass alle seine Sätze sagen wollen, es dürfe der disziplinarische Rahmen der Volkskunde nicht verlassen werden.
Obwohl bei Grenzziehungen das Gewalttätige und Falsche offenbar ist, sind sie in einer explizit vorläufigen Absicht nützlich, die bereit ist, sie zu verlegen oder gar aufzuheben. Die jüngste Gruppe der Walliser Schreibarten hat denn auch von allen bereits erwähnten gewisse Momente übernommen oder widerspricht der Haltung nach anderen – trotzdem scheinen die Dorfchroniken, die Textsammlungen über den Bau und den Unterhalt von Wasserleiten und die Alpbewirtschaftungen eine eigentümliche und eigene Art des Schreibens im Wallis sein zu wollen, indem sie von einem sehr kleinen Teil der Landschaft in einer Form und

Ausgerechnet in diesem großen Werk von Gyr hat sich Seite 23 (mit Stern) ein Druckfehler eingeschlichen, der einen glauben macht, das Patois von Anniviers gebrauche eben doch den Vokal „ü“, der ansonsten in den provenzalisch Walliserischen Dialekten als Eigentümlichkeit erstickt wird. Aber es ist nur ein Druckfehler (Pont Musikkassetten 1989a und b, Savioz 1992).

Aufmachung erzählen, die zwar sowohl präzise wie neue Erkenntnisse zulässt, gerade aber auch sich als Andenken dem, wie es so gesagt wird, anscheinend anspruchslosen Touristen dienlich machen wollen; weil sie eine Volkskunde ohne Kritik pflegen, erfüllen sie diese Dienstfertigkeit auch für den kritikverängstigten Tourismus selbst. Aber aus ihm sind sie nicht herausgewachsen. Die Dorfchroniken versuchen diejenigen ursprünglichen Walliser Schriftstücke an den Tag zu schaben, die durch ihre Archivierung dem Leben in den Dörfern eine Form schaffen, eine Struktur garantieren und die Regeln absichern. Ihre heutigen Erwecker sind meist Pfarrer, als ob Ende der sechziger Jahre an sie die Devise ausgegeben worden wäre, die Archive ihrer Arbeitsstätten endlich zu plündern. Unermüdliche Schaffenskraft beweist hierbei Peter Jossen. Neben den Pfarrherren, die sich nicht heftig gegen das Litaneische im altsprachlichen Kulturgut der Archive stemmen, scheinen auch Ärzte im Ruhestand ihre Lateinkenntnisse fruchtbar in den Dienst der Lokalgeschichte stellen zu wollen. Das Werk von Studer 1994 über Visperterminen wurde bereits anerkennend zur Sprache gebracht; nicht weniger bedeutsam ist dasjenige von Kreuzer 1995 übers Goms, das vom Verlag leider so grausam verunstaltet herausgegeben worden ist, dass es letztlich mehr Schätze vergräbt als offen legt, da dem ausnehmend brisanten, auf Vollständigkeit zielenden Literaturverzeichnis in provinzieller Feudalherrenmanier der Abdruck verweigert worden ist.

Die notariellen Akten, die die Walliser Gesellschaft seit tausend Jahren strukturieren, begründen nur in einer geringen Zahl von Fällen staatspolitische Macht von oben. Im Normalfall geben sie einem gesellschaftlichen Leben Form, das nicht nur bei den Gletschern sich angesiedelt hat, sondern in ihnen seinen Grund findet. Weit davon entfernt, bloße Staffage zu sein, bildet die Landschaft, auch die schöne angeschaute, den Grund für die gesellschaftlichen Prozesse.

Die Rechtsdokumente über die Alp Eril werden in Anderegg 1983, Antonietti 1988 und Jossen 1984 beschrieben.

25. 11. 1997

| | *Archivalien* | *Reiseliteratur/ Kunstgeschichte* | *Historisches/ Soziologisches* | *Volkskunde* | *Dorfchroniken* |
|---|---|---|---|---|---|
| | Messbücher<br>Musikhand-<br>schriften (keine<br>eigenen) | | | | |
| 1000 | | | | | |
| 1200 | Testamente | | | | |
| 1300 | Notariats-<br>urkunden | | | | |
| 1400 | | | | | |
| 1500 | | | | | |
| | Visitanzakten | | (Stumpf) | | |
| | | Thomas Platter | | | |
| | Geburtsregister<br>Heiratsregister<br>Sterberegister | | | | |
| 1600 | | (Merian) | | | |
| | Stockalper | | | | |
| 1700 | | | | | |
| | | (Scheuchzer) | | | |
| | | | (Briguet) | | |
| | | Rousseau | | | |
| | | Bourrit<br>Goethe<br>Bridel | | | |
| 1800 | | | | | |
| | | Kämpfen | Bridel | | |
| | | Fröbel | | | |
| | | | Furrer<br>Blotnitzki | | |
| | Gremaud | | | | |
| | | | Fischer | | |
| | | Whymper | | | |
| 1900 | | | D. Imesch<br>Zufferey | | |
| | | Finch, Young<br>Jegerlehner, Chastonay<br>W. Schmid | | Rütimeyer<br>Stebler<br>L. Meyer<br>Gyr | |
| | | | Schleiniger, Imboden<br>Gruber<br>Arnold<br>Dubois | | |
| | | In der Gand, Vernet<br>Mariétan<br>Beerli, Dolder<br>Donnet | | Niederer<br>Zimmermann<br>Anderegg | Berard<br>E., F., M., S. Schmid<br>Paris<br>E., P. Jossen |
| | | | Carlen, Fibicher<br>McNetting, Waibel<br>Truffer, Conne<br>Crettaz, Preiswerk<br>Windisch, Britsch | | |
| | | Darbellay | | Antonietti<br>Pont | Bloetzer<br>Kreuzer, Studer<br>Salamin, Monnier<br>Von Roten |
| 2000 | | Salzmann<br>Ruppen | | Bellwald | |

# Erstes Portrait: Das Weisshorn (4505 m)

Zinalrothorn, Weisshorn, Brunegghorn, Bishorn 17. 10. 1998

1. 11. 1997

25. 8. 1998

25. 8. 1998

25. 8. 1998

25. 8. 1998

25. 8. 1998 5. 10. 1997



Der neue Höhenweg von Grächen Richtung Zermatt ist zweifellos ein Wunderwerk der Baukunst; es ist ihm zu wünschen, dass die Anrissstellen, die wegen des heiklen Geländes schon im zweiten Jahr sichtbar waren, nach jeder Schneeschmelze kontrolliert und korrigiert werden können.

Brunegghorn, Weisshorn, Bishorn, Barrhörner 6. 7. 1998



Bishorn, Weisshorn, Zinalrothorn, darunter Brändji 21. 10. 1998

## Geoffrey Winthrop Youngs Besteigung des Westgrates, mit den Bergführern Louis und Benoît Theytaz aus dem Val d‘Anniviers:

„Ganz aus Gewohnheit klang die französische Zunge [wohl besser: das frz. Patois; U. R.] meiner gegenwärtigen Gefährten in einem kritischen Augenblick nie so vertraut an meinem Ohr, auch schien sie mir nicht so unmittelbar der Gemütsstimmung in den Bergen zu entsprechen. Alles in allem fühlte ich mich ein wenig einsam.“ (74)

„Wir brachen [am 7. 9. 1900] bei einer Dunkelheit auf, die sich zwischen den zerstreuten Bündeln Sternenlichtes zu schwarzer Finsternis zusammenballte. Trotz unserer vorhergehenden Erkundungsgänge verloren wir viel Zeit in den Gletscherbrüchen; bis wir den Bergschrund und eine riesenhafte Eisstirne am abgerundeten unteren Ende unserer erwählten Rippe überwunden hatten, war es bereits heller, eisig kalter Morgen geworden. Diese Rippe läuft über ein Chaos von Platten vom grossen Turm auf dem Weisshornnordgrat bis hinunter zum Gletscher. Man könnte sie mit einer versteinerten Riesenschlange vergleichen, die mit dem Genick am Turm oben hängt und deren Schwanz den Gletscher in der Tiefe peitscht.

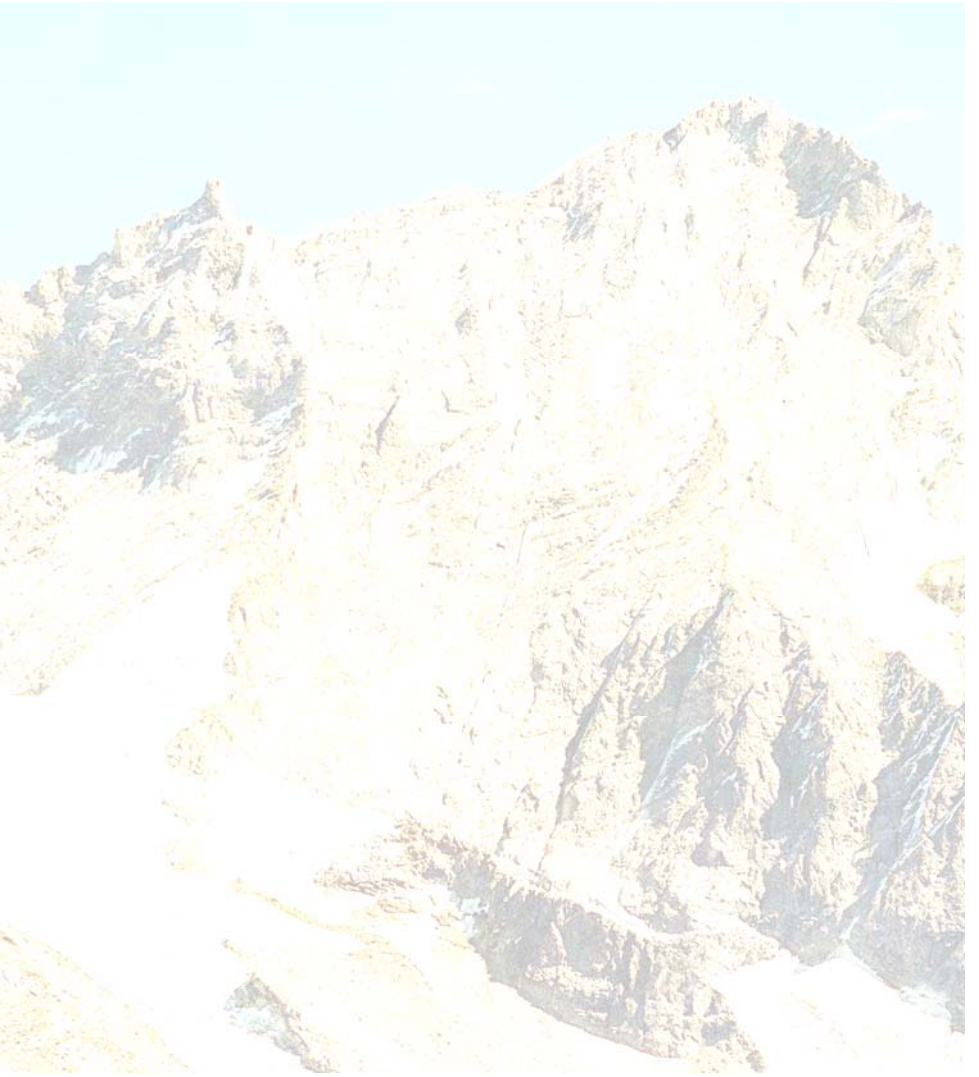
In dem heftigen Verlangen, meinen Anteil an der Arbeit zu leisten und die Kraft des Führers zu schonen, bestand ich darauf, am Anfang die Führung zu übernehmen. Eine Zeitlang kamen wir rasch vorwärts. Der nächtliche Reif wich von den Felsen in dem Mass, als die Sonne höher stieg. Mit hochgespannten Hoffnungen steuerten wir eine Strecke weit nach links hinaus, wo uns ein bereiftes Felsband und ein Schneeflecken hilfreich winkten. Aber die Steilheit und Unzugänglichkeit der ungeheuern Platten, die dem Weisshorn auf dieser Seite sein Gepräge geben, trieben uns bald wieder auf unsere Felsrippe zurück. Je höher

„(Das Walliserdeutsch ist) ein heiserer, kehliger Dialekt, eher eine mit den Lungen als mit dem Mund gesprochene Sprache, die mir immer als die einzig richtige Sprache für die Berge vorkam.“ (15)

Der mit Abstand aufschlussreichste Text über die Walliser Bergführer deponierte Bernard Crettaz, dem das Patent wegen der löblichen militarismuskritischen Einstellung verweigert wurde, in Antonietti 1994.

Arpitettaz 2. 10. 1997

wir stiegen, desto geringer wurden die Möglichkeiten, nach der Seite auszuweichen oder Umgehungsmanöver zu machen. Auch richtete sich der Schlangenrücken, auf den wir uns beschränkt sahen, immer starrer und steiler in die Höhe. Hin und wieder schienen die Verrenkungen seiner Rückenwirbel beinahe unübersteigbar. Nachdem wiederholt mehrere solcher Stellen zu überwinden gewesen waren, bei denen Unterstützung des Führers durch den zweiten Mann ganz einfach unerlässlich wurde, änderten wir die Reihenfolge. Bei aufgeschlossenem Klettern, da die Hilfe eines zweiten für den Führer notwendig wird, arbeiten zwei Führer gewohnheitsmässig besser zusammen als Führer und Tourist, und die Brüder Theytaz ergänzten einander auf bewundernswerte Weise. So kehrten wird das Seil um, Benoît kam an die Spitze und ich an den Schluss. Als Entschädigung erhielt ich Benoîts Rucksack und später auch noch denjenigen von Louis. Ich hatte damals noch nicht herausgefunden, dass es, wenn ich mit Führern kletterte, ratsamer war, selbst nichts im Rucksack mitzutragen, damit ich ein um so fröhlicheres Gesicht wahren konnte, wenn der unvermeidliche Augenblick kam, da sich ihre Säcke auf meinen Schultern aufzuhäufen begannen.



Die versteinerte Riesenschlange 2. 10. 1997

(…)

Wir waren am Fuss der grossen ‚Stufe‘ angelangt oder an der Rückgratsverrenkung unseres Grates, die, wie wir wussten, die eigentliche Schwierigkeit unserer Kletterei bedeutete. Oft hatten wir sie von unten her genau geprüft, durch jede Art von Fernrohr. Über unsern Köpfen erhob sich eine hohe graue Mauer. Die sich gegen die Front dieser Mauer hinaufschwingende Kante unserer Rippe war aussichtslos. Aber durch das Fernrohr hatte uns geschienen, als ob etwas tiefer unten, links um den Felsen, wo der Grat auf die graue Wand stiess, ein Riss oder wenigstens der senkrechte Winkel eine Durchstiegsmöglichkeit bieten könnte. Wir blickten uns um und erspähten ein Felsband, das von der Rundung der Rippe hinweg schräg nach links hinunter und in den senkrechten Winkel führte. Es war ein schmales Band zerbröckelnden, durch Eis zusammengekitteten Gesteins, das erst mit dem Pickel für die Füsse in Form geschlagen

27. 8. 1998

werden musste. Aber auf halbem Weg bestand eine ausgezeichnete Sicherungsmöglichkeit hinter einem gespaltenen Felsblock, und auch dort, wo das Band im Felswinkel endete, gab es genügend Raum zum Stehen.

Ich legte das Seil zweimal um den gespaltenen Block und wartete, während die Brüder das Band entlang bis zum Winkel weitergingen. Dort aber fand sich kein Riss. Es war eine rechtwinklige Ecke, etwa zwölf Meter hoch, mit glatten Wänden, die oben durch einen vorstehenden Wulst abgesperrt wurde. Benoît kletterte ermutigend bis zur halben Höhe des Winkels; dort hörten die Griffe auf. Louis folgte ihm, und indem er, die Beine über den weiten Winkel gespreizt, auf unsichtbaren Tritten Halt fasste, gelang es ihm mit seinem unglaublich sicheren Gleichgewicht und seiner Kraft dem Bruder als Fussstütze zu dienen, erst mit den Schultern, dann mit dem Kopf und schliesslich mit der Pickelhaue, auf der er ihn mit aller Kraft seiner Arme in die Höhe stemmte. Jetzt befand sich Benoît in Reichweite des vorstehenden Wulstes. Er suchte sich daran zu halten und tastete sich weiter um ihn herum bis an die jähe rechte Wand des Winkels. Zweimal zog er sich zappelnd und prustend mit einer Hand hinauf, und zweimal glitt er wieder auf den Pickel zurück. Dann, beim dritten Versuch, schwang er sich mit katzenhafter Geschmeidigkeit empor. Begeistert rief ich ihm von meiner Stehplatzgalerie aus zu, als ich sah, wie er über den Wulstrand krabbelte und seine Schultern nach oben in die Öffnung eines schmalen Eiskamins zwängte, der sich zu unse-

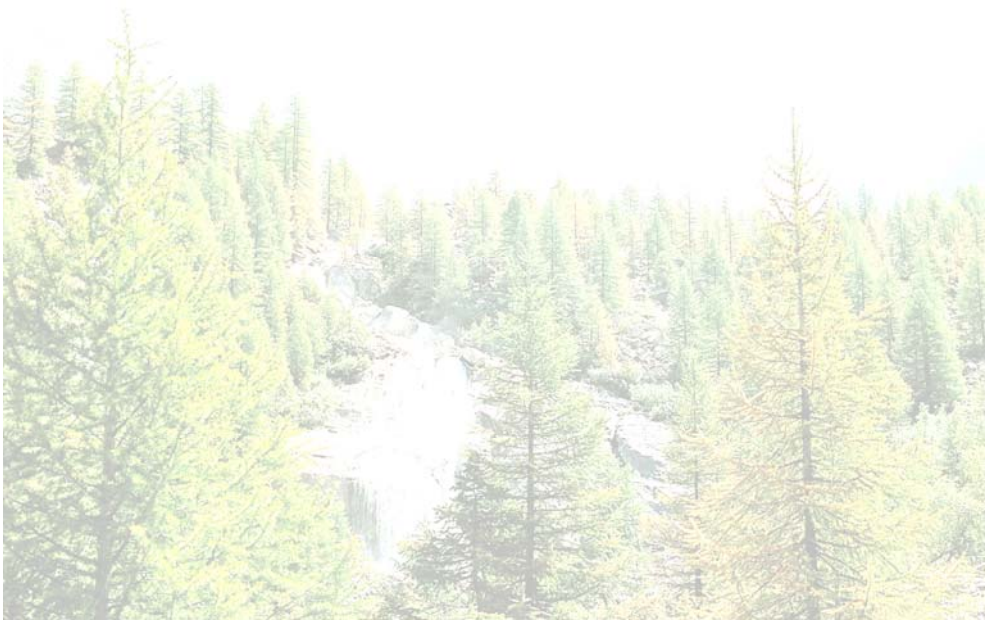
29. 9. 1997

rer Rechten steil für weitere achtzehn Meter in die Höhe zog und über der ‚Stufe' wieder auf unsere Felsrippe führte. Zu jener Zeit befand sich die von den Lochmatter und Knubel entwickelte Felstechnik noch in ihren ersten Kinderschuhen. Der Anblick, wie Benoît wiederholt unseren feststehenden Auffassungen von Unmöglichkeit Trotz bot, erfüllte mich mit neuem, erwartungsvollem Staunen. (…)

27. 8. 1998

(…) Als ich mich etwas nach vorne neigte, sah ich zwischen meinen Knien hindurch senkrecht auf endlos von unserm Winkel aus in die Tiefe stürzende Platten; sie saugten meinen Blick mit der unangenehmen Wirkung in den Abgrund, den ein plötzlich sich in Bewegung setzender Lift unter dem Zwerchfell hervorruft. Louis stiess mit einem Satz von meinem Kopf ab, der mich beinahe aus dem Stand hob. Innerhalb weniger Sekunden war er oben, kräftig mit den Stiefeln ausschlagend, während er das obere Drittel seines Körpers in den Beginn des Eiskamins zwängte.

In diesem Augenblick kam ein verzweifelter Ruf von Benoît, und eine wahrscheinlich durch das Seil losgelöste Steinplatte sauste gegen die Wolken hinaus und schlug flach, doch zum Glück nur leicht streifend auf Louis' breitem Rücken auf. Er selbst wurde nicht einmal geschürft, hingegen ging jede einzelne Flasche in seinem Rucksack in Scherben. (…) Als (…) das Gemisch von (weissem und rotem Wein) purpurrot und gelb in Bächlein und Spritzern gerade über meinem



24. 6. 1998

Kopf an der Felswand herunterrann, konnte ich im Gedanken an die Moral der Enthaltsamkeit ein Kichern nicht unterdrücken. Doch der Felsbrocken machte in seiner Predigt keine Unterschiede. Als er von Louis abglitt, traf er mit der Kante meinen rechten Arm, riss mir den Handrücken auf und lähmte meine Schulter.
Hier war nicht der Ort für erste Hilfe, und als Louis mir ungestüm zurief, ich solle nachkommen, tat ich unbeholfen und widerspruchslos mein Bestes – aber auch ohne stützende Kopf, der mir half, mich über den vorstehenden Fels zu hissen – ohne meinen rechten Arm. Irgendwie krabbelte ich bis unten an den Wulst. Aber mich darüber und in den Eiskamin zu schwingen, das war mir unmöglich: für diesen einhändigen Griff und Stemmschwung konnte ich mich nicht auf meinen empfindungslosen Arm verlassen. Ich klärte den unsichtbar im oberen Kamin steckenden Louis rufend über meine Notlage auf. Seine ganze Antwort lautete, es müsse gehen, mit dem warnenden Nachsatz, er könne mich wohl halten, sei aber nicht in der Lage, mich am Seil hinaufzuziehen.
(…) Ich versuchte mich hinaufzuschwingen. In meinem Arm gab es einen schwachen Knacks, und ich baumelte über einer vielsagenden Leere. Sofort war mir klar, dass ich, da Louis nicht mehr tun konnte, als das Seil, an dem ich hing, festzuhalten, irgendwie am Seil emporklettern musste. Ich muss wohl sagen, selbst für einen jungen Menschen ist das ein kaum ausführbares Kunststück, wenn er am Ende eines dünnen, um die Brust geknoteten Bergseils pendelt. Mehrere Male versuchte ich, mich mit der linken Hand am Seil emporzuziehen, fiel aber stets wieder zurück. Dann zwang ich die rechte Hand zur Mitarbeit und gewann auf diese Weise einige Zentimeter, die ich mit Hilfe der Zähne zu halten versuchte. Zappelnd erwischte ich schliesslich mit den Schuhnägeln eine Rauheit am Felsen, was die Aufgabe für die Arme erleichterte. Die Hände griffen wieder einige Zentimeter Seil höher, ich erspähte links hoch über mir am vorhängenden Fels einen Griff, wand mich bis in Reichweite, und dann hatte ich meine Schultern im Nu im untern Ende des Eiskamins verankert.
Benoît kletterte jetzt bis auf den Grat über dem Kamin hinaus. Louis und ich schlängelten und schoben uns ungraziös dicht aufgeschlossen hinter ihm durch die eisbewehrte Spalte. Und dann standen wir alle siegreich über der schrecklichen ‚Stufe‘. Meine Hand wurde rasch verbunden (…) und, das Beste von allem: der rücksichtslo-

6. 8. 1998

se Gebrauch des gefühllosen Armes hatte Wunder gewirkt, er plagte mich den ganzen Tag nicht mehr.

(…) Als wir unter den Schatten des mächtigen Nordgrates kamen, schwang sich unser Nebengrat brüsk aufwärts, als Stützpfeiler des Nordturmes, der über uns aus dem Grat emporwuchs. Dieser emporstürmende Fels aber sah uneinnehmbar aus. Unsere einzige Möglichkeit bestand darin, von der Felsrippe nach rechts in die anschliessende Wand hinauszusteigen und uns über die Platten zu einem Einschnitt am Horizont knapp südlich des Turmes hinaufzuarbeiten.

Touno, Brunegghorn, Bishorn, Diablons, Hotel Weisshorn 18. 7. 1998

In dem Mass, als die Felsrippe sich aufrichtete, war der anschliessende Plattenhang rechts von uns tiefer und tiefer zurückgesunken. Stellenweise neigte sich die schlecht gestützte rechte Wand der Rippe mit ihren schwindelnden Felsgesimsen und hängenden Traufen beinahe über die Platten hinaus. Aber hinter einem Türmchen, das wie ein Schildwachhäuschen am Fuss des Pfeilers steht, entdeckten wir einen geeigneten senkrecht hinunterführenden Kamin. Und dieser lud uns, zusammen mit einem Teil seines losen Inhaltes, auf den unteren Platten aus.

Die glatte Wand steigt steil an. Aber gleich einem halbgeöffneten Fächer, dem sie auch tatsächlich ähnlich sieht, beginnt die nackte Weite der Felsen hier bereits sich leicht zu fälteln und auszukehlen, in Übereinstimmung mit den auf dem kleinen Pass über uns zusammenlaufenden Fächerrippen. Wir arbeiteten uns quer über die Platten empor auf einen Riss in dem glitzernden, den Grat säumenden Schneeband zu. Die Platten waren aussergewöhnlich griffarm und mit Eis durchsetzt. Dies war der einzige Abschnitt des Aufstieges, wo es wenigstens einem von uns unmöglich war, sich irgendwie zu sichern. Hier und an der ‚Stufe‘ würde sich nach meinem Dafürhalten das Anbringen eines festen Seils rechtfertigen, falls diese Seite des Berges als allen Klassen von Kletterern zugänglich betrachtet würde. (…) Nur zu bald krochen wir durch die Miniaturwächte und rieben uns im Sonnenlicht, das den Nordgrat wie unter einer Zuckerglasur aufleuchten liess, die Hände warm. Drei Stunden für den Gletscher und nur viereinviertel Stunden für die Felsrippe – sie hatte uns einen guten Dienst geleistet.

(…)

Mit der gezielten Genauigkeit eines Rapiers bei einer Riposte stiess die Schneeklinge des Nordgrates von unsern Füssen weg zu dem vollkommenen Gipfel der Weisshornpyramide empor. Es war schwer, mit dieser Herausforderung vor Augen spröde auf einem mit Eisflitter überzogenen Buckel zu sitzen und ein gemächliches Frühstück auszuhalten. Ich bezeigte Louis mein Beileid, als er den zersplitterten Mischmasch aus seinem Rucksack herausbeförderte (…).

Dann stürmten wir den Grat entlang empor, so mühelos, als liefe die Schneeklinge unter unsern Füssen mit, und in weniger als einer Stunde betraten wir triumphierend die Spitze.

(…)

Durch unsern Erfolg beschwingt, stiegen wir im Eiltempo über unsern Schneegrat zum Nortturm hinunter. Diesmal erkletterten wir ihn bis zur Spitze, aus reinem Vergnügen am Klettern und um über die abschreckende Steilheit unseres

Schlangengrates vom Morgen hinunterblicken zu können. Dann nahmen wir den langen, zinnenbewehrten Nordgrat in Angriff. Ein schiefer Turm folgte dem andern, dunkel ein jeder und mit einer Schneemütze; Gratkamm, Spitzen und Überhang waren in Eis und Schnee gefasst. (…)
Die Abmachung für den nächsten Tag trieb uns, nach meinem Empfinden, zu einer für solche Kletterei unvernünftigen Eile an. Ich wurde übelgelaunt, was eben vorkommt, wenn man jung und müde ist, doch war ich vernünftig genug, es nicht zu zeigen. (…)
Durch ganze Äonen dunkeln Aufbietens aller Kräfte und einen rabenschwarzen Schlamm von Gedanken krochen wir dahin, bis der Albdruck der ununterbrochenen Reihe von Türmen auf der Eisschulter des Weisshornjochs schliesslich ein Ende nahm. Mühsam machte Louis sich daran, über den steilen westlichen Absturz hinunter Stufen zu schlagen. Jedes müde ‚päng' seines Pickels tönte wie ein Protestschrei. Wir waren bis zur äussersten Reizbarkeit abgeschunden und empfanden es gegenseitig. (…)
Verbissen trampelten wir über den weichen Schnee des Turtmanngletschers abwärts. Die Silhouette von Louis, wie er mit hängendem Kopf und hängenden Schultern müde, von einem Fuss auf den andern schwankend, schwarz gegen die rote Scheibe der untergehenden Sonne abgehoben, vor mir herging, steht seither als das Urbild eines müden Mannes vor meinem Geist.
Wir schleppten uns über den Col de Tracuit. (…)
Schliesslich kamen wir noch vor Einbruch der Nacht in Zinal an, siebeneinhalb Stunden nachdem wir den Gipfel verlassen hatten. (…)
Sooft ich auch in spätern Jahren wieder auf das Weisshorn stieg, nie habe ich unsere damals so ergötzliche Rippe wieder aufgesucht, vielleicht aus einem triftigen Grund. Um jenen Aufstieg beliebter zu machen, hatten die Zinaler Führer die Route mit gut neunhundert Meter fixen Seils versehen. Wenn immer ich Knubel auf dem Gipfel jene Rippe für den Abstieg vorschlug, vermied er es taktvoll und höflich, sie bei dem Namen zu nennen, den man ihr auf der Zinaler Seite gegeben hatte, und brachte mit seinem üblichen kindlichen Ernst den Zweifel zum Ausdruck, ob man einen so schönen Nachmittag für



Vorne das Hotel Weisshorn ob St-Luc 8. 11. 1998

18. 7. 1998

einen Abstieg opfern dürfe, von dem man auf seiner Seite des Weisshorns nur als ‚Par les cordes' sprach." (Young 1955, 74 ff)

29. 5. 1999

# „Schlechtes Wallis“

*1. Der einzelne und die Gefühle der Sympathie und Antipathie*

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des sozialen Umgangs, dass aus Antipathien nicht mit Notwendigkeit katastrophische Szenerien herauswachsen müssen; das Empfinden eines anderen als unsympathisch führt nicht zu einem Urteil, das wahr oder falsch wäre. Selbst die ausgesprochene Bekundung eines Missfallens braucht nicht dramatisch zu werden, sofern dem anderen die Möglichkeit des Antwortens nicht nur zugestanden wird, sondern dieses Antworten auch erfolgen kann ohne zu dementieren – ohne abwehren oder sich rechtfertigen zu müssen. Stehen zwei in einem Kommunikationsverhältnis, das sie zum Sprechen überhaupt und zum Sprechen übereinander zwingt, und sind die beiden einander wie harmlos milde oder ausgeprägt ätzend auch immer unsympathisch, kann diese Beziehung über Jahre hinweg ohne nennenswerten Streit aufrechterhalten bleiben, wenn beim Sprechen übereinander die Aussagen so formuliert werden, dass logisch es vom anderen, um das Gespräch aufrechtzuerhalten, nicht nötig wird, mit einem Dementi oder einer Rechtfertigung zu antworten, obwohl er, wie gesagt, zum Weitersprechen, also zur Beantwortung des frechen Statements angehalten wird. Entscheidend ist die Art der Provokation, die mit der Wertung immer gegeben ist, die aber über die Werte hinweggleiten kann als wäre das böse Zielen in ihnen längst kraftlos erstickt und nur noch Zeichen kampflos ohne jeden Schlag, der eine Abwehr oder einen Gegenschlag notwendig zur Folge hätte; gleichzeitig ist in der Provokation alles aus den Werten, die das totale Nichteinverständnis zum Ausdruck bringen ausgelassen, was das Verhältnis aufzulösen drohte. Es ist die Komplexität der Sprache, die es zulässt, negative Wertungen zu artikulieren, ohne dieselben logisch verbindlich erscheinen zu lassen, ohne sie also in einem Grund-Folge-Verhältnis festbinden zu müssen. Was vor aller Sprache erscheint, ist dann die Gleichzeitigkeit der Wertung und der Subjektivität. Da die letztere vom Leiblichen nicht zu abstrahieren ist, wird durch das bloße Akzeptieren des anderen, das im Kommunikationsverhältnis vorausgesetzt wird, auch die Werthaltung, die – normalerweise gänzlich konfus und weder der einen noch der anderen Seite bewusst – die Antipathie konstituiert, als solche hingenommen und akzeptiert. Antipathien können existieren und ausgelebt werden – in der Tat während eines ganzen Lebens – ohne Bestandteil eines argumentativen Zusammenhangs zu werden.

*2. Innerhalb und zwischen den Gruppen sind die Wertungen und das Subjektive vermittelt: sie erscheinen als Herausforderung*

Gänzlich anders steht es um das Urteilen über soziale Gruppen, weil hier die Worte nicht mehr nur schemenhaft und schematisiert erscheinen können, sondern selbst nun körperhaft werden, materiell: Verdinglichungen. Die Verdinglichung, die, etwas verzögert, nach onto- wie phylogenetisch früheren Phasen – nicht am Anfang

jedes Menschenlebens und nicht am Anfang der Kulturgeschichte – die Sprache in der Welt der sozialisierten Erwachsenen prägt, stellt sich alleine durch den primitiven Vorgang der Wiederholung ein, die während einer Artikulation innerhalb einer Gruppe in Bezug auf eine Gruppe, die eine andere sein kann oder dieselbe, unumgänglich zum Zuge kommt. Mit der Wiederholung, die nötig ist, wenn alle in der Gruppe das Gesagte verstehen sollen, ergibt sich a) die Verdinglichung in der Sprache, aber auch b) das Gefühl der Identität im Bewusstsein innerhalb und gegenüber der Gruppe. Weil die Wertungen jetzt massiv erscheinen, erzeugen sie unumgehbar ein Feld der Rechtfertigung – ein Handlungsfeld sowohl des Argumentierens wie der physischen Abwehr. Die letztere, Ausdruck des Scheiterns der Diskurse, strukturiert sich gemäß der Art und Weise der Identität der Gruppe, die als deren Subjektivität an kein Leibliches mehr gebunden ist: blind, wo die Gruppe als Block erscheint, witzig da, wo die Identität der Gruppe selbst eine eigene diskursive Formation, die sie permanent in Frage stellt, geschaffen hat. Man muss es wohl als Normalfall hinnehmen, dass eine Grenze zwischen dem Diskursiven und der kämpferischen Abwehr nicht zu ziehen wäre: Da das diskursive Handeln bis aufs Äußerste vom guten Willen abhängig ist, erscheint der gesellschaftliche Ausdruck von Gruppen auch ohne eigentlichen Entscheid schnell als aggressiv, obwohl er sich auch bei der Einforderung eines Rechtsanspruches nur auf sachliche Organisationsfragen der Gesellschaft bezieht. So leicht es ist auf der individuellen Ebene, Antipathien in Zaum zu halten, so leicht geschieht es auf dem Feld der Gruppen, dass sie auch dann aggressiv erscheinen, wenn sie bloß zum Verstehen geben wollen, dass gesellschaftlich eine bestimmte Frage anders zu organisieren wäre als bis anhin. - Scheinbar gänzlich außerhalb des Horizonts von Rechtsstreitigkeiten, nichtsdestoweniger vom Machtwillen verführt, geschieht eine häufige Antipathie auf dem Gebiet der Reisephantasie, auf einem Terrain, das doch schlechten Verkehr und schlechte Gefühle kaum begünstigt. Es behauptet mal harmlos, mal ärgerlich, mal unverhohlen rassistisch, eine Landschaft könne zwar äußerst reizvoll erscheinen, deren Bevölkerung müsse aber in irgendeiner Weise negativ charakterisiert werden. Sosehr die Berge die Touristen physisch und ästhetisch ergreifen, sowenig imponieren die Bergbauern auf dem Gebiet der kulturellen und gesellschaftlichen Aktivitäten, weil jene Berge ihnen jede Weitsicht immer schon genommen hätten. Wie auf dem Gebiet der individuellen Antipathie gibt es auch hier unendlich viele Weisen, Negatives zum Ausdruck zu bringen; die Urteile können mehr oder weniger begrifflich deutlich und distinkt artikuliert werden. Da sie nur selten einer größeren Untersuchung ausgesetzt werden, bilden sie nachgerade eine Hölle von Vorurteilen, die die betroffenen sozialen Gruppen hilflos schmoren lassen.

*3. Das Vorurteil ist ein Bild der Selbstrepräsentation*

Und ein solches Urteil existiert beharrlich auch über die Gesellschaft des Kantons Wallis, weshalb es in dieser ungeschützten Form – kühn und kritisch – ausgesprochen werden soll. Vielleicht ist dieses Urteil nur ein nebulöses Bild, das mehr über den Charakter des Sprechenden verrät als dass es Substantielles über den Gegenstand zu sagen vermöchte, vielleicht ist es ein altes böses Vorurteil aus der realen

A Das schlechte Urteil wird kritisiert durch deutende Arbeit am Objekt, die immer nur wieder darauf hinauslaufen kann, ein neues Bild zu schaffen, dem das Entscheidende erneut abgeht. Obwohl die Kritik durch ihre bloße Begrifflichkeit Anspruch auf Verbindlichkeit erhebt – den Anspruch darauf, überhaupt etwas erkannt zu haben – schafft auch sie nur ein Bild, das deutlich oder undeutlich von Vorurteilen gezeichnet ist.

B Aber die wertende Aussage greift nur in die Wirklichkeit ein, ohne diese selbst als das Objektive zu sein. Dieses ist immer schon ein vorstrukturiertes komplexes Ganzes, das von keiner Einseitigkeit her eine Überschaubarkeit garantierte. Ist das Falsche in ihm einmal benannt, muss die prozessierende, weiterführende Kritik ein Bewusstsein schaffen, das sich das komplexe Ganze vergegenwärtigen *will*, als selbstkritische Anstrengung.

Geschichte, das durch seine Langlebigkeit erst im Gegenstand die bespotteten Verhältnisse erzeugte, als Gefühl des schlechten Daseins. Um an dieser Stelle nicht dumpf Beispiele des sozialen Lebens aneinander zu reihen, die in einer langen Kette sehr wohl, wenn auch nur mit spitzen Händen, den Urteilen zum Vergleich ausgesetzt werden könnten, wird das Gefühl der Antipathie in eine These gefasst, deren Wahrheitsanspruch von beiden Seiten, also objektiv geprüft werden kann: Was im Wallis schlecht ist, sind alle diejenigen sozialen Akte und Handlungen, die kausal unter anderem auch verknüpft sind mit irgendeiner Form der Selbstrepräsentation, mit einer Etikettierung, die sagt, das kommt aus dem Wallis, das gehört ins Wallis, das entstammt uns WalliserInnen etc. In der Selbstrepräsentation ist hypothetisch der Herd des Übels zu sehen, und in ihr liegt auch der Schlüssel zur Änderung auf beiden Seiten: zur Änderung sowohl des Zustandes in der Landschaft wie der schlechten Urteile und Vorurteile über sie, weil die Hypothese Teil des Bildes ist über sie als eben ein Vorurteil, das sich, wenn es nur genügend breit artikuliert und exponiert wird, von alleine obsolet machen kann. (Wenn das Bild vollständig sein soll, werden sich noch Zusätze einstellen müssen wie die angesprochenen Beispiele des sozialen Lebens.)

Der Begriff der Selbstrepräsentation als Selbstbild und Selbstwertgefühl beschreibt kein Phänomen, von dem man sagen könnte, dass es entweder anwesend oder abwesend sei, keines, das durch Kritik in eine gute Form gebracht werden könnte; die Selbstrepräsentation erscheint, ohne als identifizierbare Einheit Erscheinung zu sein. Es gibt hier kein Gefühl, das vor aller Sprache sich auf ein Materielles beziehen würde. Ihr Erscheinen erfolgt nur da, wo ein Subjekt bereits Präsenz zeigt. Sowohl das Subjekt wie die Selbstrepräsentation, die nur jenes begleitet, als Zusatz, können mehr oder weniger stark ausgeprägt sein, indem sie den sozialen Akt, den Sprechakt und die Handlung mehr oder weniger stark prägen. Das heißt, dass das schlechte Gefühl gegenüber der Gruppe zwar sehr heftig sein kann und sich rückhaltlos bis in den Rassismus hineinzusteigern vermag, dass es aber aus strukturellen Gründen, die mit dieser Gruppe selbst nichts zu tun haben, immer so sein wird, dass es unzählige empirische Tatsachen gibt, von denen sich nicht sagen lässt, ob ihnen überhaupt ein Subjekt zugrunde liegt, in dessen Bereich die Selbstrepräsentation eine Funktion innehaben könnte, mit der das Gefühl korrespondierte. Das Schlechte wird auch auf Ereignisse bezogen, in welchen sich kein Subjekt identifizieren lässt.

Zudem gibt es wegen der Supplementarität Erscheinungsweisen des Subjekts, die kaum von der Selbstrepräsentation begleitet werden; diese ist dann gänzlich verborgen oder unbedeutend sowohl für das erscheinende wie für ein anderes, deutendes Subjekt.

*4. Das Subjektive der Gruppe erscheint als Selbstbewusstsein und als Struktur*

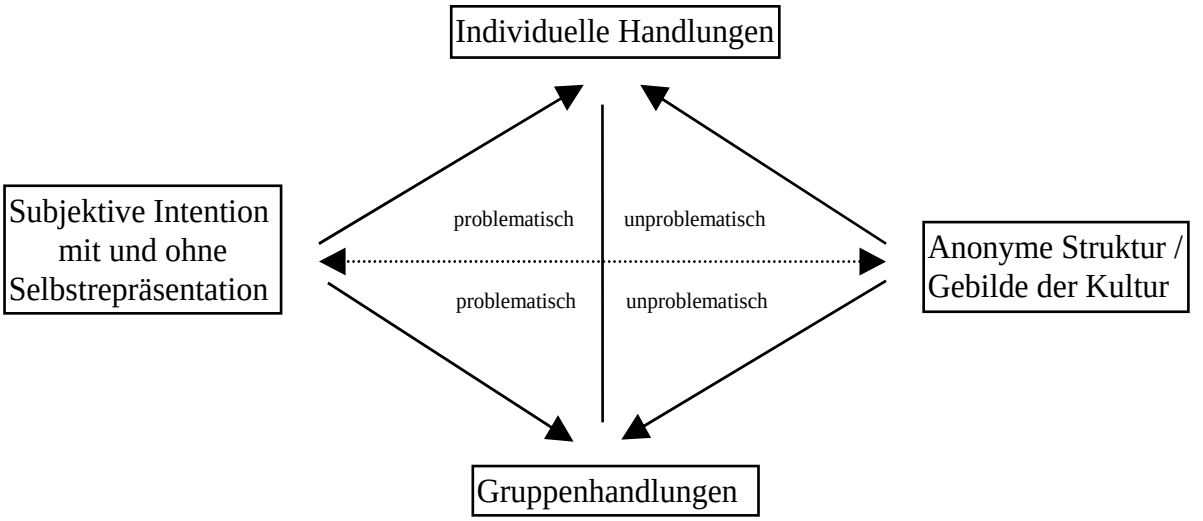
Da es also a) nicht eindeutig ist, wie die Subjektivität in einem Gebilde begriffen werden soll und b) das Subjekt scheinbar auch ohne Selbstrepräsentation erscheint, lastet alles Problematische auf dem Begriff des Subjekts; dessen Bestimmungen allein müssen die Spuren verdeutlichen, die das Schlechte benennbar machen.

Gewöhnlich wird in der Theorie des Subjekts entweder die Seite des Bewusstseins und der Intention oder die seiner Existenz als Effekt einer anonymen linguistischen Struktur hervorgehoben. Nichts spricht aber dagegen, mit dem Widerspruch ernst zu machen und beide gleichrangig einzuschätzen, auch wenn sie nicht dialektisch vermittelbar erscheinen. Entscheidend ist, dass nur da von einem Subjekt gesprochen werden soll, wo sowohl das Helle und Freie der Intention wie das Anonyme der Struktur offen gelegt werden. Überhaupt nicht dazu bestimmt, den freien Willen zu verkörpern, ist das Subjekt doch auch nicht das Opfer seiner Umstände, eher die Summe dieser Elemente, wenn sie in ihrer reinen Form belassen werden, der des freien, kritisierbaren Willens wie auch des bloßen geistlosen Effekts einer übermächtigen Struktur, sei sie physisch, biologisch, linguistisch oder sozial. Diese Bestimmungen des Subjekts streifen keine psychologischen Gehalte, sondern stellen wahrnehmbare Phänomene dar, Selbstbewusstsein und Struktur, untrennbar in dem Moment, wo das Subjekt erscheint.

*5. Die Akte der Gruppe erscheinen individuell und gruppenmäßig, subjektivistisch und kritisch*

Die Ökonomie der sozialen Akte und Handlungen ist nun aufteilbar in individuelle und gruppenmäßige, die beide problematisch oder unproblematisch sein können. Diese Hälften werden durch zwei gegenläufige Tendenzen zusammengehalten, deren Ausprägung den Charakter der Subjektivität der Ereignisse bestimmt: die eine verliert sich in der anonymen Struktur und den allgemeinen Gebilden der Kultur – sie strukturiert die unproblematischen sozialen Akte und Handlungen; die andere bezeichnet die subjektive Intention, die Abwehr des Objektiven und die Überreizung der Ressourcen – sie macht das soziale Leben problematisch, weil die Selbstrepräsentation den Bereich des sachlichen Urteilens überlagert. Folglich sind es nicht die sozialen Gruppen selbst, die schlecht sind, auch nicht diejenigen, die motivierte Vorur-

Vispertäler mit Stalden, Grächen, Zeneggen, Moosalp 23. 10. 1998




teile äußern, sondern Entscheide im sozialen und politischen Leben, die immer auch anders hätten getätigt werden können und schlecht einzig dadurch geworden sind, dass erstens dem Subjekt gegenüber dem Objekt Vorrang gewährt wurde und zweitens der Akt der Fixierung auf jenes – die Selbstrepräsentation – in der Rechtfertigung der Handlung nicht kritisch mit einbezogen worden ist.

*6. Nicht die Bevölkerung steht zur Kritik, sondern die Protagonisten der Politik, der Verwaltung und des Tourismus, die das Wallis in einem besonderen Licht erscheinen lassen wollen*

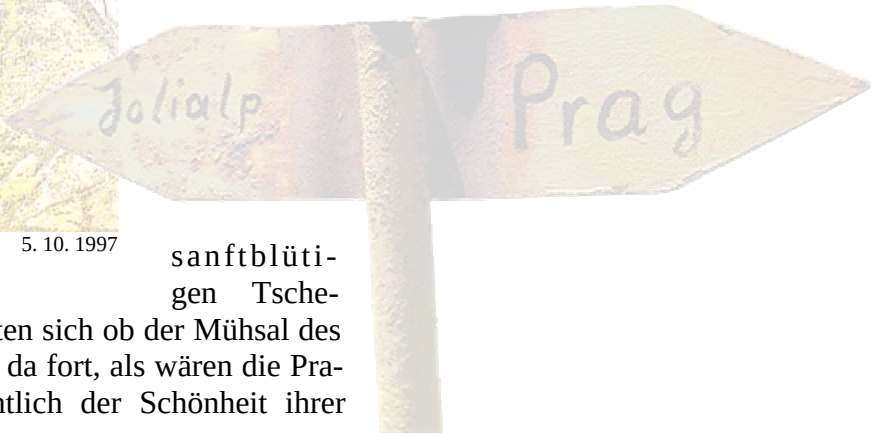
Ein solches Vorgehen, das mit Bedacht alles Essentielle und Wesenhafte ausklammert, um sprachliche Äußerungen, die bei klarem Verstand und also unter Verantwortung getätigt wurden, allein auf den Prüfstand zu heben, lässt die Kritik sich um so stärker entfalten, als sie dieselbe vor dem Sog des Kulturrelativismus rettet, der das Sprechen über fremde Kulturen zensuriert, als ob diese Schutz von außen benötigten – als hätten sie objektiv zu wenig an Kultur, als wären die Walliser ohne. Dieses Vorgehen ermöglicht desto ungezwungener, den sumpfigen Boden einer schlechten zu meliorieren, indem es das scheinbar Kulturelle als das wirklich Schlechte des gewöhnlichen politischen Willens erkennbar macht. Da dieser eben nicht im gesellschaftlichen Leben wurzelt, sondern aus dem Systematischen der Gesellschaft abzuleiten ist, das jenes unter Zwang hält, zielt die Kritik weniger auf das Wallis, wie es empirisch erscheint, als auf diejenigen Instanzen der Politik und Administration, die es in einem besonderen Licht erscheinen lassen wollen.

Mittelwalliser Rhonetal 27. 9. 1999

Seetal, Jolital, Prag, Seilegge 5. 10. 1997
Tatz, Rarnerkumme

**Vom Schlechten in alter Zeit.**

Einst war Prag der schönste der Orte im Wallis, wo Ludmilla mit den Ihrigen, und sie ist von vielen die Urururururururgroßmutter, im großen Glück das Leben genoss. Wer die Stadt besuchte, wurde schonend auf ihre blendende Schönheit vorbereitet, indem er zunächst auf der hübschen Jolialp noch bewirtet wurde, von wo Prag in seiner ganzen Pracht zu bewundern war. Doch die Walliser, trotzigere Dickschädel als die




sanftblütigen Tschechen immer schon, belustigten sich ob der Mühsal des Weges hin zu Prag und von da fort, als wären die Prager Gefangene recht eigentlich der Schönheit ihrer Stadt. Da nahm der Allmächtige das ganze Volk der Verspotteten, bot ihm Platz weit weg im nördlichen Osten, verbrannte die Erde des alten Ortes und ließ einzig zurück steile und versteppte Hänge mit den abgründigsten unzivilisierbaren Steinbockpfaden. – Seither scheinen die hübsche Alp und die erinnerte Schöne in entzweiten Richtungen dahinzurosten.

Unterwalliser Rhoneebene vor Martigny Richtung Sion 7. 11. 1998

# Geschichte und Struktur

Wie ist es zu verstehen, dass das Wallis, ein so unbedeutender Flecken in der modernen Weltgesellschaft, zum Objekt der Erkenntnis gemacht werden soll? Woher die Notwendigkeit, großspurig von einem theoretischen Interesse zu sprechen, wenn die praktische Bestimmung dieses geographischen Gebildes doch klar ist, eine Region des Tourismus auf lange Zeit hin zu bleiben? Lässt sich eine überraschend neue Erkenntnis erhoffen, die die Gegebenheiten, die schon bekannt sind, in einem neuen Licht dastehen lassen? Ganz offensichtlich ist weniger die Frage nach dem Erkennenwollen problematisch als das Umgekehrte, in der Weise über den Gegenstand zu sprechen, als ob nur das Aneinanderreihen von Ereignissen und Geschehnissen Prominenter imstande wäre, ihn anders denn sinnlich unmittelbar wahrzunehmen. Denn in dieser Verfinsterung präsentiert sich die große Ansammlung der Literatur über die Geschichte des Wallis: dass da nichts zu erkennen wäre als das bloß Faktische. Es ist dies beileibe keine Literatur, mit der sich zu befassen erkenntnisgewinnend wäre, weil im Bewusstsein einzig ein Widerstand gegen sie sich bildet und eine Abwehr mit der Befürchtung, etwas von dem Falschen möge bei zu intensiver, will heißen schutzloser Lektüre sich aufs eigene Denken transferieren. Man muss methodologisch wohl akzeptieren, dass eine immanente Kritik, die die vorliegenden Texte miteinander ins Gespräch setzen würde, wegen der Erscheinungsweise derselben, die ein Zitieren verwehrt, unmöglich ist. Gerade weil über weite Strecken immanent nicht verfahren werden kann, muss das Gebilde als ein neues Ganzes konzipiert werden, dessen vorstrukturierten Teile noch unvermittelt und wie unbearbeitet dazustehen haben.

Die Publikationen der Walliser Geschichte werden sowohl pauschal zurückgewiesen wie zur unabdingbaren Voraussetzung gemacht, zum Teil auch mit recht großer Bewunderung eingesetzt, weil sie einen ökonomischen Umgang mit den Archivalien erlauben. Der Plan, eine kritische, totalisierende Geschichte der Vermittlung der letzteren mit den Publikationen zu schreiben, ist schon mehrmals, auch von amtlicher Seite her angekündigt worden; seine Realisation wird aber weniger entscheidende Erkenntnisse bereitstellen als vielmehr die alten Vorurteile hinter Nebelschwaden lockend flunkern lassen, weil sie anstelle der „Erfahrung mit dem Wallis selbst“ nur solche mit den abgesetzten Archiven zur Bedingung hat, die zur Entscheidung vieler Fragen die Materialien gar nicht bereitzustellen imstande sind. Nichtsdestotrotz müßte, wenigstens in Teilbereichen, das alte Unternehmen getätigt werden, weil die Voraussetzungen, die es neu schaffen wird, auch ohne Bewältigung der Vorurteile, als ganze immer kritische sein werden.

Jedes Gebilde kann als ein Ganzes zum Objekt des differierenden und urteilenden Erkennens gemacht werden, sofern es nicht wie die Teile des reinen Naturzusammenhangs außerhalb der produzierten Geschichte situiert werden müsste; im schlimmsten Fall des Ignorierens aller Methodologie lässt sich supplementär immer ein Titel in der Form der „Geschichte eines Sachverhaltes“ konstruieren. Drängt eines wie die Landschaft Wallis zur Darstellung als Objekt der Erkenntnis, wird auf der einen Seite der Wille und der Entschluss vorausgesetzt, es deuten zu wollen, zum anderen die Deutung gegen zwei Tendenzen gesetzt werden müssen, die seit je sich widersprechen, gegen den in der Erkenntnistheorie so genannten Realismus, der begrifflich das Gebilde stilisiert, sei es positiv oder negativ, und gegen den Nominalismus, der es auf die Buchhaltung von Ereignissen reduziert, weil das, was die Dinge zusammenhält, vom nicht weiter erklärba-

ren Einsatz des Willens, der Kraft oder des Kampfes einzelner beziehungsweise gesellschaftlicher Gruppen abhängt.
Wird ein Sachverhalt verbindlich in seiner Wahrheit erkannt, bedeutet diese *für uns*, dass der Text selbst wieder, da auch er zur Geschichte gehört, Leerstellen zu binden fähig sein muss, die in der Lektüre, die von neuem den Willen zur Erkenntnis voraussetzt, zu deuten wären – er darf nicht den Eindruck erwecken, es seien in ihm selbst alle Schlüsse gezogen worden oder als sei die Totalität aller möglichen Urteile über das Gebilde, den Gegenstand oder das Phänomen bereits geleistet. Entscheidend in diesem Vorgang ist nicht die Tendenz zur Entschlackung des Informationsgehaltes, die leicht sich zu dem Missbrauch verführen lässt, über Fakten mutwillig hinwegzugleiten, sondern die Wahrung des Subjektiven – Sperrigen – im Objekt, des Subjektiven, das in seiner gelebten Widersprüchlichkeit eher dann respektiert wird, wenn es im strukturellen Zusammenhang mitunter bloß in der Form der Andeutung behandelt wird statt in der schlecht-unendlichen Reihe der Ereignisse festgekettet.
Man muss folglich zwei Spuren verfolgen: a) die Elemente der Erkenntnis so zusammenfügen, dass die Beschreibungen sichtbar aus dem Horizont der geschichtlichen Reaktion hinausverschoben werden und Raum geschaffen wird für ein kritisches Bewusstsein, in jedem Moment, indem die Begriffe, mittels derer gedeutet wird, als solche *für uns* gekennzeichnet werden, und b) Anleihen bei Disziplinen machen, deren Erkenntnisgehalte zwar nie so recht in der Geschichte haben Gestalt annehmen können, trotzdem sich ebenso wenig haben auflösen lassen – Joder, der wie der Teufel, der von Pratoborno nicht mehr loskam, heute, am 6. August, vor dreißig Jahren, 1969, würde sagen, man muss die Begriffe aus der falschen Departementalisierung, wo sie nur den Weg verstellen, herausklauben und sie so gruppieren, dass Rechte auf Einsicht zustande kommen, die auch praktisch Wirkung zeugen. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die Begriffe des Naturschönen, mit denen die Sesshaftigkeit der WalliserInnen begründbar wird sowie diejenigen der Topologie beziehungsweise Topographie, die allesamt von den Formationen der Gletscher abhängen und selbst sowohl die soziale wie die ökonomische Reproduktion bestimmen. – Zwei mögliche Fehltritte ins Abseits sind allerdings zu beachten. Erstens nützt es wenig, die Begriffe in ihrem traditionellen Zusammenhang beizubehalten, also ein Kapitel über Klima, Bodenbeschaffenheit etc. formal in den Text einzufügen, weil das Missverhältnis das kritische Wissen, das allein der Vermittlung entspringt, untergraben würde. Zweitens besteht die Gefahr, mit Begriffen aus entlegenen Disziplinen, insbesondere solchen aus den Naturwissenschaften, in eine unrühmliche Verankerung zu geraten, die die unabdingbare Verflüssigung der gesellschaftstheoretischen sistierte.

*Gletschersoziologie* ist der vorläufige Name für dieses Vorgehen, das wohl nicht verallgemeinert werden kann, weil nicht alle Gegenden der bewohnten Welt solch paradiesische Attraktionen bereitzustellen vermögen wie das Wallis, das andererseits gerade deswegen dem Allgemeinen nicht ausweicht, weil mehr oder weniger unverhofft die normativen Potentiale zentrale Verhaltensweisen der „modernen“ Gesellschaft, die die Kulturindustrie verlangt und die mit der schlechten Unendlichkeit des Unverbindlichen korrespondieren, aufmunternd und aggressionsfrei als überlebte erscheinen lassen.

So sehr der Wille als Wille zum Erkennen vorausgesetzt wird, so wenig erscheint er

als Moment im Objekt der Erkenntnis, weil das Erkennenwollen von komplexen geschichtlichen Gebilden nicht zum geringsten das Ziel verfolgt, allen mythischen Geschlossenheiten zu entkommen, von denen die kaum wirkungslosesten so Widersprüchliches wie das Schicksal, den Willen des Allmächtigen, den Willen zur Macht, die Vernunft als Wille zur Selbstbehauptung, den Trieb oder den Kampf im Zentrum haben. Der Intellektualismus, der sich auf die produktive Kraft der ästhetischen Gebilde einlässt, weil sie sich in der begrifflichen Übersetzung gesellschaftlich koordinieren lässt und vom Diffusen des Ästhetischen überhaupt absetzt, muss keineswegs das Dynamische in der Geschichte ignorieren und diese als bloße Galerie von Bildern präsentieren – denn wären präliminaristisch Varianten des Intellektualismus erst ins Recht gesetzt, weniger als Theorie denn als Konzepte des Arbeitsprozesses (die das Wallis *nicht als* Domäne des Tourismus, *als* Gebiet einer unterentwickelten Bergbauernwirtschaft, *als* Reservat täppischer Volksbräuche und verknorkster Ausdrucksweisen verstehen wollen), würden die Eruptionen, auf denen der Voluntarismus beharrt, weder verleugnet werden müssen noch, wie es die gesellschaftliche Praxis fordert, bis in den letzten Winkel der Regression akklamiert, sondern da zum Zuge gelassen, wo sie die Totalitätsansprüche der Gesellschaft eben zu durchbrechen vermögen statt reaktiv bekräftigen. Wo die Gesellschaft den Wunsch nur dadurch akzeptiert, dass sie ihm unmittelbar das Maul stopft wie die Mutter der Nuckelpinte mit dem Schnuller, um ja keine weiteren Wünsche sich artikulieren zu lassen, wirkt einzig dort das triebhaft Unbedingte noch eisbrechend, wo seine Erfüllung nicht an den Anspruch eines Individuums geheftet erscheint. Weder die Prostitution, zu der nicht die Befreiung führt sondern der willentliche, parteiprogammatische böse Mangel in der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit zwingt, und die den Wunsch wie in der Warenwerbung mehr pervertiert statt erfüllt, noch der Kampf müssen dann als Kategorien in einer Theorie herhalten, die sich als moralische versteht oder als praktische der Gesellschaft; im Gegenteil erscheint die Wirkungskraft des Theoretischen da größer, wo ohne sie ausgekommen wird, weil sie doch mehr zum Innersten und zum Kitt der schlechten Gesellschaft gehören statt zur Befreiung aus ihr. Ist eine intellektualistische Haltung positiv vielleicht nicht eindeutig zu umreißen, so klärt sie sich negativ, als dezidierter Antivoluntarismus, der sich gegen die Verklärung richtet a) der nach instantaner Erfüllung brüllenden Triebkraft, b) der sozialen Erscheinungsweise eines Selbstbewusstseins, das allein darin seinen Zweck sieht, dem anderen hämisch mit den Marken der Anerkennung den Boden unter den Füßen heiß zu machen und c) aller Formen des Kampfes – als ob diese Kategorien wie in einem Mythos, von dessen Zwängen die Moderne sich doch *effizient* lösen will, als wirklichste, unantastbare Wirklichkeit zu gelten hätten.

Die Spurensuche der Anfänge hat zu unterscheiden zwischen der *Siedlungsgeschichte* der Landschaft Wallis, die fast kein Wissen für uns freizugeben Bereitschaft zeigt, und der *Entstehung der Dorfschaften* am Ende des ersten christlichen Jahrtausends, die schon zusammenfällt mit der Struktur der Gesamtgesellschaft selbst, dem Feudalismus des Mittelalters. Von einer einheitlichen ursprünglichen

Furka mit Goms 14. 9. 1997

Bevölkerung kann deswegen nicht gesprochen werden, weil die ältesten archäologischen Zeugnisse darauf hinweisen, dass Siedlungsgruppen anfänglich über den Großen St. Bernhard und via St-Maurice ins Wallis einwanderten, dann bald auch über die Furka und den Simplon: aus dem östlichen Europa, aus dem nordöstlichen wie dem nordwestlichen Italien und aus dem westlichen Europa. Über genaue Zeitverläufe dieser recht unterschiedlichen Einwanderungsgruppen sowie die denkbaren Beziehungen derselben untereinander ist nichts bekannt. Immerhin lassen sich die räumlichen Siedlungsmöglichkeiten einschränken, wenn man berücksichtigt, wie wild der Wasserlauf des Rottens beziehungsweise der Rhône bis zur großen Korrektion im 19. und 20. Jahrhundert sich gebärdete: nur am Rand des Talbeckens, weit vom eigentlichen Flussufer entfernt, besser noch leicht erhöht ließ sich geschützt vor Überschwemmungen gesellschaftlich leben. Auch den Phantasien über ein ursprüngliches Walliserleben in höheren Gefilden kann dank naturwissenschaftlich-glaziologischen Untersuchungen ein Riegel vorgeschoben werden (Röthlisberger 1976, 134ff): Nachdem die letzte Eiszeit, die nicht etwa zusammen mit den vorangegangenen die Formen der Berge und Täler schuf, sondern an ihnen bloß Oberflächen- und Schleifspuren zurückgelassen hat, ihr eigentliches Ende finden konnte, waren die Gletscherbewegungen, sowohl die Vorstöße wie die Rückzüge, viel zu gering, als dass sich ein ganzjähriges Leben einer intakten Gesellschaft oberhalb der heute besiedelten Zone vorstellen ließe. Doch auch wenn sie gering waren, ermöglichten die Gletscherrückgänge doch, gerechnet über ungefähr 6000 Jahre, ein paar Male die Bildung von Lärchen- beziehungsweise Arvenwäldern in der Höhe bis zu 2550m; da sich solche Wälder, die jeweils während über 200 Jahren der wiedererfolgten Klimaverschlechterung standhielten, nur lokal verfestigten, also niemals das Wallis als Ganzes überdeckten, sind kurzfristige, einzelne Wirtschaftsgemeinschaften, wie sie die Sagen erwähnen, nicht a priori von der Hand zu weisen, insbesondere wenn man sie auf die letzte Wärmeperiode zwischen 1000 und 1450 n. Chr. bezieht (die aber nicht mehr zur ursprünglichen Siedlungsgeschichte gehört). Wie auch immer die Anfänge zu phantasieren wären – nach langen Jahrhunderten der Stein-, Bronze- und Eisenzeiten stoßen um das 5. Jahrhundert v. Chr. Gälen beziehungsweise Kelten zu den alten Gesellschaftsgruppen. Auch bei diesem Prozess existiert beinahe kein Wissen darüber, wie die verschiedenen Gruppen einander begegneten, wie sie zusammenfanden und wie sie zusammen lebten. Beinahe kein Wissen. Denn es musste doch so etwas wie eine organisierte Gesamtgesellschaft gewesen sein, die 57. v. Chr. einen ersten Einmarsch der Römer über den Großen St.

Bernhard nach Martigny verhinderte. Um die 50 Jahre später meinten die Römer es aber ernst und kolonialisierten das Wallis, das sie über Acaunum/St-Maurice als Durchgang zum Norden brauchten, bis mindestens nach Siders hinauf (ob der Simplon von Brig aus als römischer Pass regelmäßig begangen wurde, scheint nicht gesichert zu sein). Erwägt man, in was für eine Sprachkultur das Lateinische sich hat einschmelzen lassen, so ist es diejenige der ursprünglichen Besiedlung, von der keine sprachlichen Materialien sich so erhalten hätten, dass sich ein Strukturgebilde rekonstruieren ließe – die äußerst geringe Anzahl von Flur- und Geländenamen, die ebenso winzig bleibt unter Berücksichtigung der lateinisierten Zusätze, nötigt zur Annahme, dass nichts von der militaristischen „Kultur" der Kolonialherren das Wallis des weiteren hypothekarisch hat belasten können (Meyer 1914 und Zimmermann 1968; eine umfassende Separatuntersuchung zur Genese und Struktur der Sprache und Sprachen im Wallis fehlt).

Amphitheater in Octodurus/Martigny 15. 12. 1998

Nachdem das Reich durch den Militarismus selbst, der eine reale Ökonomie sabotierte, gleichzeitig aber die Forderungen nach Steuern ins Unerfüllbare intensivierte, zu zerfallen begann, und als Ende 4. Jahrhundert ein Bischof, wenn auch nur mit bescheidenem Aktionsradius, sich in Martigny als Missionsarbeiter hat installieren können, wanderten *um 500* als *Burgunder* die Provenzalen in die Täler und auf die Hänge des Wallis (vom Westen herkommend bis nach Leuk und ins Leukerbad, dessen warmes Wasser schon in den vorangegangenen Kulturen genutzt worden war), wo sie teils ihren Dialekt bis heute zu verteidigen vermochten, teils dem Französischen nachgaben wie dies in ihren ursprünglichen Herkunftsgebieten vornehmlich im Umfeld der Fürstengeschlechter geschah und bis heute durch Diktat von Paris aus zu geschehen hat. Da über die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends fast nichts Dokumentarisches die Geschichte zu überdauern

Ein Nachteil der Einschränkung des Untersuchungsgebiets auf die 7 Zehnden besteht darin, dass nicht umfangreich genug geklärt werden kann, inwieweit Könige in St-Maurice sich krönen ließen und dort sich aufhielten, auch ob eine thebäische Legion wirklich aus Ägypten hierher gelaufen in St-Maurice stationiert und daselbst dezimiert worden war (oder ob nur Reliquien von ihnen dorthin beschafft worden waren), ebenso wieweit in die Täler hinein die ideologische Wirkungskraft der klösterlichen Stätten von St-Maurice und auf dem Großen St. Bernhard reichte und ob sie das bäuerliche Leben im näheren Umkreis überhaupt beeinflusst hat.

Die Passagen in den Geschichtsbüchern, die so gern von den kriegerischen Franken, den kriegerischen Alemannen etc. sprechen, dienen nur dem Zweck, die institutionalisierte Gewalt des Militärischen der Gegenwart zu sanktionieren – über nachvollziehbare kriegerische Beziehungen nämlich ist nichts bekannt. Umgekehrt steht der einzelne heute den Katastrophen gegenüber, die die Menschen an allen Orten der Welt einander antun, wie der mythische Mensch den Katastrophen der Natur gegenüber einst. Man muss es aber immer wieder sagen, dass jene immensen gesellschaftlich organisierten Gewaltakte nicht in der Na-

tur des Menschen liegen, sondern allein im militaristischen Moment der tief im Verborgenen operierenden Metaphysik, gegen das eine Revolte gesellschaftlich noch nie zu verspüren war.

vermochte, kann die Herausbildung der Dorfschaften, die mit der Einwanderung der deutschsprachigen *Alemannen* über den Grimselpass *im 9. Jahrhundert* begann (die Furka führte zwar nach Osten, erst aber mit dem Ausbau des Weges durch die Schöllenen auch in die Zentral- und Nordschweiz), quasi als ein Prozess außerhalb der Geschichte, jedenfalls recht eigentümlich unabhängig jeglicher Herrschaftsstruktur begriffen werden. Man hat sich dann ohne Hoffnung auf Antwort zu fragen, inwieweit von verschiedenen, eventuell kämpferischen Prozessen gesprochen werden muss, inwieweit umgekehrt das Entstehen der Dörfer nicht bereits schon Prinzipien ihrer Reproduktion gehorcht, so dass die Genese wesentlich mit der Struktur identisch zu werden scheint.

Obwohl in einigen Passagen von Texten mit einer historischen Perspektive darauf gedrängt wird, zwischen der Bauernwirtschaft der französischsprachigen Burgunder und derjenigen der deutschsprachigen Alemannen zu unterscheiden, um die letzteren als eher kollektivistisch orientierte Milchverarbeiter beziehungsweise Viehzüchter darzustellen und die Welschen als in Streusiedlungen vereinzelte Selbstversorger, bei denen nur die Kirche, abgetrennt vom Ökonomischen, ein Dorfschaftsleben herzustellen vermochte, entstehen bis spätestens um die Jahrtausendwende im ganzen Wallis an denjenigen Orten dieselben Dorfgebilde, wie sie auch heute noch bekannt sind (jedenfalls in Form der ältesten Fotografien) – in einer Verteilung und Größe, die ausgewogener nicht sein könnte. Die Parameter, die diesen letzten Besiedlungsprozess (vor dem tourismusindustriellen des 20. Jahrhunderts) steuerten, sind das Wasservorkommen und eine genügend große Restmenge an Schutzwald, nachdem von ihm für den Ackerbau und die Weide- und Alpwirtschaft eine ausreichend große Fläche gerodet worden war.

Und doch. So interessant, wichtig und richtig es ist, den Prozess der Dorfbildung als einen eigenständigen losgelöst von irgendwelchen spezifischen Herrschaftsverhältnissen aufzufassen, so ist es doch nur die Organisationsform der Arbeit (Niederer 1965), die außerhalb der Geschichte steht, weil allem Geschehen immer schon ein „schummriges“, undurchschaubares und unüberblickbares Unrechtsverhältnis vorgelagert ist. Obwohl die Dorfstruktur autonom funktioniert, ist sie in ein größeres Gefüge, in die feudale Gesamtgesellschaft einge-

Gorbij: zweistöckiges 4-Zimmer-Wohnhaus mit der Trächu, dem Kochkamin in der großen Küche, bewohnt bis 1974 (Antonietti 1988) 21. 3. 1998

bunden. Lässt diese Herrschaftsstruktur, die dem jeweils Stärkeren, lauter Brüllenden den Vortritt opfert, überhaupt realitätsnah sich vorstellen? Müsste nicht als erstes die Idee von sich gestoßen werden, es könnten Rechtsverhältnisse herausgearbeitet werden, weil es doch das Unrecht ist, das die Gesellschaft legitimiert? Jedenfalls kann man nicht genügend oft sich zu vergegenwärtigen versuchen, dass alle Besitzverhältnisse im Besitz eines einzelnen, letztlich immer „des“ Königs, ihren Rechtsgrund haben, den dieser „erste Lehensherr“ durch bloße Stimmerhebung als den seinigen zu beanspruchen vermag (hinter den König wird je nach ideologischen Bedürfnissen noch Gott selbst gesetzt, der die Welt für alles Lebendige als bloßes Lehen erscheinen lässt).

Und in einer weiteren Wegkurve ein neues Trotzdem. Auch wenn die Unrechtsverhältnisse schwer lasten mögen, spielen sie in der Ausbildung der Dörfer keine Rolle. Denn alles dreht sich bei der Entstehung der Walliser Kulturlandschaft um die Natur und die Nöte, die von ihr ausgehen. Kein anderer hat dieses Besondere des Wallis mit solcher Prägnanz auf den Begriff gebracht wie der professionell als Ethnologe Tätige Sprachfindling Robert Mc Netting 1981, indem er seinem ausführlichen Werk über Törbel den Titel gab *Balancing on an alp*. Es ist nicht nur eine große Kunst, versehen mit einem unermesslichen Willen zur Anstrengung, die vorausgesetzt wird, um an den steilen Hängen des Wallis – und sie sind überall steil! – wirtschaftliche Dorfgemeinschaften am Leben zu erhalten, sondern es braucht auch soziale Techniken wie die Heirats- und Erbschaftsregelungen, um die ökonomischen Größen so in der Balance zu halten, dass neben den Katastrophen der Natur nicht noch, durch Unumsichtigkeit gegenüber der Natur, den Produktionsgütern und den Facetten der Reproduktion eigenproduzierte das einzelne Dorfgefüge in Gefahren bringen.

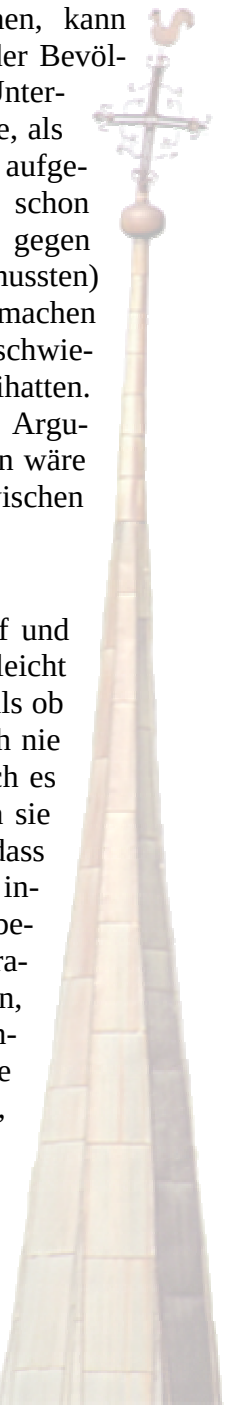
Die Wiesenstücke, die durch die Suonen erst ermöglicht wurden, erscheinen als winzig; im Bau der Wasserleiten realisiert sich eine ungeheure Anstrengung für eine Winzigkeit. Doch führt die Wanderung, in der alle Absicht der Soziologie einer Berggesellschaft ihre Voraussetzung hat, einmal Mitte Juni durch die steilen Hänge des Lötschbergs, wo doch die scheinbare Kleinheit der bewässerten Felder am augenfälligsten wäre, stehen zuerst einzelne im halbmeterhohen Blumenland, die es schneiden, dann die gesamte Bevölkerung mit allen möglichen Zusätzen, die das Heu wendet und schließlich einbringt. Zu sehen ist das Land nun in einer schier unermesslichen Fülle. Plötzlich erscheinen die Matten mitnichten als Moment einer kargen Überlebensweise, sondern als rationaler Teil einer maßvollen Ökonomie, mit dem auch heute zu rechnen wäre. Die Totale der alten Walliser Ökonomie ist von diesem Phänomen her, das im Jahreslauf nur kurz aufleuchtet, so zu charakterisieren, dass sie nicht nur dem Anwachsen der Dorfschaftsbevölkerung eine strenge Limite setzt, sondern auch, zwecks Verwaltung des Reichtums, ebenso streng eine minimale an Mitarbeitenden voraussetzt.

Wie heikel es ist, die Balance zu wahren, zeigt das Phänomen der Walserbewegungen bereits im 12. und 13. Jahrhundert, als aus den deutschsprachigen Gegenden teils einzelne Familien, teils ganze Dorf- und Talverbände einen neuen Wohnsitz außerhalb der Heimat finden mussten: im Lütschinental (bis Grindelwald und auf die Planalp), im Aostatal, im Anzascatal (von Macugnaga [Waibel 1982] bis Ornavasso), im Antigoriotal bis hinüber nach Bosco-Gurin, bei St. Moritz, Davos und Klosters (bis St. Antönien), im Averstal (bis in die Gegend des Piz d‘Err), im Valsertal, im Calfeisen- und Weisstannental, im Liechtensteinischen Saminatal und an vielen Stellen im österreichischen Vorarlberg (Kreis 1966). Zur Einzigartigkeit des Phänomens gehört nicht nur die Landsuche einer besonderen Gruppe verstreut über

Walsersiedlung Planalp (über dem Schnäggeninseli) am Brienzersee, darüber das Rothorn 20. 4. 1998

ein ziemlich großes, der Struktur nach aber einheitliches Berggebiet, sondern quasi auch eine stabile kulturelle Solidarität, die mehrere Jahrhunderte zu überdauern vermochte. Dass nur deutschsprachige Oberwalliser an diesen Wanderzügen teilnahmen, kann daran gelegen haben, dass der Bevölkerungsüberschuss bei den Unterwallisern erst später einsetzte, als Soldaten in fremde Dienste aufgenommen wurden (konkret schon früh in savoyische, wo sie gegen die Oberwalliser kämpfen mussten) oder daran, dass nur deutschsprachige Grundbesitzer Lockangebote machen konnten, weil nur sie noch so viel schlechtes Land – denn immer war es schwierig, wo die WalliserInnen bauerten – zur gewinnbringenden Nutzung freihatten. Ob die Einschränkung der Migrationsbewegung auf die Oberwalliser als Argument dafür genommen werden soll, dass eben doch stark zu unterscheiden wäre zwischen dem Leben im Oberwallis und demjenigen im großen Gebiet zwischen dem Val d'Anniviers und dem Chablais, scheint übertrieben.

Die Kirche, die wesentlich als eine Mitte zwischen dem Alltag im Dorf und dem Herrschaftssystem zu begreifen ist, braucht nicht, wie man es vielleicht von einer kritischen Soziologie erwartete, negativ dargestellt zu werden, als ob sie alleine dafür verantwortlich wäre, dass ein kritisches Bewusstsein sich nie hat bilden können. Aber obwohl sie durch den verdeckten Kulturanspruch es ist, die es ermöglicht, gewisse Fragen überhaupt erst zu stellen, ist doch sie die Ursache dafür immer schon gewesen, wie heute die Kulturindustrie, dass entscheidende zugeschüttet wurden, die befreiend hätten wirken können, indem sie die Vermittlung zwischen der Arbeit und der Herrschaft in die bewusste Sprache geführt hätten. Zur Anschauung dafür, wie die Kirche Fragen zuschüttet, hat man für einmal in einen Katechismus hinein zu schauen, für viele im Wallis das einzige Textgefüge, das sie sich zeitlebens, am Anfang mündlich, seit ungefähr 1800 auch lesend zu Gemüte führten (die Hausbibel mag gesehen werden als quasi eine Erfindung der Reformation, auf die der schriftliche Katechismus die Reaktion ist). Der Text, als Ganzes keineswegs lang, ist in allen zugezogenen Ausgaben in einem kindlichen Frage-Antwortspiel festgebunden. In dieser Passage stellt er klar, was es mit Kritik Schlechtes auf sich hat (Canisius 1997, 59): „Frage: Wie sündigt man wider den Glauben? Antwort: Wenn man an die Offenbarung Gottes gar nicht glaubt, oder sie nicht ganz glaubt; wenn man zweifelt, ob diese oder jene Lehre der katholischen Kirche wahr sei;



4. 7. 1999

wenn man den Glauben verleugnet, oder sich der Gefahr aussetzt, denselben zu verlieren.“ Eine zünftige Kritik wird schnell lächerlicher als das Kritisierte selbst, als Widerschein des reformatorischen Willens zum Besserwissen, weil der Kirche die Aufgabe der Vermittlung nur schlecht bekommt. So haarsträubend die katechetische Antwort erscheint, weil sie das Denken verteufelt, so wahrhaftig und redlich funktioniert sie im System der Kirche. Dadurch dass der Kategorienapparat, der ihr zur Verfügung steht, so winzig klein ist, erschlafft im Nu alle Anstrengung zur Vermittlung in einem täppischen *fort–da*, worin sie zwar eine unendliche Freude am Unendlichen zu entwickeln vermag, dessen Momente der Repräsentation aber nie mit denen des Präsenten in einem weiteren Sinn als dem des kindlichen Spielens vergleichen will, kritisch. Die Kirche sagt, die Wahrheit und das Gute sind *da*, und daran wollen wir uns halten, um selbst ein gutes Leben zu führen und zu haben, aber zugleich sagt sie auch, die Wahrheit und das Gute sind *fort*, und nur die Kirche ist da, weswegen ihr nicht bloß an den einen Gott zu glauben habt, sondern mehr noch an die Art und Weise, wie die Kirche es für richtig hält. Weil es eben ein Spiel ist, Gott wegzuschicken, fort–da, kann die Kirche so bitter ernst die Seite der Herrschaft für sich in Anspruch nehmen, zu sein und gar die Mitte zu sein, ohne vermitteln zu wollen.

Über die Ursprünge und ersten Schritte zur Entwicklung der Walliser Missionierung scheint kein Material verfügbar zu sein. Man muss deshalb die begriffliche Spekulation so anordnen, dass zwei Tendenzen auf gleiche Weise betont werden können, a) die Entfaltung des Systematischen der Kirche und b) der phänomenale Kontext eines Lebens, das in seiner permanenten Erschütterung durch den Tod insbesondere während der notwendigen, also alltäglichen Arbeit sich in einem entscheidenden Maße von dem in anderen Berggebieten unterscheidet. Dieser Tod, der nur in sehr schwierigem Gelände, das während des ganzen Jahreslaufes mit Höllentücken plagt, sein Unwesen treibt, ist es, der eine nicht zu verbergende Melancholie aufs Leben legt und den Wunsch nach einer gewissen sinnlich spürbaren *Präsenz* der Kirche erzeugt, der nun nicht mehr unbedingt innerhalb der Frage des Glaubens und der Gläubigkeit der einzelnen zu erläutern ist, sondern wesentlich eben mit der Besonderheit des Todes korrespondiert, die die schöne Landschaft als Tribut zu verlangen scheint.

Es fragt sich als erstes, wie weit sich der Horizont der Bildung der Priester und Pfarrleute spannte, die die Totalität des Kulturellen an den Tag legen mussten und, noch heute, zu verantworten haben. Der Kleriker des Mittelalters hat nie jemals etwas darüber hinaus zu lernen bekommen als das brave Lesen und Schreiben. Ist das ein Grund, seine Ausbildung und Bildung zu bespotten und ihn in seiner intellektuellen Kompetenz gering zu schätzen? Keineswegs, wenn man bedenkt, wie heute der Philosoph zuweilen nur lernen darf, philosophische Texte zu lesen und tunlichst es zu unterlassen hat, sie untereinander *und* zur Gegenwart in einen kritischen Bezug zu setzen; wenn man bedenkt, wie das Mädchen der Soziologie darauf konditioniert wird, der Dreistigkeit und damit der Regression freien Lauf zu lassen, den unbedarften Befragungsmassen mit nipperlischen Fragen das Mikrophon schlüpfrig vors Gesicht zu halten und in Publikationen von nichts anderem als der Größe des

eigenen Fragemuts zu schwärmen; wenn man bedenkt, dass in der maezenatisch unterfütterten Musikwissenschaft es einspruchslos geschehen kann, dass Kompositionsentwürfe des Pariser Maître der Serialität, Materialien also von äußerster Brisanz, so geistlos ineinander verschachtelt auf den Tisch gelegt werden, dass ein Leser selbst bei ausgesprochen fanatischem Willen keine Deutung mehr vorzunehmen vermag, weil die Präsentation sich aufdrängt wie ein Würfelwurf des großen New Yorker Postseriellen (avant la lettre) – dann entspricht das anerkannte, also praktisch verwertbare Wissen des mittelalterlich-neuzeitlichen Walliser Klerus in nur wenigem nicht der Praxis der zeitgenössischen Intellektuellen. Diese drei hergehuschten Beispiele der aktuellen positivistischen Bewusstseinslage korrespondieren deswegen so reibungslos mit der intellektuellen Bedürftigkeit des alten Walliser Klerus, weil dessen Diskursmedium, das geerbte Latein, an einen Doppelcharakter gebunden ist, einerseits als Sprache genutzt zu werden, die alle Schranken der Lokalsprachlichkeit überspringt, andererseits, durch die doppelte Konzeption des frühchristlichen Gottes, in seiner Allmächtigkeit dem Leben sowohl bejahend wie kasteiend gegenüberzustehen, *das Wissen vom gehorsamen Volk fernzuhalten:* erst in der zensurumspannten Tolerierung der Philosophie nach 1600 mit Descartes erscheint auch um 1700 bei Leibniz in der Zeit der Reformation der allwissende Gott mit dem Verständnis oder Bild des Menschen, dem das Recht auf Einsicht ins Wissen zu gewähren sei. Genau dieses Projekt der Aufklärung scheint scheitern zu müssen, weil deren Akteure mit der Genügsamkeit derjenigen liebäugeln, die sie

**Die Musik und das Opfer**.

Eine existentielle Erfahrung in der mythischen Gesellschaft ist die Angst vor der Unberechenbarkeit und dem katastrophischen Charakter der Natur. Das Opfer, das getan wird, um einen Zweck zu realisieren (Besänftigung der Naturgewalten, Begünstigung der Fruchtbarkeit), gibt diesem Zusammenhang Sinn: Wir Menschen, die wir opfern, gehören zusammen, weil wir im gleichen Ausmaß von den Unwirtlichkeiten betroffen sind, die wir beeinflussen zu können hoffen. Die Religionen derjenigen Gesellschaften, die sich vom Mythos lösen (ohne eine Ablösung leisten zu können), machen den Bezug des Opfers zur Zweckrationalität obsolet; im Zentrum des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs steht nun nicht mehr eine existentielle Erfahrung, sondern eine vernünftige Deutung des Lebens und eine Deutung vis–à–vis dem Tode überhaupt (selbstredend nicht innerhalb der Grenzen der Vernunft), die solange überleben kann, als eine Verbindlichkeit im Leben Anerkennung findet.

Kein despektierliches Erschauern ist am Platz über den mythischen Opferglauben angesichts der abergläubischen Bewunderung für das Blendwerk der Verwaltungsräte & Personalmanagers heute, das aus dem Erwerbsleben eine böse Hexerei macht.

Weil das Selbstopfer des Gottessohnes nicht für dasjenige steht, das ein individuelles Selbst bildet, sondern radikal alle Formen des Opferns in sich hineinzieht, sind die Opferhandlungen während den kirchlichen Messen, die nach wie vor von den mythischen abzuleiten sind, keine in irgendeiner Form von diesen, sondern nie ans Ende gelangende mahnende Erinnerungen an die Opfertat als Bekenntnisse des Glaubens. Und da diese Form des Opfers jeden Zweck ausschließt, entsteht ein freier Handlungsraum, der die Opfergabe *für andere* zulässt, als Armenspend, ohne – wenigstens der ursprünglichen Intention nach – für sich selbst etwas gewinnen zu wollen. Obwohl das religiöse Opfer immer schon losgekoppelt war vom Schein der Zweckrationalität, hat die diskursive Vernunft, die doch bereits 400 Jahre vor Geburt der christlichen Religion mit Sokrates & Platon feste Formen hat annehmen können, wenn auch innerhalb einer rigide vom Mythos und der Sklavenschinderei beherrschten Gesellschaft, bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts warten müssen, um offiziell gesellschaftlich tolerierbar zu werden. Denn das Verbindliche in den großen Religionen liegt nicht in den gemeinschaftlichen Feiern, in den symbolischen Messeopfern oder in einer ursprünglichen Opferung beziehungsweise Offenbarung, auch nicht im abwesenden Heiligen, sondern in der Vermittlung des Heiligen: in den Sakramenten. Sie nehmen den Unmündigen durch die Taufe in die Gemeinschaft auf, lassen ihn seinen Glauben in der Konfirmation bestätigen, geben der Reproduktion

Form sei es im Bund der Ehe oder im zölibatären Gelübde der Priesterweihe und steigern, wie hilflos auch immer, den Sinn des Lebens, indem sie auch den Prozess des Sterbens zu ihrer Sache machen. Als Akte einer Institution sind sie aber eben abhängig von der gesellschaftlichen Organisation und dem gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang, der Herrschaft; das Verbindliche, das in der mythischen Gesellschaft aus einer Erfahrung entspringt, untersteht in den Gesellschaften der großen Religionen den Verläufen der Geschichte. Wie immer die Vermittlungsformen der katholischen Kirche im Wallis einen fruchtbaren Boden haben vorfinden können, weil die historischen Tendenzen der Aufklärung auf flüssigere Verkehrsverhältnisse sowie durchlässigere hierarchische Gesellschaftszusammensetzungen angewiesen waren, sind auch für sie historische Grenzen abzusehen. Löst sich denn aber nicht überhaupt in den „modernen" Gesellschaften das Verbindliche der Alten „allgemein" auf, indem mit der Durchsichtigkeit der Funktionsweise der Wirtschafts- und Rechtssysteme, wie scheinhaft gut rational auch immer, und dem Miteinbezug des freien, verantwortlichen Willens der einzelnen in dem Vollzug des demokratischen Meinungsbildungsprozesses mehr als ein gültiger Ersatz erwachsen war?

Längst vor dem Zerfall der gesellschaftlichen Bedeutung der Großreligionen befolgen die Produktionen der Musik Gebote der Verbindlichkeit, weil auch sie ein Versprechen geben wollen. Während die Verbindlichkeit im Umkreis der Kulturindustrie zerfällt wie alles auch Nichtmusikalische, das dem Warenfetisch nicht widersteht, zeichnet sich die serielle Musik dadurch aus, dass sie am Glücksversprechen, das in der autonomen klassischen Musik sich verdichtete, festhält, indem sie sein ideologisches Moment, dass die Realisierung des Individuellen – des melodietrunkenen Themas – auch zur guten Verwirklichung des Ganzen führt, innerhalb der Domäne der Musik bis in die letzten Winkel auseinander nimmt. Wie das spätere Analysefragment zeigt, ist nicht wenig vom Charakter dieser Musik, auch dies, dass sie in ihrer Totalität nicht zu begreifen ist, weil das Versprechen aufs Glück, zu dem das bewusste Leben immer drängt, falsch wäre, zwar nicht im geringsten in der Gesellschaft des Wallis aufgehoben, nichtsdestoweniger in die Vielfalt seiner Landschaft hineingeschrieben. Wie auch immer der Zerfall der Religion auf die Gesellschaft sich auswirken mag (schlecht ist nur dasjenige Leben, das sich zwar äußern will, aber vor allem Beginnen immer schon den regressiven Zwängen des Unverbindlichen nachgegeben hat) – das Entscheidende, die Idee der Verbindlichkeit, die mit der ursprünglichen Sinnstiftung des Opferns in großem Maße korrespondiert und entschieden das Fahrige der Kulturindustrie von sich weist, lässt in der komplexen Landschaft des Wallis *auch fürderhin* sich nachvollziehen.

spontan doch als Unwissende bezeichnen würden – die aber vielleicht weniger aus Mangel an Wissen im Zwielicht stehen sondern simpel wegen der zu großen Bereitwilligkeit, das Systematische der Kirche als die Wirklichkeit selbst verteidigen zu wollen.

Im permanenten Scheitern der Aufklärung machen der Positivismus, schlechte Kunst und unvermittelte Metaphysik die Kultur kalt. Solcher Kälte trotzt subversiv das formlose sich Äußern der Bauern, indem es vor jeder Erklärung abbricht: –. Der Bauer von heute verstummt, wo die Buchhaltung des Positivisten anhebt und frivol die schlechten Verhältnisse durch Erklärungen verklärt und sanktioniert wie der Bauer von einst verstummte, weil nur dem Pfarrer im Dorf das Wort zu sprechen gegeben war. Der Wissenschaftler der Kultur, der sich den Wertungen enthoben wähnt, spricht eine Welt heilig, die nur im Falschen erscheint. Das Schweigen der Bauern, das diesen bösen Schein subvertiert, führte indes nie zu einer Kritik, weil es in realen Verhältnissen geschieht (das Schweigen ist Handeln), die keine Vermittlungspotentiale enthalten; aber es erscheint *uns*, gänzlich ohne Pathos, als etwas altes Menschliches, das handfest ein gutes Leben verspricht, weil es zu dem nicht Ja sagt, das zusätzlich zur Wirklichkeit Anerkennung beansprucht.

Auf der Systemebene steht dieser Deutung des Schweigens entgegen, dass in gewisser Weise im Wallis von einem Doppelcharakter der Religion zu sprechen ist, weil sie einerseits die Absorptionsinstanz alles Künstlerischen bildet, unvermittelt und getrennt gegenüber dem Naturzwang, andererseits die vielgestaltige Opfertätigkeit stark an primitive Gesellschaften erinnert, wodurch das Reli-

giöse und der religiöse Kult gänzlich in den Naturzwang eingelassen sind beziehungsweise ihrerseits von demselben absorbiert werden. Der Unterschied zum primitiven Opfer besteht im Gelöbnis, das ihm vorausgeht und das weniger im Opfer terminieren sollte als in einer festen Bindung an die Kirche. Diese inszeniert dann und begünstigt das Opfer, um die Gläubigen formbar zu machen. Es gibt eine Verknüpfung des Opfers mit der Unterordnung des Individuums in der Masse bei den Prozessionen, die auch zu Massenprozessionen auswachsen konnten. Solche bilden leicht einmal den Kitt für das sich unterordnende Bewusstsein, in dem das Schweigen mehr dem Ersticken gleicht als dem Zurückhalten überzeugender Rede.

Die Sage spricht von einem Ereignis, als am selben Tag bei Ernen eine große Gruppe aus dem oberen Goms eine Prozession machte wie eine noch größere aus dem Ober- und Mittelwallis. Da plötzlich die Kinder der zwei verschiedenen Prozessionsverbände einander in die Haare gerieten, wurde nachgefragt: die Prozession der Gommer wurde abgehalten, um dem Regen ein Ende zu machen, die der anderen, um ihn endlich herbeizuführen. Es braucht nicht des näheren ausgemalt zu werden, wie nun auch die Erwachsenen der beiden Prozessionen einander die Köpfe einzuschlagen begannen.

Eine besondere Form des Opferns geschieht während des 18. Jahrhunderts, indem sie ein Stück weit von der Reliquienverehrung zehrt, die zur Zeit der Gegenreformation, nach 1600, von der katholischen Kirche enorm intensiviert worden war (es wurden die römischen Katakomben durch Einzelstücke und ganze Gerippe regelrecht geplündert): die Opferpraxis des Ex Voto, aus einem Gelübde. In der Waldkapelle von Ernen hängen knapp über 10 Ex Votos aus den Jahren 1695 bis 1977 (das jüngste fällt deswegen aus dem Rahmen, weil seit Ende des 18. Jahrhunderts die Tradition der Ex Voto Opfergabe nicht weitergeführt wurde). Die Bilder, die sonst nur aus Anderegg 1979 bekannt sind, entfalten auch heute eine erstaunlich große Wirkung, von einem malerischen Dilettantismus ist kaum etwas zu spüren.

10. 9. 1999

Zwischen den Ex Votos, die ein gewisses pekuniäres Vermögen voraussetzen, und dem mythischen Opferwillen stehen die Bruderschaften und die Armenspend, die nicht selten ihren Grund in einem Gelübde während den Pestzeiten haben (die Pest hat zu keiner Zeit das ganze Wallis lahm gelegt, sondern beherrschte jeweils einzelne Dörfer, die abzudichten offenbar nicht unmöglich war): was im Ex Voto sich auf einzel-

Die Armenspend ist deswegen schwierig zu begreifen, weil in keinem Text plausibel gemacht wird, wie denn die Armen an den übrigen 350 Tagen sich ernährt haben, wenn die Spende in einem Dorf beispielsweise 15 mal pro Jahr getätigt wurde. Vielleicht hatte sie immer schon mehr einen symbolischen mahnenden Charakter wie die Bruderschaften, und so wie dieselben als eine Art Bank handfest Geldwerte zu verleihen vermochten, stand die ganze Gemeinschaft in Notfällen einzelner oder von Gruppen helfend zu Seite, weil sie durch die Institution der Armenspend die Idee des Beistands und der Hilfe immer im Gedächtnis behalten hat. Völlig auf Abwege geriete das schöne Vorurteil, eine arme Bevölkerungsschicht hätte gesamtgesellschaftlich mit einer fürsorgerischen Betreuung rechnen dürfen. Aufschlussreich und beängstigend schreibt Carlen 1976,

557f mit einem Zitat: „1614 beschloss die Tagsatzung, auf den 14. März dieses Jahres, eine allgemeine Jagd auf das unnütze Volk, starke Bettler, ‚verjagte unnütze Schulmeister, Zigginer und Ryffiöner (?)‘, um sie auf die Galeeren, vornehmlich die französischen zu verschicken.“

ne bezieht, ist in den Bruderschaften dörfliche Institution gewesen.

Da die Reliquienverehrung unermesslich viel Einfühlungsvermögen voraussetzt, wenn sie verstanden werden soll, seien hier nur die Namen der Verehrten aufgelistet, wie sie einem im Wallis begegnen und Rätsel über Rätsel aufgeben können (Gruber 1932). Die Heiligen figurieren als eine Art Vorstand für Kirchen, Kapellen, Altäre, Benefizien, Spenden, Spitäler und Bruderschaften; an einigen Stellen oder Anlässen figurieren mehrere. Normalerweise entstammen die Heiligen der gesamtkirchlichen Tradition, einige sind typisch Walliserisch, einige aus fremden Bezirken.

a) Allgemeinkirchliche Kulte: Maria, Johannes der Täufer, Johannes der Evangelist, Petrus, Paulus, Andreas, Michael, Klemens, Urban, Marzellus, Silvester, Gregor, Stephan, Laurentius, Vincentius, Pankraz, Hippolyt, Georg, Fabian, Sebastian, Agnes, Euphemia, Unschuldige Kinder, Martin, Dreifaltigkeit, Heiliges Kreuz, Fronleichnam, Heiliger Geist, Jacobus Maior, Bartholomäus, Markus, Nikolaus, Katharina, Maria Magdalena, Antonius der Einsiedler, Triphon, Blasius, Pantaleon, Christophorus, Zehntausend Märtyrer, Petronilla, Margareta, Barbara, Dorothea, Apollonia, Ursula, Apollinaris, Augustinus, Hieronymus, Benedictus, Franziskus, Alexius, Anna, Allerheiligen, Allerseelen.
b) Walliser Kulte: Mauritius und Gefährten, Viktor Märtyrer, Theodor (Theodull, Joder), Sigismund, Bernhard von Menthon, Silvius, Severin.
c) Fremde Lokalkulte: Genesius, Bonifatius, Romanus, Hilarius, Eusebius von Vercelli, Desiderius von Langres, Germanus von Auxerre, Symphorian, Germanus von Paris, Leodegar, Gallus, Leonhard, Theobald, Eligius, Sulpitius Pius, Claudius, Gotthard, Dreikönige, Gratus, Wilhelm von Neuenburg, Karl der Grosse.

Das Erdrückende der Liste verführt zur Unterstellung eines umfassenden Aberglaubens in der paradiesischen Landschaft. Dieses Vorurteil wäre zu korrigieren. Denn da die Art der Glaubenskundgabe institutionell organisiert ist, kann sie die Tendenz der Übersättigung, als das Gegenteil des Aberglaubens, nur mit Schwierigkeiten von sich fernhalten. Und in der Tat wurden einige Male Vorstöße von Bauern beim Bischof getätigt, um gegen das Anwachsen der Anzahl von Feiertagen Einspruch zu erheben, weil die extensive Wirtschaft gar nicht bewältigt werden kann, wenn an immer weniger Tagen nur noch gearbeitet werden darf. In einer solchen Zwickmühle, die das quantitative Maß des Glaubens nur mit Mühe in Balance hält, wundert es wenig, dass der Aberglaube leicht auch in Selbstironie hinüberzuwechseln vermag.

Die Einsiedelei Longeborne (Santschi 1979): nach der Opfernacht machten sich die scheinbar unfruchtbaren Frauen oftmals schwanger auf den Heimweg 27. 10. 1998

Dann also der zahlenverquere Titel, die sieben Zehnden. Was der Begriff Zehnden ursprünglich meint, ist nicht gänzlich eindeutig herzuleiten, obwohl die Sache, Teil des ganzen Wallis zu sein, klar ist. Als solcher Teil könnte man ihn verstehen als Bezirk mit relativ eigenständiger Verwaltung, mit eigenem Zehnten, mit eigenen Steuern. Der Begriff des Zehnden meint so einen Bezirk, der sich selbst verwaltet und bei dem das Verständnis beziehungsweise der Anspruch des Eigenen mehr oder weniger stark ausgeprägt sein kann; das demokratische Wallis der sieben Zehnden hebt sich dann in seinem Selbstverständnis bewusst vom fürstbischöflichen feudalen ab. Eine zweite Herleitung ist basispolitisch indifferent und meint, es hätten sich zufällig zehn größere Gebiete im Wallis ergeben, die alle aus Gemeindeverbänden bestanden und auch die diesbezügliche Bezeichnung „Contractus“ benutzten, wie sie heute noch für das Gebiet zwischen Sierre und Montana als Noble Contrée verwendet wird. Zu den sieben Contractus Goms, östlich/westlich Raron, Brig, Visp, Leuk, Sierre und Sion sind dann noch die drei im mehr oder weniger stark von den Savoyern beanspruchten Gebiet angesiedelten Großgemeinden Chamoson/Ardon (eine Landschaft, die weder geographisch noch kulturell mit Savoyen konnotiert werden kann), Martigny und Massongex (bei Monthey) anzuführen. Die offizielle Geschichtsschreibung des Walliser Erziehungsdepartements erläutert einigermaßen chaotisch in einer dritten Variante: „Zenden. (Herkunft ungeklärt, lateinisch Centena = Hundertschaft = Unterteilung der Grafschaft?; lateinisch decima = Zehntbezirk? zehnter Teil der bischöflichen Herrschaft?): politische Einheit der Landschaft Wallis“ etc. (Fibicher 1993, 440; zur Ungelöstheit der Zehndenfrage auch Carlen 1982, 40, Anm. 2)

Für die Genese der Zehndengesellschaft sind zwei Ereignisphasen bedeutsam, die eine, um 1400, lässt sie entstehen, indem sie die Feudalgewalten massiv in die Knie zwingt, die zweite, nicht minder blutige um 1500, lässt sie sich festigen.

a) Wie Truffer 1971 umfassenderweise darstellt, erproben die Walliser am Ende des 14. Jahrhundert zum ersten Mal die direkte *Demokratie für die ganze Landschaft* (die Arbeitsweise in den Dörfern mittels Gemeinwerk darf mit Fug und Recht als basisdemokratisches Leben begriffen werden). Nachdem sie den savoyardischen Bischof Eduard gestürzt hatten, errichteten sie den demokratischen Landrat, in dem nun nicht nur kein Savoyer mehr das Sagen hatte, sondern auch kaum mehr ein oberwalliser Großadeliger, weil diese bereits ein paar Jahre früher durch die Hartnäckigkeit der Walliser Bevölkerung ans Ende ihres Wirkens

Ein alter Ort: Niedergesteln, rechts die Burgruine 24. 5. 1999

gekommen waren – mit Ausnahme der Herren von Raron. Mit diesen, die immer schon mit den Bernern liiert waren, verbündete sich der Graf von Savoyen, um nun aufs heftigste zurückzuschlagen. Das 15. Jahrhundert ist nun ganz geprägt von diesen Bewegungen: einmal die Erfahrung der Demokratie, dann der Rückschlag, dann erneut eine Befreiung usw.

b) Um 1500 beherrschen zwei Gommer Haudegen die Bühne der Walliser Geschichte, die die Bauern mehrmals in miserable, nicht durchzustehende Schlachten trieben, sie also gleichwohl verrieten, wie immer man das Wirken dieser monströsen Gestalten deuten will. Denn wie die beiden, der Kastellan, Offizier und Politiker Jürg Auf der Flüe beziehungsweise Georg Supersaxo und der Bischof und Kardinal Matthäus Schiner zu deuten sind, scheint von der Konfession des Deutenden abzuhängen. War bis vor ein paar Dutzend Jahren auch der Bischof kritisch dargestellt worden, als einer, der wie sein Widersacher der Machtgier verfallen war, so ist von Oberwalliser Seite her heute nur noch Affirmatives über den Kirchenmann zu lesen, im Verein mit einer gewissen Aggressivität gegen kritische Stimmen. Ein solche sei hier genannt, Walter Schmid 1955 (ein Buch, das man nicht unbedingt mit diesem abschreckenden Titel *Komm mit mir…* hätte versehen müssen). Der vermögende Militärmensch Supersaxo verhalf dem um 10 Jahre jüngeren Schiner, der vom selben Ort, Ernen-Mühlebach herstammt und dessen Onkel bereits als Bischof amtete, zu seiner Karriere. Recht schnell wurden sie zu den denkbar unnachgiebigsten Feinden, die jeweils um die Masse der Bevölkerung buhlten, weil der eine auf die Karte Frankreichs setzte, das dem anderen, dem papsttreuen Bischof als Greuel galt, weswegen er lieber das ganze Land verheizte als seine Zunge, die offenbar gefürchtet war, durch Hören auf Argumente in Zaum zu halten. Es scheint, als wäre ein distanzierter Aufriss dieser schlachtenreichen Zeit immer noch schwierig herzustellen; jedenfalls ist man erleichtert zu sehen, wie nach dem kriegerischen Inferno das Land aufs demokratische Leben sich zu besinnen be-

Dass die Bischöfe nicht in jedem Fall für den Papst und gegen Frankreich Stimmung machten, beweist der Innerschweizer Jost von Silenen (auf den dann Niklaus Schiner, der Onkel, und eben Matthäus Schiner folgten); weil er für Frankreich einstehen wollte, musste er 1496 unter dem anarchischsten Zeichen des Wallis, der Mazze, aus dem Lande fliehen. – Die Mazze ist das, wovon die Geprügelten träumten, bevor das Fernsehen, an das sie sich mit Begierde ketten ließen, ihnen das Traumbuch leerschrieb.

Gewiss soll das Wüten der Feudalherren im Wallis zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert nicht verharmlost werden. Aber wie im legendenhaften Ritterleben das Peinliche, Triste und Ärmlich-Armselige des Alltags nicht unterschlagen werden darf, müssen an vereinzelten Stellen auch in Walliser Sagen Eingriffe getätigt werden. Dringendst bezüglich dem Weiler Eggen bei Eggerberg. Die Verschiebung also der Häuser von Eggen hinter die Krete wegen des Glöckleins der Gräfin Biandrate im 14. Jahrhundert in Visp, wie es die Sage erzählt, weil alle ihr Zins schuldeten, soweit es zu hören war? In die Rumpelkammer der Gruselmärchen damit: die EggerInnen waren weitsichtig immer schon und wussten, welchem Drecksgebilde mit welchen zwei moraldurchtriebenen Raubrittern, die nur in der Ausserschweiz mit so viel frivoler Bewunderung haben groß werden können, sie am Ende des Milleniums ausgesetzt sein würden.

Eggen, diesseits der Krete 30. 5. 1998

**Feudalistisches Erbe in der föderalistischen Demokratie.**

Das Unrechtsverhältnis des Lehenswesens *einerseits*, die Tatsache also, dass durch willkürliche Gabe, letztlich durchs Königsgeschenk, einer über Grund und Boden verfügt, auf dem alles Leben ihm Zinsen schuldet, und die dörfliche Organisation der Arbeit im Gemeinwesen *andererseits* führen bei der Entstehung der Zehndengesellschaft, der Landschaft des Wallis mit der Selbstvorstellung der Demokratie, zu seltsamen Gebilden:

a) Zwischen das Goms und den Bezirk Brig quetscht sich ein ziemlich kleiner Halbbezirk mit dem Namen Östlich-Raron (und den Dörfern Bitsch, Mörel, Blatten und Grengiols), der erst mit der anderen Hälfte Westlich-Raron ein Ganzes bildet; die Luftdistanz zwischen beiden Teilen, die nicht nur durch Brig, sondern auch noch durch Visp voneinander ferngehalten werden, beträgt zehn Kilometer. Das schwierige Durchgangsgelände Östlich-Raron war seit langem Exklave der Savoyer Grafschaft (was den französischen Ortsnamen Grengiols = grange = Scheuer zu verstehen hilft), Westlich-Raron gehörte den Herren von Raron. Als die Zehndengesellschaft sich durch den Mazzenaufstand gegen den Bischof Eduard von Savoyen zu formieren begann, organisierte sie mit der Zerschlagung aller Savoyischer Herrschaftsgebiete, die ideologisch-militärisch mit denen der Herren von Raron identisch waren, dieselben als Untertanengebiete. Nicht nur das ganze Wallis unterhalb Sitten wurde ab ungefähr 1500 Untertanengebiet der Oberwalliser, sondern auch einzelne auf dem Gebiet des Oberwallis selbst: das Lötschental, die Schattenberge unterm Augstbordhorn und die Schluchtendörfer am Rotten ob Naters mussten neu auf die Stimmen von Raron hören, auf die sie demokratisch, sofern der ökonomische Hintergrund es erlaubte, Einfluss nehmen konnten (die Abhängigkeitsprobleme betrafen den militärischen Bereich, beschränkten sich also aufs Verbot für die Lötscher, eine eigene Fahne an die Schießübungen mitzubringen).

b) Für das Leben im Dorf und auf der Alp spielt es keine Rolle, welchen Herren oder

gann, gestört nur durch sporadisches Wüten der Pest in den einzelnen Dörfern (deren Einwohnerzahlen allerdings schnell einmal sich bis auf zehn Prozent hinunter verkleinerten, wodurch die Überlebenden unverhofft zu einem gewissen Reichtum kamen, den sie seinerseits, korrespondierend mit dem Zeitgeist der Gegenreformation, zum Bauen und Ausbauen neuer Kirchen und Kapellen verwendeten).

Man hat sich die Akteure dieser spannungsgeladenen Geschehnisse ordentlich zu vergegenwärtigen. Die Wahl des Bischofs als dem Vertreter des Papstes und dem Vorsteher einer Diözese, von denen das ganze Wallis gerade eine bildet, war immer schon und scheint es auch heute noch zu sein: eine undurchsichtige Angelegenheit, von der nicht einmal der Grund zur Undurchsichtigkeit begreifbar wäre. Der Walliser Bischof, der kraft eines königlichen Dekrets seit 999 auch fürstlicher, d. h. militärischer Verwalter der Landschaft war, konnte sowohl von oberwalliserischer Herkunft sein wie von unterwalliserischer, savoyischer, italienischer oder gar von weiter entfernter.

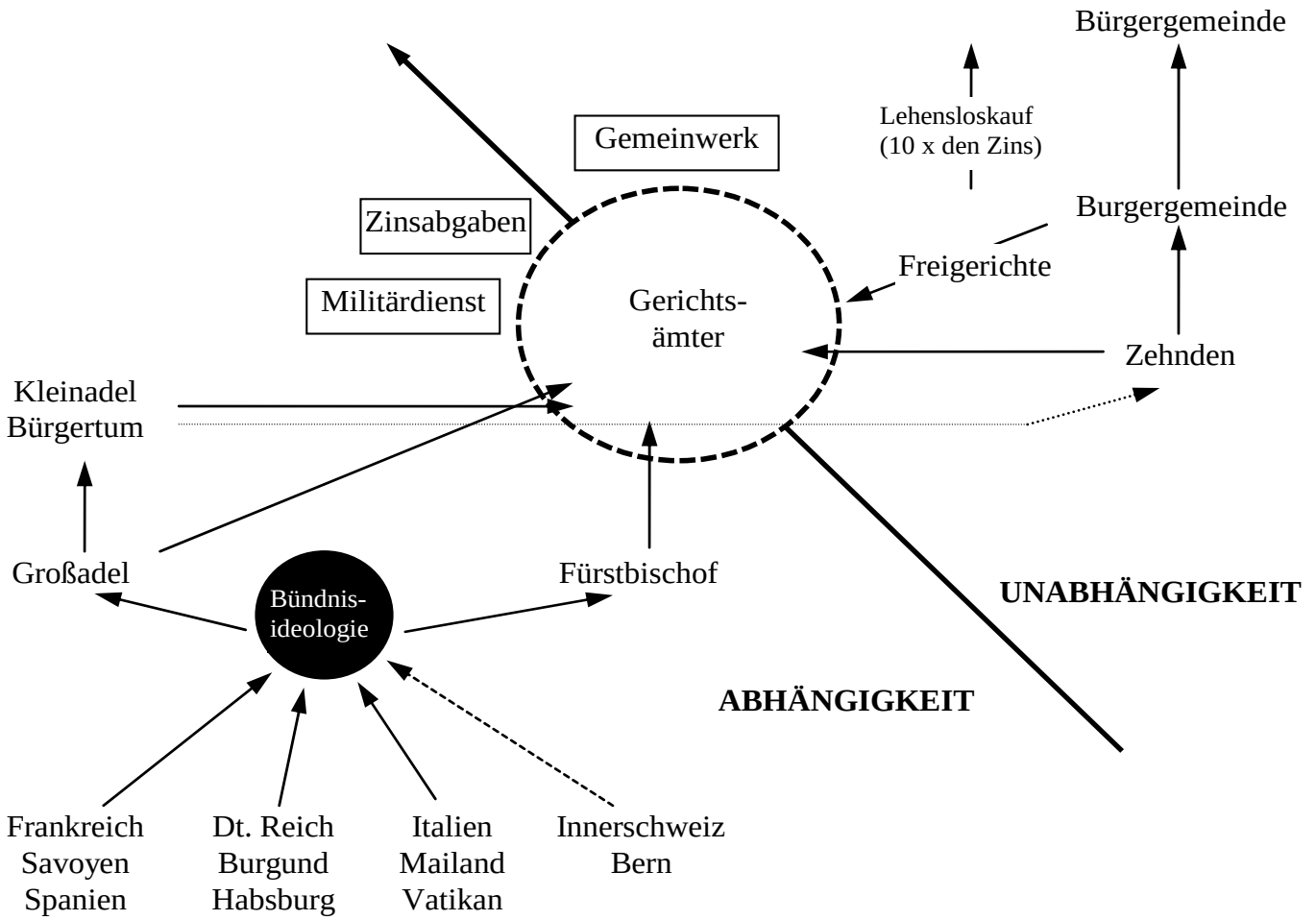
Es wurde schon erwähnt, wie dem umfassenden Herrscher, dem König, eine militaristische Ruhezone verschafft wird, indem der Klerus als Verwalter einer Landschaft eingesetzt wird; denn durch das biologische Wegfallen des Erbrechts entfallen auch die Erbstreitigkeiten, die zu gefährlichen, unüberschaubaren Bündnissen auf sozial tieferen Ebenen führen, letztlich aber doch die Herrschaft selbst zu erodieren drohen.

Da sich das westlich gelegene Savoyen gegenüber dem Wallis verhielt wie Habsburg gegenüber der Innerschweiz, war die Lage immer dann besonders explosiv, wenn ein Savoyer Kleriker im Wallis den Sitz des Fürstbischofs innehatte. Nicht zu unterschätzen sind aber auch die im Oberwallis tätigen Adeligen wie die von Turm in Niedergesteln, die Biandrates (Rizzi 1985) oder die von Raron, die das Land nicht durchwegs in Frieden zu halten gewillt waren, wenn der Bischof aus einer ihrer Familien stammend dieses Amt verwaltete. Falsch wäre die Meinung, das Domkapitel sei dem Bischof, dem es die Verwaltung doch erleichtern sollte, stets zu Diensten gewesen. Gerade weil die Besetzung des höchsten Amtes durch die Herkunft des Bischof immer problematisch war, gab das Personal des Domkapitels, das niemals als Ganzes von derselben geographischen Herkunft sein konnte, mit Wucht Gegensteuer. Da die drei Machtinstanzen Fürstbischof,

Institutionen der Zins abzuliefern ist, weil keine Medien die Zugehörigkeit zu irgendeinem Kasperle-Präsidenten ideologisch relevant machen will. Fast zu schön anarchisch erscheinen uns die Folgen, dass einzelne Bürger gleichzeitig in verschiedenen Gemeinden Burgerrecht haben; dass einzelne Dörfer ihre kirchliche und politische Gemeindezugehörigkeit nicht nur geographisch weit auseinander gelegen haben, sondern selbst in verschiedenen Zehnden; dass einzelne Dörfer dieselben Zugehörigkeiten wechseln, als ob sie ihnen überhaupt entschlüpfen wollten.

Großadel und Domkapitel gemäß ihrer Herkunft, aber auch ihrer sonstigen, also unberechenbaren Interesselagen verschiedenen Bündnissen entweder verpflichtet waren oder sich verpflichtet fühlten, ist es leicht sich vorzustellen, dass das Land der Bevölkerung schnell einmal mehr als Schlachtbank erschien denn als fruchtbare Wohnstätte. Seit Ende 14. Jahrhundert die ersten Durchbrüche Richtung Demokratie erfolgreich waren, durchzieht die Geschichte der ganzen Landschaft die Idee der Selbstbestimmung, wie sie anscheinend nur in der Innerschweiz noch so entschieden sich hat verankern können. (Man muss vielleicht ein wenig wegkommen von der verdinglichenden Aussage, im Wallis lebe

**Geschichtsdynamik im vornapoleonischen Wallis**



**Sozialstruktur im vornapoleonischen Wallis**

**Staatsmacht**

Fürstbischof (ab 999)
Großadelige
Kleinadelige
Großbürger
Reiche Bürger
Bauern mit angehäuftem Eigentum

**Kirchenmacht**

Bischof
Domherren
Pfarrer
Kapläne
Rektoren
Diakone und Subdiakone
Kleriker als Geistliche und Notare

**Gerichts- und andere Ämter**

Bischof
Viztume (Vice Domini, Ersatz)
Kastellane
Offiziere, Landeshauptmänner u. ä.
Landammänner, Landvögte u. ä.
Gesandte
Meier als Verwalter, später Richter
Weibel als Polizeyer
Notare

Patres und Nonnen
Missionare
Bettelmönche
Einsiedler

Handwerker u. ä.: Maurer, Metzger, Müller, Maler, Hebammen, Fuhrleute, Chirurgen

(**Kein Mäzenatentum**:
keine Wissenschafter, Forscher und Unternehmer,
keine Künstler, Musiker und Dichter, keine Lehrer.)

**Bürgerrechte**

Burger
Einwohner
Tolerierte
Amtsinhaber
Knechte
Mägde

„Freie“ Pächter-Bauern
Leibeigene Bauern
Bevölkerungsüberschüssige Söldner
Taglöhner
Fremde
Bettler

**Gemeindeämter**

Gemeindepräsidenten
Wasservögte
Meier an Freigerichten
Rektoren

halt ein freiheitsliebendes Volk, was doch immer nur dazu dient, militaristischen Programmen Schützenhilfe zu bieten; es tut der Ehre der Bevölkerung keinen Abbruch, wenn die präzisen Momente bestimmt werden, die als Ursache zur Ingangsetzung selbstbestimmender, demokratischer Prozesse eben auch zu nennen sind. Ein anderes Volk, das ähnlichen Zerstörungstendenzen hätte widerstehen müssen, hätte ähnliche Anzeichen eines Freiheitsdranges an den Tag gelegt.)

Die zwei Schemata zu den Momenten der Dynamik und der Struktur der Walliser Geschichte sollen das Bild einer einfachen Alpengesellschaft zu vermitteln helfen. Es zeigen sich recht viele Hierarchieebenen, die alle den einen Zweck verfolgen, auf Gerichtsbarkeiten Zugriff zu haben. Die Walliser Zehndengesellschaft präsentiert nach der Vertreibung der Savoyer Kriegsbeamtenschaft *als Gebiete* 1 Diözese mit sieben Zehnden und zwei Vogteien (als den eigentlichen Untertanengebieten der Oberwalliser von Conthey bis St-Gingolph) *mit den Institutionen* der Zehndenarmeen, der Gerichte, der Genossenschaften fürs Gemeinwerk (Alpen, Wege, Wald, Wasser und meistens auch Wein), der Burgerschaften, der Pfarreien, der Bruderschaften und der Familien mit endogener Heiratstendenz. Auf dem Platz der Dörfer regelt der Bodenbesitz *drei Arten der wohnrechtlichen Zugehörigkeit*: a) der stimmberechtigten Burger (communiers), b) der Einwohner mit bloßem Aufenthaltsrecht (tolérés oder habitants) und c) der nicht im Dorf ansässigen Besitzenden (terrementiers). Jeder Mensch, heimisch, nicht heimisch oder Ausländer, kann zu Bodenbesitz gelangen, normalerweise durch die im Wallis eigentümliche Erbschaft mittels Güterteilung (die jedem Erben ein Minimum guten Bodens garantiert), durch Heirat, die nur dann profitabel ist, wenn beide im selben Dorf erben können (tendenziell eben endogam), aber auch durch Kauf. Das Burgerrecht wird normalerweise ererbt, kann an einem neuen Ort aber auch erworben werden, wenn genügend Besitz vorgewiesen werden kann, eine Geldsumme abgegeben und ein Gemeindeeid geschworen wird. Umgekehrt gilt, dass einer, der eine gewisse Menge Bodenbesitz erworben hat und schon eine gewisse Zeit am Ort lebt, das Burgerrecht erwerben muss, wenn er vom Gemeindenutzen (dem Holz aus dem Wald und der Allmend für die Tiere) nicht ausgeschlossen werden soll. Wo die Ortschaften auch bei winziger Kleinheit von einer eigenen Gemeinde sprechen, ist es schnell möglich, dass Familien in mehreren Dörfern Burger sind.

In der Zehndengesellschaft wird das Französisch dezidiert auf seine Plätze verwiesen, die Orte von Loèche bis Martigny erhalten deutsche Namen: Leuk, Siders, Venten, Brämis, Sitten, Gundis, Martinach und andere eher komische Ortsnamen haben jetzt Rechtsgültigkeit.

Als Walliser Besonderheit gelten die sechs Freigerichte Wald oder Eggen bei Simplon (ab 1400), Gehren (ab 1405), Finnen, Ganter, Holz und Steg, die dadurch entstanden sind, dass ein Dorf, das einem Feudalherren gehört, von diesem, der das Geld einbringende, aber doch zuwenig lukrative Richtamt innehat, dasselbe abkaufte. Weit gefehlt wäre die Annahme, ein Dorf, das seinen Richter in die Wüste schickt, würde auch die Institution der Polizey und des Gerichts auf den Misthaufen der Geschichte karren! Da es immer den Argwohn gibt, der Nachbar, der kaum zwei Meter weit entfernt wohnt, könnte bei den Mistgeschäften leicht dem eigenen Mist auch fremden aufsetzen, braucht es eine Instanz, die solche Zwistigkeiten

schlichtet, unter der Devise, lieber ein Fehlurteil mehr, das gegen einen selbst sich richtet, als die quälende Ungewissheit, das andere Dorffamilienmitglied sei durch Tricks besser begütert als man selbst. Da an den genannten Orten die Bauern allein im Wechsel von zwei Jahren das Richteramt auszuführen hatten, entsteht der Eindruck, es wären an den Stätten der Freigerichte immer nur Lappalien verhandelt worden, und die Urteile könnten, da man mit den Verurteilten das Leben im Dorf weiter zu führen hatte, kaum je recht hart gewesen sein. Jossen 1988 erwähnt indessen ein Dokument, nachdem der Munder Meier (= Richter) in Finnen, Lorenz Carlen, am 8. 11. 1796 Josef Huotter und Sohn von Gorb zum Tod durch Hängen verurteilt, wegen Diebstahls. (Grauenhafte Zeugnisse auch an den amtlichen Gerichtsstätten, insbesondere im Rahmen des auch im Wallis tobenden Hexenwahns, enthält Arnold 1961.)
Und dennoch, soll die Zehndengesellschaft nicht wenigstens der Tendenz nach als eine verstanden werden, in der alle, die ein Amt innehaben, dieses so verwalten, wie dessen Zweckbestimmung, die nichts anderem dient als der Ermöglichung der Entfaltung einer freien Gesellschaft im Alpenraum, es verlangt? Dubois 1965 zeigt minuziös, wie der Landrat die Vertragsverhältnisse immer wieder von neuem sicherstellte, so dass namentlich der Salzhandel ins Wallis gesichert blieb. Es entsteht in diesem äußerst wertvollen Buch über die Walliser Zehndengesellschaft leicht der Eindruck, die Herrschaft sei tatsächlich Bedienstete der Allgemeinheit. Doch ab und zu blitzt das Reale des Herrschens durch, die eigenen Privilegien à tout prix aufrecht zu erhalten. Anmerkung 26 Seite 181 ist eine der raren Stellen, wo darauf hingewiesen wird, wie der Landrat, also die Versammlung der Zehnden, die trotz Vertreibung der mittelalterlichen Freiherren fast gänzlich von Großbürgern und Adeligen belegt war, die Gemeinden, also die Organisationsform der produktiven Bevölkerung, „nicht immer sehr objektiv über wichtige Angelegenheiten informierte“.

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die oft als eine besonders ruhige Zeit beschrieben wird, weil die Zehndengesellschaft es offenbar verstanden hat, sich den nicht enden wollenden Kriegen in Gesamteuropa zu entziehen, ist geprägt durch zwei Phänomene: die Gegenreformation und das Wirken Stockalpers. Da die Institution der Kirche durch die Möglichkeit des quasi-profanen Sündenerlasses, der einerseits die böse Ideologie der Sünde und der Schuld zu einer rigiden Diskursformation, der kein Einzelgedanke zu enthuschen vermag, verdichtete und andererseits die religiöse Tat zur tölpelhaften ökonomischen Handlung verkommen ließ, in eine unkontrollierbare Erosion geriet, fassten die Ideen der Reformation auch im Wallis Boden bis in die Gemächer des Domkapitels und des Bischofs selbst. Lange Zeit war die Situation offen, so dass sich unter der reicheren Schicht eine einheitliche Gruppe zu formieren vermochte, die sowohl Schulbildung genossen hat in der Ausserschweiz wie auch eindeutig Stellung nahm für die Reformation. Weil die Gesamtbevölkerung noch von keinem Schulobligatorium hat profitieren können, aber sowohl durch die Pestereignisse wie durch die Erfahrung des fragwürdigen Verhaltens der Kirchenleute empfänglich für Kirchenfragen geworden war, blieb das Wallis in der Richtung unentschieden. 1604 wurden die Kapuziner ins Land geholt und

die Reformierten von den politischen Ämtern weggedrängt; sozusagen im Gegenzug verzichtet 1634 der Bischof auf alle weltlichen Hoheitsrechte. Erst 1655 wurde entschieden, dass alle Protestanten das Land zu verlassen hätten, und als ab 1662 von den Jesuiten theologische Seminare in Brig abgehalten wurden, war der Kurs eindeutig festgelegt. Da durch die Pestzüge bis ins 17. Jahrhundert nicht nur in einigen Dörfern die Bevölkerung äußerst stark reduziert worden war (1611, 1613, 1616, 1617, 1627, 1628), sondern die Überlebenden teilweise dadurch auch reich geworden sind, waren sowohl die materiellen wie ideologischen Voraussetzungen gegeben, die Wirkungsweise des gegenreformatorischen Katholizismus in Gang zu setzen: durch neue Pfarreien mit neu zu bauenden Kirchen, durch Reliquienimporte aus den römischen Katakomben, durch Kapellenbauten.

Ob Kaspar Jodok von Stockalper (1609–1691, ab 1674 im Exil), der reichste Walliser mit Burgerrecht in 40 Gemeinden, als ein Produkt der Gegenreformation oder als ein unabhängiges paralleles Phänomen zu begreifen ist, lässt sich nicht entscheiden. Die umtriebige Handelstätigkeit, insbesondere in Sachen Salz, das alle Alpengesellschaften importieren mussten (für die menschliche Ernährung und die der Haustiere unerlässlich, ebenso wichtig zur Käseherstellung und Fleischkonservierung: französisches Meersalz aus der Gegend der Rhônemündung, sizilianisches und milanesisches aus Italien, zeitweilig auch solches aus Österreich) und die verbissene Investitionstätigkeit in Grundbesitz, der kontinuierliche Zinsen garantiert (und dessen erste Käufe möglich waren wegen einer recht großen Erbschaft), sind Anzeichen einer calvinistischen Orientierung – ob es andererseits dem auf gute Beziehungen angewiesenen Kaufmann, Offizier und Staatspolitiker zugute kam, wenn ein Teil der statusähnlichen Bevölkerung, der erst noch mit den kulturellen Kapitalien zu hantieren weiß, in die Wüste geschickt wird, ist kaum auf einen Punkt bringend abzuwägen. Die Literatur aber behauptet: dass im arbeitenden Volk zu keiner Zeit ein Ressentiment gegen Stockalper erwachsen wäre, weil er den Bauern die überschüssigen Söhne im Söldnerdienst entsorgte und den Übriggebliebenen die Gelegenheit bot, durch sporadisches Lohnarbeiten entweder zu Bargeld zu kommen oder überrissene Käufe, und das waren sie natürlich alle, abzahlen zu können.

Stockalperpalast in Brig (1658–1678), mit Folluhorn 23. 5. 1998

„Stockalper zog aus dem Soldunternehmen im gesamten einen Reingewinn von etwa 250‘000 Pfund. Ein gewöhnlicher Söldner hätte 15‘000 Jahre Dienst tun müssen, um einen solchen Betrag zu verdienen.“ (Steffen 1975, 207)

Gestürzt wurde Stockalper also nicht durch eine Missstimmung in der Bevölkerung, sondern allein durch Akte des Adels im Landrat; diese Oberschicht, die eben noch nicht den Habitus oder Sozialcharakter des „Unternehmers“ zu prästieren vermoch-

„Die Zahl der Verpfändungen an Stockalper ist erschreckend hoch. In einem gewissen Sinn hat sich Stockalper dadurch, dass er überall Grundstücke aufkaufte und damit kleine Leute von ihrem Grund und Boden vertrieb, selbst ein gewisses Söldnerpotential geschaffen.“ (Steffen 1975, 237)

te, sondern die mageren Einkünfte immer noch nur über Pachtzinsen erlangte, stand letztlich durch ein gewisses Selbstverschulden gegenüber Stockhausen arm da. Nachdem dieser also von seinen persönlichen Gegnern durch eine Art Palastrevolte entmachtet und in Brig unter Hausarrest gestellt worden war, konnte er, allein und ohne die Familienangehörigen, über den Simplon nach Domodossola fliehen. Nun kommt es zu einer formellen Anklage mit über dreißig juristischen Vorwürfen; der erste widmet sich der Macht- und Raffgier. Dem katholischen Pfarrer Arnold (1972) gelingt eine Darstellung der Motive und Abläufe dieses sozialen Gesamtprozesses Ende der siebziger Jahre im 17. Jahrhundert, die einen stark glauben macht, die Ankläger Stockalpers stünden in keiner Weise mehr im Kontakt mit den wirklichen Verhältnissen. Es scheint ganz so, als wären ihre Motive einzig persönliches Ressentiment – und als ob keine Bauernschaft unter der Abhängigkeit von Stockalper zu leiden gehabt hätte, sondern umgekehrt durch persönliche freundschaftliche Bindung nur um so mehr bereit gewesen wäre, für ihren Herrn das Ganze herzugeben. – Dem Lesenden fehlt es an Möglichkeiten, die Einschätzungen Arnolds, die bezüglich der ideologischen Formation des Oberwallis nicht ignoriert werden dürfen, abzuwägen.

Wie leicht nur würde das Wallis anders dastehen, wenn der gigantische Finanzaristokrat als interessierter Mäzen sich in Szene gesetzt hätte. Nichts hindert daran, die Landschaft sich zu phantasieren in großer Blütenpracht hinsichtlich aller erdenklicher Künste. Denn dieselben entfalten sich weniger da, wo ein Volk schon hat künstlerische Fähigkeiten unter Beweis stellen können, sondern einzig in solchen Ökonomien, wo ein gewisser Mehrwert bereits hat abgeschöpft werden können, der durch die Eigentümlichkeit der Herrschaftsstruktur weder in die Wirtschaft hat zurückfließen noch gesellschaftlich-allgemein vernichtet werden müssen – sondern aus freien Stücken quasi in die Tätigkeit solcher Gesellschaftsgruppen hat investiert werden können, die im Dispositiv der Künste sich zu bewähren anschicken.

War Stockalper auch nie ein Mäzen im 17. Jahrhundert, so rettete der letzte Spross dieser Familie, mit dem sie ausstarb, in der Weise die Ehre im 20. Jahrhundert, dass er sich medizinisch betätigte, nun zwar immer noch keine Künstler fördernd, wohlgesonnen aber beistand der Instandstellung Gebrechlicher, die nicht zögern im Willen, seine Herkunftsgesellschaft kritisch auf den Begriff zu bringen.

Nach dem Rückzug der Franzosen 1815, die nach fast zwanzig Jahren teils direkter, teils objektiv aber auch eher wenig unangenehmer Fremdherrschaft im Bewusstsein des katholischen Wallis schwelende Wunden hinterließen, änderte sich, soweit keine technischen Neuerungen in die Landschaft Einzug hielten, im Alltag der Bergbauern wenig. Zu diesem Wenigen gehören aber doch eine politische Reform und eine soziokulturelle Quasi-Errungenschaft. Mit dem ersten ist an die Ersetzung der güterfixierten kommunitären Burgerschaften durch die geldfixierten fiskalischen Bürgergemeinden zu denken, mit dem zweiten an die Vereine. Von diesen ist der eine offen zivil-militaristisch: der *Schießverein*, der unumwunden in den Statuten seiner Ableger in den einzelnen Dörfern – und knallen wollen sie überall! – die

Der Franzosenterror, der zu grauenhaften Schlachten und zum Auslöschen ganzer Dörfer führte (Chandolin bei Savièse, Unterems, Mund, teilweise Visperterminen, Grengiols etc.) und mindestens im Talgrund alle Haushalte zur Versorgung der Truppen bis auf den letzten Käse ausraubte, darf nicht banalisiert werden, als ob die Walliser Bauern unzeitgemäß gegen Windmühlen gekämpft hätten. Aber es muss doch erwähnt sein, dass die östlichen Regionen oberhalb Brig, wo die helfenden Österreicher in Stellung waren, unter den Abgabepflichten im gleichen Ausmaß zu leiden hatten und dass die Franzosen, neben der Auflösung irrationaler Feudalansprüche und deren Integration in eine Steuerverwaltung mit Allgemeinnutzen auch Neuerungen einführten, die im Anschluss daran niemand mehr missen mochte. Zu denken ist an die Medizin (Kämpfen o. J.), insbesondere an die Jodabgabe (Whymper 1990, 369), die offenbar bereits in einer Zeit erfolgte, als die Ursachen der Kropfbildung und des Kretinismus noch nicht bekannt waren, die Auswaschung der Böden durch die Gletscher derart, dass gewisse Mineralien in den Früchten des Ackerbaus sich nicht mehr zu binden vermochten (Bayard 1977, Merke 1971 und 1973). Die Kropfhälse, am häufigsten im Raum Sion-Martigny, wo die Gletscher schwerer lasteten, erholten sich bei langen Aufenthalten in der Höhe, auf den Mäiensässen und den Alpen. Der Kretinismus war in der Erscheinung des Geburtskrüppels die Extremform der Schilddrüsenerkrankung, die häufigere gewöhnliche Kropfbildung konnte auch erst am Anfang oder im Verlauf der Pubertät einsetzen. Sie erscheint eher als ein ästhetisches Kuriosum als eine physische oder psychische Behinderung.

Franzosen erwähnt und klar zum Ausdruck bringt, dass man wegen ihnen sich im Wehren zu üben hätte. Der andere enthält, vielleicht etwas gewundener, in seinen Zweckartikeln kaum weniger fragwürdige Motive: der *Blasmusikverein* hat als höchstes Ziel die Wahrung eines Ethos – das im Ton perfekt mit den aktuellen Schulprogrammen harmoniert, die alle Musik zur Turnübung abwürgen – mit beliebiger Austauschbarkeit vis-à-vis demjenigen der Schießvereine. Da wegen des Fehlens einer Arbeiterklasse keine innerwalliserische ideologische Konkurrenz zwischen den Vereinen sich hat entwickeln können, sind in dieser Landschaft die Vereinsstatuten ein konkretes materielles Moment der Reaktion, Bestandteil eines Diskursgefüges, das unverhohlen den kritischen Gedanken ächtet, indem es als Vereinszwecke die Pflege nennt der Einstellung *gegen* die anarchistischen Ideen der französischen Revolution, *für* die Tradition, *gegen* die Reformation, *für* die Kirche, *für* das Militär etc.

Bezüglich des modernen Wallis sind zwei Punkte erwägenswert, die von einer Dialektik des Undialektischen, des Unvermittelbaren-Unvermittelnden sprechen lassen; der eine ist zu lokalisieren auf der Systemebene, der andere in der Lebenswelt. Wie hätte man vom kritischen Bewusstsein zu sprechen heute?

a) Es ist zu fragen, ob in der neusten Zeit im Kanton Anstrengungen getätigt werden, den Mechanismus der gesellschaftlichen Vermittlung in Schwung zu bringen. Obwohl man hervorheben darf, dass eine ordentliche Anzahl von Dissertationen mit Walliser Herkunft geschrieben werden, dass eine Anlaufstelle für die Fernuniversität Hagen eingerichtet wurde und dass Planungsarbeiten in verschiedene Richtungen getätigt werden, erscheinen auch jetzt noch die Aktivitäten vonseiten der Verwaltung und der Regierung aufgesetzt, weil in sich selbst nicht vermittelt. Was den Geschehnissen fehlt, sind Impulse der Anstrengung, die ernst zu nehmen wären, weil sie als Weiteres dastünden denn als bloße Werbeaktionen der Staatsverwaltung.

b) Es gibt im Wallis immer die Aussage, der Walliser sei kritisch und aufmüpfig, deswegen stecke er, und man spricht dann ausnahmslos in dieser mythisierenden Form, in Schwierigkeiten. Doch erscheint im Beobach-

Die Transformation des rebellischen Charakters geht in der kalten Gesellschaft heute dahin, nur dort noch Sympathie kundzutun, wo sie sich, entgegen

allen alten Regeln der Freundschaft, auf einen bereits Anerkannten beziehen kann. Die Ausdifferenzierung der Wirtschafts- und Rechtssysteme im Neokapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts kolonialisiert nicht bloß die Lebenswelten als Aktionshorizonte der Individuen und sozialen Kleingruppen, sondern reißt zwischen dieselben tiefe Gräben wie nach Erderschütterungen, die immer mehr die Statusfelder so voneinander abtrennen, dass die Erfahrungen ganz unten solchen in Statusbereichen mit höherem Prestige nicht mehr vermittelbar scheinen. Das Prinzip der Anerkennung, das nur solange funktioniert als es Knechte an Herren bindet, also immer den einen Beziehungs- oder Vertragspartner über den anderen stellt, hat nun vollends sich durchgesetzt, indem es, statt auf die Struktur der Gesellschaft sich zu beschränken, auch die persönlichen Beziehungen strukturiert. Besteht der falsche Mechanismus im rebellischen Charakter in der Identifikation mit dem Aggressor statt der durchgängigen Kritik an der usurpatorischen Macht, fixiert sich in den persönlichen Beziehungen heute das Bewusstsein aufs verdinglichte Prestige, um der Person desto skrupelloser unverbindlich begegnen zu können.

ten einzelner Ereignisse des Widerständigen doch bloß wieder etwas Altbekanntes Ruppiges, weil sich im Gang der Geschichte die wesenhafte Unvermittelheit soweit im Sozialcharakter hat sedimentieren können, dass die Kritik im Verhalten sich gänzlich zur starren Abwehr verpanzert und so neuerdings die Kraft der Unvermitteltheit auch im Alltagsverhalten von Grund auf, vom einzelnen her, speist. Was zu beobachten wäre ist, wie der Rebell sich gegen die kritische Vernünftigkeit wehrt, gegen das noch nicht Gewisse, damit er sich um so ungehemmter einer Autorität unterwerfen kann, dem irrationalen Glauben. Doch betrifft dies ausschließlich diejenige Situation, wo beharrlich davon gesprochen wird, der Walliser und die Walliserin seien deshalb den TouristInnen ein Kuriosum und ein Wunderding, weil sie vom kritischen Trotz nicht lassen könnten. Der Sozialcharakter des trotzigen Rebellen erscheint nur im vereinzelten Individuum, bildet mitnichten eine Ganzheit wie die „Mentalität der WalliserInnen“.

## Zusatz: Struktur und Infrastruktur

Es verwundert, weshalb bei so vielen Aufenthalten im Wallis der Eindruck entsteht, das Flair einer alten Gesellschaft sei samt und sonders untergegangen, eigentlich bewege man sich in einem Etwas, das mit dem schönen Namen Wallis, der von Naturgestalten spricht, nicht mehr bezeichnet werden dürfte. Allerdings macht es ordentlich Mühe, einen triftigen Grund dafür anzugeben, da man nur zu schnell über die Phrase stolpert, es hätte allenthalben zu viele TouristInnen: Weder sind sie auf den gegangenen Wegen anzutreffen gewesen, noch stört ihre Erscheinung nach ernsthaftem Eingedenken. Ebenso gibt es zuhauf Einzelbegegnungen mit WalliserInnen, die typische Phänomene des alten, exotischen Wallis repräsentieren.

Die Behauptung trifft keineswegs zu, die bäuerliche Bevölkerung hätte die Landschaft und die Landwirtschaft im Stich gelassen, denn nur sporadisch entdeckt man Felder, die verganden, und als Beispiel bewundernswerter Standfestigkeit darf berichtet werden, wie am Fuß des Gersthorns es die Bevölkerung war, die einen Waffenplatz verhinderte, die das Projekt für ein zweites Montana auf die Gletscher schickte und die, bis heute jedenfalls, auf eine Straße verzichtet, die Mund via Kastler mit Eggerberg verbinden würde und die einmal mehr nur dumpfen Sonntagsverkehr hervorzubringen vermöchte (Jossen 1988).

Das Problem versteckt sich also in einem anderen Feld – nicht auf dem der harten Einzelfakten, sondern dem der Struktur. Wie beim alten philosophischen Begriff des Wesens geht es auch beim Begriff der Struktur darum, die erkenntnistheoretische Schwierigkeit des Unterscheidens zwischen wahrem Sein und scheinhaftem

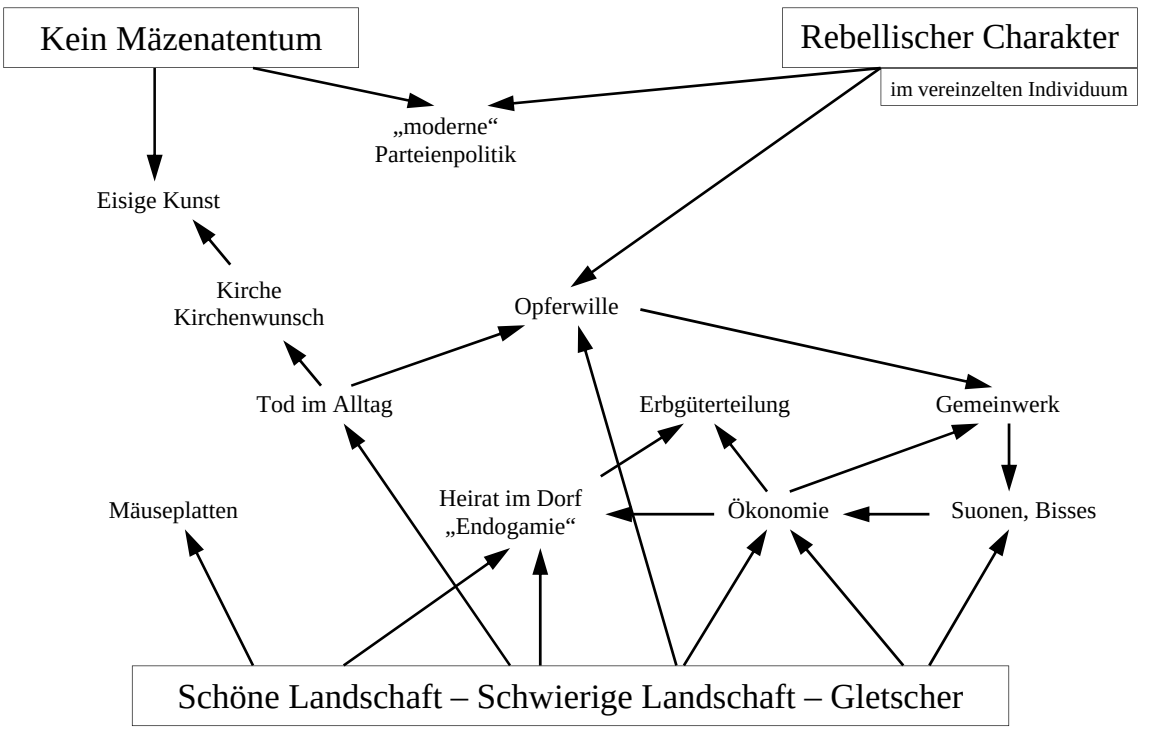
Erscheinen beziehungsweise Meinen systematisch in Rücksicht zu nehmen, mit der Neuerung, dass die Momente des zu erfassenden Gebildes nicht in ihrem Sein, sondern in ihren dynamischen Beziehungen und Verhältnissen beschrieben werden; dieselben können sehr einfach sein, aber auch komplex. Ganz eigentümlich sind die Folgen des Komplexitätsproblems beim Wesensbegriff: Obzwar die Totalität eines Gebildes oder Phänomens nicht erkannt werden kann, muss die Totalität als kritische im Prozess der Darstellung der Erkenntnis ohne Unterlass zur Sprache kommen, im Sinne des Ganzen, das, wegen der Gewalt, die die Menschen einander antun, falsch erscheint. Das Totalitätsproblem, recht eigentlich die Hölle der Metaphysik, weil es sie erzwingt (indem es einen fortlaufend von schönen Wesen sprechen lässt) und im gleichen Zug falsch macht (die kritische Totalität ist nur mit Anstrengung in den begrifflichen Diskurs hineinzuschmuggeln, weil sie alles andere fragwürdig, sozusagen mit Schuldgefühlen dastehen macht), durchzieht auch den Strukturbegriff. Denn wenn die Struktur strukturiert, also in anonymer Weise die Momente der Beziehungen organisiert, kann kaum mit Fug der Frage ausgewichen werden, wie die Struktur selbst denn strukturiert wird – als ob es nicht etwas gebe, letztlich eine Urstruktur, auf welche sie sich reduzieren ließe. Solange man sich aber nur mit Einzelfragen abgibt und diese deutlich ihre Strukturbeziehungen erscheinen lassen, ist die Frage wenig drängend. Das alte Wallis in seinen Strukturmomenten darzustellen, bietet keine Schwierigkeiten:

Die Idee der reinen, nominalistischen Wissenschaftlichkeit stemmt sich gegen die Anstrengung des Totalisierens, um desto vornehmer beziehungsweise distanzierter gegenüber den Ansprüchen auf Verantwortlichkeit die Welt der Erscheinungen und Meinungen in einer unendlichen, unüberblickbaren, aber um nichts weniger gewissenhaften und korrekten Buchhaltung aufzuzeichnen.

- Die Tendenz zur Endogamie, die durch einen Blick ins Telefonbuch von heute bestätigt wird, hat bestimmte ökonomisch-topographische Voraussetzungen und führt, mit der Erbgüterteilung, zur Aufsplitterung des Boden- und Hausbesitzes in äußerst geringe Teile (die ein Schreiben herausfordert, das der Intention nach sie und die Wegfindung zu den Gütern spiegelt). Wenn Mann und Frau ihre Erbstücke im selben Dorf zusammenlegen, ergibt sich schneller eine produktive Gesamtheit als wenn der eine Teil Güter am alten Ort verkaufen müsste, um neuerdings damit Güter am Ort des Ehelebens zu kaufen.
- Die beeindruckenden Wege, Wasserleiten, Alpnutzungen, die Waldpflege und Weinkultur haben ihren Grund im Gemeinwerk mit der Betonung der Lebensfreude und der Verspottung falscher Identitäten, die nicht mit der Landschaft korrespondieren.
- Es wird eine große Vielfalt an kirchlicher Zeichengebung praktiziert; verständlich wird dies, wenn gesehen wird, wie der Tod das Leben prägt, weil er zu oft nur während der Arbeit erscheint. (Es sagt die unsichtbare Stimme auf der Wasserleite: „Die Stunde ist da, der Mann noch nicht.“)
- Die eisigen, kaum in einer Struktur wahrnehmbaren Kunstverhältnisse zeugen von schändlichen Herrschaften ledig aller mäzenatischer Impulse.
- Es gibt im Schweizer Kanton Wallis der Nachfranzosenzeit, als Grenzfall zum alten Wallis, das seltsame Phänomen der Parteienaufteilung in den klassenidenti-

schen Dörfern als mehr oder weniger bissige Tradition und Folklore: sie spielt mit dem rebellischen Charakter der Bergbauern, der mangels Artikulationsdispositivs nur zu gerne einer undurchschaubaren Machtformation seine Stimme gibt.

**Altes Wallis**




Die einzelnen Strukturgebilde lassen sich mühelos in die Landschaft reintegrieren, von der sie, als dem Ganzen, dessen Teile bilden. Die analytische Strukturierung eines Gebildes hat also den Zweck, so von den Dingen zu sprechen, dass sie in ihrem Zusammenhang erkannt werden, den sie selbst mitbilden, mitstrukturieren. Genau diese Korrespondenz ist es, die heute zerstört wird. Es lassen sich zwar immer noch Einzelphänomene so begreifen, dass sie in ihrem Zusammenhang erkennbar werden; was aber zerstört worden ist, erfährt man als den größeren Gesamtzusammenhang selbst: diejenige Struktur, die es möglich machte, dass in jedem Einzelphänomen das ganze Wallis erscheinen konnte. Heute erscheint die instrumentelle Infrastruktur wie die Struktur, weil sie alles überdeckt. Es existiert einzig der Abhub der Verwertungsinteressen, nota bene immer nur die Logik des Subjektivismus der Kapitalinvestitionen.

Man muss überhaupt im Wallis eher davon ausgehen, dass es infrastrukturell versorgt worden ist – eingedeckt wie mit fast neuester Mode ein Vertriebener, dem man einen guten neuen Start wünscht – als dass es sich entwickelt hätte oder entwickelt worden wäre.

# Vissoie, Hauptort im Val d'Anniviers

Dieser Abschnitt versteht sich als gewöhnliche Rezension von Crettaz 1979 [der Titel *Histoire et sociologie d'une vallée de haute montagne durant le 19e siècle* ist text- und seitengleich mit *Nomades et sédentaires. Communautés et communes en procès dans le Val d'Anniviers*, wo die Fotos nicht unterdrückt wurden und mit der Urfassung als Typoskript *Le Val d'Anniviers de 1798 à 1904. Communes en procès. Destin d'une vallée des Alpes durant le dix-neuvième siècle*, Genève 1973], mit dem Versuch, dieses temperamentvolle Werk eng zusammengefasst auch deutsch lesbar zu machen. Im Haupttext wird den Thesen des gebürtigen Vissoyarden gefolgt, die sich äußerst diszipliniert auf die Ereignisse mit einem Bezug auf Vissoie beschränken. Die Kommentare überschreiten diese Schranken, indem sie weitere Literatur heranziehen, die auch andere Seiten des Val d'Anniviers beleuchtet.




Val d'Anniviers = Eifischtal 18. 7. 1998

Chandolin Soussillon St-Luc Niouc Fang Vissoie Mission Ayer Zinal Pinsec Fras Mayoux St-Jean Grimentz

Die kleinen Dörfer Pinsec, Fras und Mayoux wie auch St-Jean und Grimentz sind bei dieser Foto versteckt hinter der Flanke, die von der Crêt du Midi auf der orographisch linken Seite des Tals über Tracuit, also den *Übergang*, zur Navisence hinunterzieht (alles rechts von Montana gesehen). Im sichtbaren Bereich sind das Dorf Vercorin Mitte rechts und weiter abwärts Richtung Chippis die paar Häuser von Brie zu sehen, die aber nie zum Siderser Zehndenviertel Val d'Anniviers gehörten, sondern

Pontis, hinten Montana 14. 10. 1998

Große Pontis 14. 10. 1998

Kleine Pontis, hinten Vercorin 14. 10. 1998

zu Chalais (Chastonay 1996). Allerdings ging der Weg bis ins Jahr 1613 hier durch (Sierre-Chippis-Brie-Vercorin-Pinsec-Vissoie); dann erst wurde der Bretterweg durch die zwei Pontisschluchten halsbrecherisch gebaut, der dann nach mehr als 150 Jahren auch für Karren befahrbar gemacht wurde (Meyer 1914, 18). Chandolin hatte immer schon einen Weg zwischen Brie und Vercorin über den Talgrund nach Fang und direkt hinauf oder von der Navisence über Soussillon, also *zwischen* den Pontisschluchten hinauf *oder* von Chippis über Niouc und den Gorbetschgrat nach Hause. Vor 1613 gehörte der Weiler Niouc zu Chandolin, dann bis heute zu Luc bzw. St-Luc, von wo das Wasser dann auch geholt werden musste. – Den Bretter- oder Brückenweg durch die Pontisschluchten hat man sich vorzustellen wie die Wasserleiten, die mittels ausgeschlagenen Löchern und Traghölzern in die Felsen hineingehenkt wurden. Eine Foto ist abgedruckt von solch einem schwindlig-scheußlichen Bretterweg zwischen Ausserberg und Leiggern – der Lattma – in Stebler 1914, 35 und, etwas anders fotografiert und leider ein wenig verschwommen in M. Schmid 1994, 99.

Weil das Val d'Anniviers bis 1798 direkt dem Fürstbischof unterstand, hatte es einen Herrscher, der sowohl weit genug entfernt residierte, um nicht jederzeit eingreifen zu können, wie er aber auch stark genug war, damit das Tal in seinem Namen gegen Übergriffe seitens des Zehnden Siders sich zu wehren vermochte.

Um sich der Bestimmung der Kraft der Geschichte im Val d'Anniviers als dessem Besonderen zu nähern – und es gibt seit dem Sündenfall Bourritt 1781 die Tendenz, diese wundersame Talschaft von den anderen des Wallis abzuheben – sind drei Abschnitte zu unterscheiden, denen sich eine Art unendlicher Wiederholung anfügt: a) die Zeit des feudalen, vom Sittener Bischof abhängigen Nomadensystems vor 1798, b) der Einbruch der Moderne im Vertrag von 1798 und c) der lange andauernde Widerstand dagegen, manifest werdend aber erst nach knapp 20 Jahren. Noch einmal fast hundert Jahre später wechseln die Vorzeichen der Modernisierung, indem d) das widerständige Vissoie gegen die mittlerweile rückständig wirkende Talschaft für einen modernen Rechtsstatus kämpft. Der Vorzeichenwechsel ist allerdings nicht eindeutig, weil eine vollständige Modernisierung, die alles Traditionalistische nur als reflektiertes *dulden* würde, auf einem bäuerlichen Boden gar nicht denkbar scheint.



Bishorn, Weisshorn, Diablons, Schalihorn, Epaule, Zinalrothorn, Besso, Obergabelhorn, Mont Durand, Matterhorn, Dent Blanche 8. 11. 1998

## a) Vor dem Jahr 1798

Das gesellschaftliche Val d'Anniviers existiert über lange Zeit als relativ geschlossenes feudales Nomadensystem, gegliedert in vier Teile, von denen der erste, Luc und Chandolin, auch als obere Hälfte der unteren des Tales gegenübersteht:

- Luc und Chandolin
- Ayer und Mission
- Grimentz und St-Jean
- Vissoie, Pinsec, Combaz und Fras.

Sierre, Chippis, Niouc mit Weisshorn und Zinalrothorn 8. 11. 1998

Zu diesen zehn Dörfern gehören noch weitere wie Zinal, Mayoux, Niouc, Soussillon und Fang, in denen genau gleich wie in den anderen über eine gewisse Zeit des Jahres gewohnt wird, die aber in keiner formellen Verwaltung organisiert sind. Als Dorf- oder Gemeindeverwaltung darf man sich natürlich keine starre und große Sache vorstellen, nichtsdestoweniger bleiben diese unterschiedlichen rechtlichen Eigenschaften der Dörfer auseinanderzuhalten; fürs *Bauernleben* war nicht die dörflich-örtliche Repräsentation prägend, sondern die sachbezogenen einzelnen Korporationen, die sich dorfübergreifend organisierten. Genossenschaften, die das Gemeinwerk regelten (das natürlich auch aus einfacher Nachbarschaftshilfe bestehen konnte), gab es unzählige, große und kleine, bezüglich der Alpbewirtschaftung im Tal allein zweiundzwanzig. Obwohl die Arbeit in den Rebbergen neben der Instandhaltung der Wege die wichtigste Gemeindefron war, scheint der gesellschaftliche Aufenthalt in diesen Zonen außerhalb des Tales nicht zu eigentlichen Dorfschaften geführt zu haben.

Man muss hier ganz trivial denken: eben weil die

Der Begriff des Nomadensystems, dem der bloßen Alpwirtschaft entgegengesetzt, drängt sich durch die Art der Selbstvorstellung der Anniviarden auf; wo er angesprochen und nicht selten in den rechtshistorischen Dokumenten angerufen wird, geht es um wechselseitigen solidarischen Beistand, hervorgebracht nicht durch den guten Willen, sondern durch die Tatsache des gleichzeitigen Wohnens einer Familie in verschiedenen Dörfern. Doch geschieht dies mehr in der Selbstrepräsentation – „Wir als Nomaden…" – als dass der Begriff so schön ungebrochen in der schweizerischen alpinen Wirklichkeit möglich wäre. – Stebler verwendet den Ausdruck des Nomadenlebens ausgiebig in seinen Anfang des 20. Jahrhunderts entstandenen Werken, die sich nicht aufs Eifischtal beziehen, sondern das Goms, die Gegend um Visp und das Lötschental zur Darstellung bringen. Der Begriff der Transhumanz, der angebrachter scheint, gehörte zum ureigensten Arbeitsgebiet Steblers, und dennoch favorisiert er den exotischen. Sein Gebrauch ist vielleicht doch mehr der Sache entnommen als bloßer Effekt einer ethnologisch inspirierten Faszination.

Bei Eigentumsfragen zeigt sich immer schon schnell die Eigenständigkeit der Dörfer. Bereits um 1600 kam es zwischen Luc und Chandolin, das auf lange Zeit hin noch keine eigene Gemeinde wurde, zu Streitigkeiten wegen der Nutzung von Gebieten, deren Zuordnung eben zu Luc oder zu Chandolin nicht präzise festzustehen schien (Zufferey 1973a, 110). Dass eine rege Aktivität auf dem Gebiet der Rechtsfragen seit je bestand, versichert Meyer 1914, 8, der um 1300 von durchschnittlich 137 Urkunden im Jahr fürs Val d'Anniviers spricht.

Anniviarden aus dem Val d'Anniviers herabsteigen, verstehen sie sich niemals als Bürger von Siders und Umgebung, und es sind diese Orte, Vororte oder Stadtteile im System der Selbstvorstellung und im gelebten Selbstverständnis unmöglich Dorfschaften. Bis ins 19. Jahrhundert waren die Weinberge der Anniviarden zwar streng als Eigentum der einzelnen Dörfer gehalten, aber doch alle, nach Crettaz Seite 219, seit dem 16. Jahrhundert westlich von Siders auf demselben Platz namens Croix benachbart. In dieser unklaren Wohnrechtssituation auf dem Boden des Rhonetals bildet die Ausnahme vielleicht Muraz als eigenes Dorf von Luc und Chandolin, wenn auch dies wahrscheinlich erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts (Gyr 1994, 40ff). Es ist überhaupt wegen des mehrfachen Bürgerrechts eine strikte Zuordnung der Siderser Quartiere zu den einzelnen Dörfern nur mit Fragezeichen möglich. Trotzdem: Die Luquerands und Chandolinards wohnen in Muraz und Viouc, die von St-Jean in Zarvettaz, die von Pinsec und Fras in Noës, die von Vissoie, Mission und Grimentz in Villaz und die Cuimeyards in Veyraz; Ayer wird von Crettaz, 30, vergessen. – Aber um so klarer: diejenigen Bilder, die die Anniviarden als Nomaden mit großem Huckepack berühmt gemacht haben, zeigen sie beim Einzug in Siders und Umgebung, wo sie trotz allem also nicht nur sich aufgehalten, sondern regelrecht gewohnt hatten.

Möglicherweise war Croix, ein Ortsname, der nur bei Crettaz erscheint, ein wichtiger Platz um 1600. Aber es wurden sowohl mindestens dreihundert Jahre vor 1600 bereits Reben gekauft, wie auch ihre Lage recht verstreut war. Zufferey 1973a, 124: „En 1601, il y avait près d'une trentaine d'Anniviards possesseurs de biens à Sierre; un quart de siècle plus tard, il y en avait plus de 200." Diese Stelle spricht auffälligerweise nicht von Gemeindeeigentum, sondern von Privatbesitz.

Im ganzen Tal gibt es bis 1805 nur eine Kirche (dann eine erste weitere in Luc, welche Erneuerung die Trennung eines oberen Teiles mit Luc und Chandolin gegenüber einem unteren vertärkt). Ihr Standort Vissoie bildet im doppelten Sinn das Zentrum des Tales, das Wichtige selbst zu sein und das Wichtige nur zusammenzuhalten. Es kommen hier die Leute am Sonntag zur Messe und daran anschließend zum ebenso verbindenden politischen Palaver, an anderen ungefähr vier Tagen im Jahr zum Markt. Als Durchgangsort aber ist Vissoie eben auch nur dieses, Ort des Vorbeigehens, nicht des gelebten Lebens, wo man auch schlafen würde. Vissoie war also, obwohl in niemals bestrittener Weise Hauptort des Tals, im Vergleich zu Grimentz, Chandolin, Luc und Ayer immer ein kleiner Ort. Ein kleiner Ort, der den Pfarrer beherbergt – und den Statthalter des Bischofs, zuerst als Vizedominus in vererbbarer Amtsstellung, dann, als das Geschlecht der Herren von Anniviers mit der Auswärtsverheiratung der letzten Töchter „ausstarb",

Vissoie 14. 10. 1998

als Kastellane, die direkt vom Bischof eingesetzt wurden und irgendwo im Zehnden Siders Wohnsitz haben konnten, weil sie sich in Vissoie von einem Vizekastellan vertreten lassen konnten, den die Anniviarden ihrerseits selbst wählen durften.

Jede Familie des Tals kann gleichzeitig an verschiedenen Orten das Bürgerrecht erwerben, was durch eine gewisse Einkaufssumme geschieht sowie durch den Besitz von Gütern im Dorf selbst oder in seiner Umgebung. Als Bürger profitiert man vom gemeinsamen Einkommen, insbesondere vom Wein, dessen gesellschaftliche Bedeutung kaum hoch genug einzuschätzen ist, und man kann bei Gemeindeangelegenheiten mitbestimmen; jedes männliche Familienmitglied über 18 Jahre hat eine Stimme. Neben den Communiers gibt es noch die bloßen Habitants, Wohnadressen ohne lokale Rechte. Obwohl die Familien zur selben Zeit an mehreren Orten im Tal Communiers und Habitants sind, verstehen sich die einzelnen doch pointiert als Grimentzarde *oder* Luquerands *oder* Chandolinards; bis ins 19. Jahrhundert hinein lassen sich die Familiennamen eindeutig den einzelnen Orten zuschreiben (für Ausnahmen vgl. die Namenregister in Zufferey 1973a und b), und selbst das aktuelle Telefonbuch unterstützt diese These. Nach 1798 entwickelt sich die Unterscheidung zwischen Communiers und Habitants zur bornierten der Burger mit speziellen Traditionsrechten und den bloßen politischen Bürgern. Auf Seiten 26 und 206 spricht Crettaz noch von den Terrementiers, die Land und Güter besitzen, ohne Communiers zu sein oder schon genügend lange am Ort zu wohnen, um das Bürgerrecht zu erwerben. Der Ausdruck selbst erscheint auch Seite 73 in Punkt sechs des Vertrags von 1798.

Die Unklarheit der Besitzverhältnisse, die diesen Bürgerrechten zugrunde liegen, wird dann verständlich, wenn die Auflösung des Feudalsystems nicht nur in den Tälern, sondern allgemein als unendliche begriffen wird. Stück für Stück wurden Lehen „zurückgekauft“, mal vom Tal, mal von Gemeinden, mal von einzelnen. Selbstverständlich können die letzteren von neuem als „Lehnherren“ auftreten, wenn auch ohne den feudalistischen ideologischen Überbau des Schutz und Trutz. Das ist ein Tausch, der immer noch, in Europa, in Euroamerika, weltweit das Leben vergiftet, weil er sich gar *nicht* lösen *will* von der bösen Willkür, die in ihm steckt.

Zum Vergleich: Der Maler Lorenz Ritz schreibt 1849 über Sitten: „Die Stadt zählte (...) im ganzen: Bürger 470, Einwohner 893, Tolerierte 932, Studenten, Professoren, Juristen etc. 150, Professionisten, Arbeiter und Knechte 154, Mägde und Taglöhnerinnen 265, total 2964.“ (Gattlen 1961, 184) – Die Kategorien sind also nur bedingt städtisch und modern einsetzbar, weil in der „Stadt“ weniger der Besitz zu zählen scheint als das bewegliche (und vermehrbare) Einkommen, weshalb auch Aufenthalter ohne Rechte – die Tolerierten als diejenigen ohne Eigentum und ohne Gelegenheit, eines schon seit längerem „bebauen“ beziehungsweise für eines „arbeiten“ zu können – bereits als Masse sie zu bevölkern vermögen.

Rüdisühli 1970 verwendet den Begriff Ausmärker für (moderne) Land- und Güterbesitzer, die nicht in der Gemeinde wohnhaft sind.

Erst unter Miteinbezug der Generationenabfolge und des Heiratens erhält das Nomadensystem für den Betrachter den nötigen Schwung. Es entstehen für die einzelnen sporadisch nämlich nahezu unüberschaubare Systeme von Möglichkeiten, Rechten und Pflichten. Wenn man sich die durch Heirat entstandenen Familienbande im ganzen Val d’Anniviers vorstellt, fällt es leicht, die immer wieder angerufene

St-Jean, Vissoie, Mission, St-Luc 18. 9. 1998

Solidarität des anniviardischen Nomadensystems als gelebte Wirklichkeit zu begreifen. Bei allen Bewegungen stehen am Anfang der Analyse die Erfordernisse des Jahreslaufes, da er dazu zwingt, dass die ganze Talschaft komplett nach Siders zieht, zur Pflege der Reben und zur Ernte, und dazu zwingt, dass in der Vieh-, Gras- und Getreidewirtschaft die einzelnen Familien an denjenigen vererbten oder gekauften einzelnen Orten wohnen, wo die Frucht gerade reif geworden ist (sei es am Hauptwohnort oder auf einer der vielen Mäiensässen in den verschiedenen Höhenlagen [die Alpen wurden im Val d'Anniviers nicht von den Familienvorständen bewirtschaftet]), gleichwie dass die Mitglieder der Geteilschaften zu den lokalen Gemeinwerksarbeiten von allen diesen nah oder fern gelegenen Orten anmarschieren, wo sie eben am Werken sind. Obwohl das Bergbauernleben überall große Standfestigkeit und großes Wandervermögen in gleichem Ausmaß voraussetzt, weltweit, entsteht im Val d'Anniviers eben doch durch den allgemeinen Sog nach Sierre und durch die spezielle Eigentumsaufteilung beziehungsweise Bürgerrechtsregelung, die die einzelnen verwandtschaftlich bis in alle Talwinkel hinein miteinander verbindet und die auch als ein Ganzes oder wenigstens als ein angetöntes Ganzes von allen Orten des Tals wahrnehmbar ist, ein eigentümliches System des Nomadisierens, das dieses Ganze als gelebtes ist und das als ein solch totales an anderen alpinen Orten nicht nachzeichenbar scheint.

Superstrukturell gehören noch zum anniviardischen Feudalsystem nicht nur die kirchlichen und politischen Behörden (die im Bistum Wallis weitgehend zusammenfallen), sondern auch die mehr oder weniger eigentümliche Institution der Confrèrie du Saint-Esprit, in der sich sowohl der kulturelle wie der ökonomische Mehrwert realisiert (Heilig-Geist-Bruderschaften gab es ungefähr 60 im Wallis, gegründet zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert; Gruber 1932). Sie erklärt den Mangel an künstlerischer Erfindungskraft wie aber auch die Abwesenheit von vereinzelter Armut. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde sowohl diese Institution aufgelöst und ihre Erträge, die nicht gering waren, zwischen den Gemeinden aufgeteilt wie die letzteren sich auch von den Lehen, und vielleicht in gewissem Sinne sogar restlos, loskauften.

*Mangel an künstlerischer Erfindungskraft.* Mit den Klöstern in St-Maurice (ab 515) und auf dem Großen St. Bernhard (ab 980) sowie den Institutionen des Fürstbischofs und des Domkapitels in Sion waren die Voraussetzungen dafür gegeben, dass ähnlich wie in Einsiedeln, St. Gallen, Paris etc. die Musik auch im Wallis nicht nur gepflegt, sondern dieselbe insgesamt durch kompositorische Aktivitäten auch weiter entwi-

## b) Der Vertrag von 1798

Vissoie hat auch mit Combaz, Fras und Pinsec zusammen nur sehr wenige Burger (Vissoie allein knapp fünfzehn). Im Zuge der Präsenz der missionarisch aufklärenden modernen Franzosen, gegen die die Anniviarden solidarisch mit den deutschsprachigen Oberwallisern lange und in religiösem Eifer gekämpft hatten, 1792, 1798 und 1799, übernimmt die Talschaft auf unklare Weise die von Frankreich diktierte Idee, dass nur Gemeinden mit mehr als 100 Stimmberechtigten an kantonalen und nationalen Wahlen aktiv mitmachen können (der Grimentzarde M. A. Tabin, nach Zufferey 1973b ein Karrierepolitiker beinahe

Vissoie 18. 9. 1998

Ob die Verabschiedung des Feudalismus innerhalb der Grenzen einer Bauerngesellschaft ein großer Befreiungsschlag war, ist nicht gewiss, denn die militärischen Verpflichtungen sind um nichts geringer geworden.

ckelt hätte werden können. Man muss sich den geschichtsphilosophischen Druck auf die Musik zwischen dem sechsten und dem zwölften Jahrhundert, als die kunstvolle Mehrstimmigkeit einsetzte (und mit ihr zusammenhängend eine Schriftlichkeit, die mehr ist als bloßes Werkzeug des Gedächtnisses), sehr einfach vorstellen: An Orten, wo die Musik jeden Tag über längere Zeit hinweg zu den gewöhnlichen, also pflichtmäßigen Tätigkeiten gehört, entsteht auch bei friedfertigen Temperamenten im Kloster- und Kirchenraum das Bedürfnis nach Abwechslung. Die verschiedenen Gebets-, Hymnen- und Messeformen der christlichen Kirche unterstützen diese Begehrlichkeit geradezu, wenn auch immer, um der gefährlichen Hybris zuvorzukommen, das ästhetische Diktat galt (das mit der Ausnahme der indischen alle Hochkulturen um den Beginn der abendländischen Zeitrechnung herum befolgten), dass in der Musik die Idee der Schöpfung auf keinen Fall Fuß fassen darf, sie also nicht individualpsychologische Gefühle ausdrücken sondern einem Zustand Stütze bieten soll, in dem die Sinne möglichst vom Irdischen abgerückt der himmlisch-göttlichen Sphäre zugewandt sind. In der gemeinschaftlichen musikalisch-religiösen Handlung geschieht dies so, dass a) alle den gleichen Text sprechen oder singen, b) einer spricht und/oder singt und die Gruppe auf dessen einzelne Teile hin singt oder spricht, c) zwei Solisten aufeinander reagieren und die Gruppe als Chor antwortet, singend, sprechend, rezitierend, predizierend, lamentierend, sprechsingend etc. Da weder die Solisten noch der Chor aus Laien bestanden, konnten trotz der intendierten strengen Kodifizierung der liturgischen Abläufe Erneuerungen *einzelner Teile* immer wieder problemlos eingeübt werden, sei es, dass bestehende Melodien mit neuen Texten unterlegt wurden (wodurch die Melodie auch bei bislang nicht vorgesehenen Gelegenheiten gesungen werden konnte), sei es, dass über bestehende Texte, die natürlich alle der Heiligen Schrift entnommen waren, neue Melodien gelegt wurden, vielleicht solistisch für ein Einzellied außerhalb der Liturgie, normalerweise antiphonal und choristisch in einen Ritus eingebunden. Würden diese Gregorianischen Choräle, soweit sie sich, auch wenn sie meist Bestandteil eines größeren (musikalischen) Zusammenhangs sind, als Einheit voneinander unterschei-

Vissoie und St-Luc 18. 9. 1998

den, buchhalterisch aufgelistet, ergebe dies im ganzen mittelalterlichen Europa ungefähr 30‘000 Einzelmelodien – und keine scheint im Wallis ihre Entstehung gehabt zu haben. Oder, falls dem in einzelnen Exemplaren vielleicht doch so gewesen sein soll, so gab es im Wallis doch nie einen komponierenden Kirchenmenschen, der während einer längeren Zeit seines Lebens Musik schriftlich geschaffen hätte (Stenzl 1972, auch Husmann 1965 sowie Leisibach 1979 und 1984). Was sich sonst über die tiefere, eigentliche Wallisermusik sagen lässt, bezieht sich alles aufs Val d’Anniviers (In der Gand 1931 – zum weiteren Rest: die Glockenspiele, die durch die Automatisierung heute leider nicht mehr viel Idylle und Spannung in der Luft der weiten oder engen Bergtäler erzeugen, analysiert aufschlussreich Vernet 1965, zum Hackbrett äußert sich Salzmann 1989, und die Marschmusiken wurden bereits in einer anderen Passage gebührend untersucht). Allerdings: beinahe wäre von dieser wunderbaren Musik, die sehr leicht süchtig macht, nicht mehr viel übriggeblieben. Denn es bedurfte der Zugewanderten aus dem Luzernischen, damit sich die Musik im Val d’Anniviers ins 20. Jahrhundert retten konnte (Pont 1987, 95), eine Sippe im Tal heute, die sich weniger mehr der Musik als der Motorenwelt verschrieben hat. Wie auch immer. Die Musik wurde exakt zweimal im Jahr gespielt, bei der

Vissoie mit Combaz und Cumey 14. 10. 1998

Pinsec mit Chandolin 14. 10. 1998

frühjährlichen Instandstellung der Reben in Siders (wo alle Experimente, dieses besondere Gemeinwerk ohne Musik auszuführen, kläglich fehlschlugen) und kurze Zeit später an Fronleichnam in den Bergdörfern. Geprobt wurde jeweils eine Nacht vorher. Dass die Kinder bei diesem Anlass nur mit dem Schlaf zu kurz kommen, gehört zum musikpädagogischen System. In der Gand schreibt Seite 5f: „Das Zimmer war voll Frauen und Männer. In einem Bette schlief ein kleines Kind und in einem zweiten kämpften zwei nicht viel ältere gegen den Schlaf. Melly und Genoud setzten die Fluti an, Viacoz schlug die Trommel. Ein wahrer Kriegslärm brach in dem engen, niedren Gemach los. Der Tritonus der Diane fiel schreiend ins Rasseln des Schlägers und ins Mitklirren der Fenster. Die Augen der Gäste leuchteten, die Kinder fuhren auf ihre Knie und ihre Hände. Mit geöffnetem Munde schienen sie die alten Weisen einzusaugen. Ich bin kein Freund von empfindsamen, volkskundlichen Abhandlungen und habe zu oft darüber in meinen Vorträgen gespottet, um gerade an dieser Stelle die Haltung zu verlieren, die diese Abhandlung erheischt; will ich aber ehrlich sein, dann muss ich gestehen, dass ich das Gefühl hatte, man trommle und pfeife diesen Anniviardenkindern die alten Weisen eine ganze Nacht hindurch ins Ohr.“ Das ist gänzlich korrekt gehört: Der wilde Tritonus, der der christlichen Musikästhetik so viel Kopfzerbrechen machte, weil er an die griechisch-heidnische Musik erinnerte, ist unumstößlicher Bestandteil des Anniviardischen Musiksystems. Soll Anniviers der Maqam Arbeitsgruppe um Elsner, Powers, Jung, Pacholczyk, Burkhardt Quereshi und Kuckerts, die das versponnene musikethnologische Erkenntnisziel verfolgt, sämtliche Varianten und Variabilitäten modaler Musikproduktion zu kartieren, als noch fehlendes Forschungsobjekt anempfohlen werden? Was die Ohren spontan fordern, untersagt das Ding dazwischen. Denn der lydische Kirchenmodus (oder der indische That Kalyan), in dem alle Flötenstücke erklingen, ist keiner des Bewusstseins, der sich von anderen abzusetzen vermöchte – sondern verdankt sich allein der technischen Beschränktheit der Fluti. So forsch auf diesen die übermäßige Quart gepfiffen wird, als wie die Murmeltiere auf ihr Leben hinzuweisen scheinen, so sanft singen die Mädchen die reine Quart, wenn dasselbe Stück, was allerdings nicht zu oft vorkommt, mit der identischen Melodie als Lied gesungen wird (Musikkassetten Pont 1989 a und b).

nach heutigem Zuschnitt, war Mitglied des Helvetischen Großen Rates). Dieser Idee wird soviel Gewicht beigemessen, dass das kleine Vissoie sich dazu überreden lässt, die Eigenständigkeit aufzugeben und sich einem größeren Ort anzuschließen. Die Talschaft wird neu aufgeteilt, und zwar, um genau zu sein, in zwei Schritten: zuerst schließen sich im April 1798 Grimentz und Vissoie zusammen, im November dann St-Jean, Fras und Pinsec. Das Val d'Anniviers ist nun neu organisiert; gegenüber dem Zehnden Siders und dem Kanton tritt es in drei Gemeinden auf, unter welchen eine aus zwei Halbgemeinden besteht (was je nach Situation manchmal zu einem Total von 3 führt, manchmal zu 4):

- Chandolin und Luc
- Ayer, Combaz und Mission
    - Grimentz und Vissoie
    - St-Jean, Fras und Pinsec

Etwas luftig steht noch die Forderung an die Gemeinden im Raum, nach der jede ohne Rücksicht auf die Größe Steuern zu zahlen und Soldaten zur Verfügung zu stellen hätte. Daher findet sich auch in jener Zeit schon die Idee, aus dem ganzen Tal eine einzige große Gemeinde zu machen.

Es ist klar, dass diese Teilung geographisch eigenartig wirkt, weil Grimentz und Vissoie nicht nur sehr weit voneinander entfernt liegen, sondern auch von einer recht großen Dorfschaft, St-Jean, getrennt werden – aber eigenartig ist auch das Interesse der Vissoyarden, die die Verbindung mit dem, wie es hitzköpfig einmal heißen wird, kulturell unvereinbaren Gletscherdorf Grimentz immerhin aus freiem Willen eingegangen sind (zuerst war vorgeschlagen worden, Vissoie Luc und Chandolin zuzuteilen); erst viele Jahre später (mindestens zehn), zu denen die Zeit der Franzosen gehört, also eine *nicht* in jeder Beziehung unglückliche, möchten die Burger des kleineren Ortes vom Vertrag zurücktreten, wogegen sich die Grimentzarden sperren. Für Grimentz zeigt der Vertrag eindeutige Vorteile, auf die nicht freiwillig verzichtet wird. Folglich ergeben sich zuerst eine Reihe von Zivilprozessen, dann solche vor dem politisch modernen Staatsrat (Conseil d'Etat). Diese Rechtsdokumente, die in Crettaz' Buch in ihrer ganzen Überfülle kom-

Grimentz und St-Jean mit Sex de Marinda, Sasseneire und Becs de Bosson 18. 9. 1998

St-Jean mit Roc d'Orzival 18. 9. 1998

mentiert und gleichwohl Blöße gebend abgedruckt dastehen, zeigen die Anniviarden von einer schlechten Seite, bis zum äußersten verfeindet. Es ergibt sich für uns Heutige eine recht komische Sympathiekonstellation, indem man unweigerlich für das an der reaktionären Idee der Burgerschaft und am Feudalsystem orientierte Vissoie Stellung nimmt, weil es sich von Grimentz annektiert, entmündigt beziehungsweise entrechtet und ausgebeutet sieht. Grimentz seinerseits propagiert die modernen politischen Ideen, aber eben nur zum Schein, denn die offenbaren Interessen sind doch zu handfest, nicht nur die Besitznahme von Gütern Vissoies abzusichern, sondern darüber hinaus mehr Macht im Tal vis-à-vis den Konkurrenten Ayer und Luc einzunehmen. Es ist dies eine Macht, die nicht vertuscht oder abgestritten wird, sondern mit dem Hinweis auf eine notwendige Balance im Tal, das partout als Nomadensystem phantasiert wird, gar niemals vernachlässigt werden dürfte.

## c) Der Widerstand nach 1817

Eine Folge des spezifisch anniviardischen Nomadensystems ist, dass in verschiedenen Dörfern die Bürger verschieden qualifizierte Rechte einnehmen, eigentliche Bürgerrechte durch die Communiers, Wohnrechte durch die Habitants ohne Eigentum oder Land- und Besitzrechte durch die Terrementiers mit und ohne Wohnrecht. Deswegen gibt es in der Zeit der Grossen Gemeinde Grimentz-Vissoie am kleinen Ort Vissoie neue Communiers, die nun als Vissoyarden gelten, aber von Grimentz herstammen. Was soll mit diesen geschehen, wenn Vissoie vom Vertrag zurücktritt? Sind sie nun nichts anderes als Fremde im eigenen Dorf geworden? Wie soll eine Gemeinde funktionieren, wenn ihr Zweck ausschließlich darin zu bestehen scheint, gewissen Personen in ihr gewisse alte Besitzrechte zu sichern?
In einem ersten Paukenschlag werden die Vissoyarden als Diebe denunziert: in ihrem Egoismus würden sie nicht sehen, dass der Wein der Commune gehört, nicht privatrechtlich den Communiers, folglich nicht nur den 15 alteingesessenen Vissoy-

arden, sondern auch den „neueingekauften“ Grimentzer Vissoyarden, das sind in diesem Falle diejenigen, die während der Großen Gemeinde von Grimentz nach Vissoie gezogen waren, sich an diesem Ort aber gar nicht speziell hatten einkaufen müssen, weil es in jener Zeit nach 1798 eben nur ein einziges, gemeinsames Burgerrecht gegeben hat. Doch diese Idee, bei der es nicht nur um Grimentzer Machtpolitik, sondern wesentlich um den Unterschied der Bürger- und der Burgerschaft geht, verleugnen die Vissoyarden unerbittlich. Das führt in der gegenseitigen Verfeindung zu dem Kuriosum, dass die alten Vissoyarden zwar denjenigen Mitbürgern, die ursprünglich aus Grimentz stammen, den Wein und auch den Nutzen aller anderen Fronarbeiten, ja sogar die Ausführung der letzteren (denn diese waren meist auch ein großes Besäufnis) verweigern, ohne Umstände aber denjenigen Vissoyarden anbieten, die in Grimentz wohnen und gegen die Trennung votieren, also eigentlich in diesem todernsten Gezänk als Feinde, zumindest als zum Feinde Übergelaufene agieren.

18. 9. 1998

St-Luc, auf Druck einer Staatsratsverfügung nach den Großbränden

Die dunklen Mächte über Vissoie – Grimentz und Ayer – können nur um so düsterer ihre Kräfte spielen lassen, als sie vom Ort des Leidens aus gar nicht gesehen werden.

Es bleibt bei dieser ständigen und inständigen Forderung, und in der Tat werden die paar Vissoyarden sich als eigene Gemeinde auf eigenem Boden wieder wie früher selbständig machen dürfen – zusammen aber mit den Grimentzer Vissoyarden, die, und das ist eben eine der Pointen des mittlerweile dilemmatischen Streits, die alten bei allen Gemeindebeschlüssen überstimmen werden, sobald sie dank des Bürgerrechts ihrer Nachkommen, von denen nicht wenige in nächster Zeit den achtzehnten Geburtstag feiern, in der Mehrheit sein werden. Vissoie wird wieder frei werden, aber es droht bald in

St-Jean 18. 9. 1998

allen seinen Beschlüssen von Grimentzarden überstimmt zu werden.

Chandolin 14. 10. 1998

In der Tat wird Vissoie 1820 endlich frei, um bereits 1823 die Freiheit, die keine war, wieder zu verlieren, weil es die Grimentzer Vissoyarden während der ganzen Zeit nicht in die Reben lässt: Also werden die Güter Vissoies in Siders durch einen Staatsratsbeschluss handfest bodenrechtlich geteilt, eine Hälfte den Grimentzer Vissoyarden, eine den alten Vissoyer Vissoyarden. Jetzt reißt der letzte Faden der Vernunft. Man hält sich ganz einfach nicht an die Verfügung, sondern beschimpft im Gegenteil den Staatsrat, indem man großmäulig mit dem Anruf eines ausländischen Verbündeten droht, und es werden die Reben alle zusammen mit über hundert Leuten von Ayer nicht etwa blindwütig zerstört, sondern fachgerecht für eine neue große Ernte bearbeitet. Communiers von Vissoie bei diesem Akt lustiger Anarchie: knapp zehn Prozent. Aber was soll der Ausbruch vernünftiger Unvernunft, was bedeutet die enorme Unterstützung durch die Leute von Ayer? Für sich alleine ist Vissoie äußerst schwach; mit den Grimentzarden hat man sich verkracht, und zwar auf ganz familiäre Art und Weise, also ohne Außenstehenden vorweisbaren Grund. Und allein diese in der Sturheit, also im Bodenlosen fundierte Zerstrittenheit ist Triebfeder für die seit zehn Jahren in den Dokumenten immer wieder formulierte innere Verbundenheit mit Ayer, dem objektiv großen Widersacher von Grimentz.

1824 wird durch den Conseil d'Etat die ganze Gemeinde, nicht nur ihr Lebensnerv Weinberg, in zwei Hälften geteilt, einen Teil verwaltet Grimentz, den anderen Ayer. Diese Lösung schaut zwar abstrakt formalistisch und böse aus, scheint sich aber für die untere Hälfte des Val d'Anniviers als recht günstig erwiesen zu haben.

Man muss bei einer solch qualitativen Aussage sich natürlich klarmachen, dass nur offizielle Schreiben der Burgerräte, Gemeindepräsidenten, Advokaten und des Walliser Staatsrates als Quellen vorliegen. Es gibt keine persönliche Briefe, keine Kunstwerke, keine Privatchroniken o. ä., was mehr über das Lebensgefühl ganz streng bezüglich der dargelegten Frage aussagen würde.

## d) Sesshaft freies Vissoie nach 1897

Erst am Ende des 19. Jahrhunderts entsteht ein erneuter Widerstand gegen die formellen Verhältnisse, und zwar deswegen, weil die Bevölkerung in Vissoie, das als Burgerschaft vorher immer so klein war, stark angewachsen und zur Hauptsache, schon damals, im Dienstleistungssektor tätig war, also stärker mit dem Geldverkehr in Berührung kam als die Bauern. Dass sich die Zeiten geändert hatten, sieht man vielleicht am Beispiel des Planes, eine Eisenbahnlinie durchs Tal über Vissoie nach Zinal, eventuell mit einer Kurve nach Grimentz, aber dann jedenfalls unter dem Weisshorn hindurch bis nach Zermatt zu bauen (solche Bauprojekte steigerten sich im Alpenraum des 19. Jahrhunderts in einen blindwütigen Konkurrenzkampf, als sei das technische Planen kaum weiteres als das Kinderspiel im Sandhaufen).

Kleine Mountethütte, La Lée (Monnier 1982), Zinal 24. 6. 1998

Was die Vissoyarden jetzt wollen, ist ihrer Haltung vor hundert Jahren gänzlich entgegengesetzt. Sie wünschen eine moderne Munizipalgemeinde zu werden, in der nicht eine winzige, im Nebel der Tradition verirrte Burgerschaft Beschlüsse für ein immer größer werdendes und infrastrukturelle Investitionen erheischendes Gemeinwesen zu fassen hätte, sondern die aktive und desto sesshaftere Bevölkerung insgesamt. Der Walliser Staatsrat findet die Idee prüfenswert; es wird eine Kommission eingesetzt.

Die administrative Munizipalgemeinde wird durch (Einkommens-)Steuern finanziert, die feudale Burgergemeinde versteht sich wesentlich als Solidargemeinschaft mit Fronarbeit. Als das Wallis für drei Jahre französisches Département du Simplon war, errichteten die Franzosen bereits Munizipalgemeinden, die mit jenen vorerst klanglos wieder verschwanden. Am 20. April 1811 trifft im Val d‘Anniviers aus Sion ein Schriftstück an die zwei Maires von Luc *und* Vissoie [!] ein, wo es auch heißt: „Rappelez-vous toujours, Monsieur le Maire, qu‘il n‘y a plus ni bourgeois, ni communiers, ni habitants, ni tolérés, mais des citoyens qui tous également peuvent prendre part à l‘administration et doivent aussi participer à tous les droits de citoyens français.“ (Zufferey 1973b, 74)

Und Grimentz und Ayer, die großen und bösen Brudergemeinden (Frauenstimmrecht gab es noch nicht beziehungsweise nur als Mitsprache von Witwen)? Sie zeigen sich in den ersten spontanen Reaktionen noch moderner als Vissoie, letztlich dann aber doch gleich borniert wie eh und je. Ihre Burgerratsmitglieder drängen darauf hin, im unteren Teil des Val d’Anniviers eine einzige Gemeinde zu errichten, mit Vissoie als ihrem Hauptort. Dieser Idee wird allseits zugestimmt, sogar auch von Vissoie selbst, da es für gewisse gesellschaftliche Unternehmen und

Institutionen einfach von Vorteil ist, wenn allein schon durch die Größe der Gemeinde genügend Geld zur Verfügung steht. Doch die Bevölkerung dieser zwei Orte, und auch diejenige von St-Jean, verwirft das Projekt. Bei den nächsten Votierungen verhalten sich Grimentz und Ayer wie in alten Tagen: Wer bleibt der stärkere im Kampf um Vissoie? Also muss auch da gefragt werden, ob die Idee der großen Gemeinde überhaupt eine moderne war oder doch nur im Lichte der Moderne die alte der Macht um die Talmitte darstellte.



Zinalrothorn und Besso 2. 10. 1997

Wird in diesem Kuddelmuddel offizieller Schriftstücke der Weg letzten Endes doch noch frei für ein freies und modernes, funktionstüchtiges Vissoie? Halbwegs. Nach sechs Jahren ewigem Hin und Her, als bruchlos nur eines feststand, dass Vissoie zuwenig begütert sei, um selbständig wachsen zu können, wo umgekehrt die Art der Teilung immer wieder neu festzustehen schien und doch innert kurzem wieder geändert wurde – und wo auch die Vissoyarden schon mal dafür votierten, wieder Grimentz zugeteilt werden zu *dürfen* – kam es zu einer Sitzung, deren Absicht es war, Vissoie definitiv Ayer zuzuordnen. In ihrem Verlauf stellte aber – und erst dies führte zur definitiven Wende – einer der führenden Teilnehmer, der Departementschef des Innern des Kantons Wallis, die Frage, ob eigentlich Vissoie heute nicht wie vor sechs Jahren noch den Wunsch hege, als eigene Gemeinde selbständig zu sein. Er habe das Gefühl, man müsse die Besitzverhältnisse noch einmal von Grund auf analysieren. Wegen des schief gewordenen Vertrauens in die Akteure und in die Akten von Ayer und Grimentz gelingt es nun schnell, die Verhältnisse im nomadisch auftretenden Val d'Anniviers so – und also ganz im Sinne des modernen und kapitalfreudigen Kantons – zu durchleuchten, dass der Erneuerung des Talhauptorts als einer modernen Munizipalgemeinde, bei der der Burgerbesitz mehr und mehr zur Folklore gerinnt, nichts mehr im Wege steht. Am 28. November 1904 wird der Ort Vissoie durch Walliser Staatsratsbeschluss unabhängig von Ayer und Grimentz; Vissoie wird eine selbständige Gemeinde.

Doch hat auch dieser Handel wieder sein unauflösbar Böses: Vergeblich bemühen sich die Burger Vissoies in den kommenden Jahren 1909, 1910 und 1932 ihre alten Burgergüter wieder zugesprochen zu bekommen, insbesondere natürlich die Weinberge. Es bleibt nichts anderes übrig, als mit dem Geld, das von Ayer und Grimentz an Vissoie überwiesen wurde, prosaisch neue zu kaufen.

## Zusätze

Führt die rezensierende Darstellung des Val d'Anniviers zu einer kritischen Erkenntnis, die deutbare Elemente der Entwicklung im Objekt freilegt und die weiterhin sich der Kritik stellen darf? Was wird mit der Form solchen Wissens gewonnen, die darauf aus ist, sämtliche herkömmlichen Aussagen aus dem stabilen Gefüge der Volkskunde, der Ethnologie, der Geschichte, des Sagenhaften und der Heiligenverehrung herauszuspülen? Gerade durch die Desillusionierung erwächst eine bescheidene Möglichkeit, den Protagonisten des Wissensobjekts den Respekt wieder zukommen zu lassen, der ihnen auch im verklärenden und schönen Vorurteil genommen wurde (der schlimmste Text? Guinand 1903). Es braucht nun nicht mehr verdinglichend und gönnerhaft über die Anniviarden gerätselt zu werden, als was Besonderes sie denn zu begreifen wären: ihre Geschichte untersteht den groben Kategorien der Gesellschaft wie andere anderswo auch, im Übergang von Feudalzwängen zu den abstrakt-kapitalistischen der reinen ökonomischen und der reinen juristischen Vernunft. Nicht einmal die Bruderschaft du Saint-Esprit ist etwas Besonderes, da auch sie an anderen Orten in den diesbezüglich eigenen Formen immer wieder beschrieben werden kann, sehr eindrücklich in den Texten zum Lötschental: Blötzer, Chappaz 1979, Jossen 1994, Niederer, Stebler 1983. Dass die Fronarbeit als Besäufnis auch andernorts praktiziert wird, zeigt Stebler 1914, 75: „Bei jeder Mahlzeit erhalten (die Hauer des Ackerlandes [von Ausserberg]) so viel Wein als sie trinken mögen; per Mann rechnet man davon 3 bis 4 Liter täglich. Nach dem Nachtessen wird gesungen, gescherzt, gelacht, gespielt und nachher wohl auch ein Tänzchen gemacht, oft bis nach Mitternacht. Am andern Morgen beginnt das gleiche Tageswerk von neuem, und so täglich 3 bis 4 Wochen lang."

„*Schlechtes Wallis*" ist ein Abschnitt, der dem nachzuspüren versucht, was insbesondere das politische Wallis einem schlecht erscheinen lässt; es zielt dort alles daraufhin, das Schlechte in denjenigen Aussagen zu deponieren, die von der Selbstvorstellung, der die Kritik abgeht, sich nicht absetzen können. Das Schlechte wird in einem Aussage- oder Sprechmodus gesucht, um von

Bei so viel Empirismus darf ein Klangbeispiel nicht fehlen, das eine Vorstellung davon vermittelt, mit welch knalliger Witzigkeit zu gewissen Zeiten die Streithähne im Val d'Anniviers aufeinander losgingen.

**La colère du guide**
Je voudrais vous raconter une anecdote de la profession de guide. Le métier de guide est dangereux et pénible. Dans le temps, les guides attendaient les clients à Zinal. Ils ne montraient pas aux cabanes sans être engagés pour une ascension. Parfois, ils participaient à des sauvetages comme membres des colonnes de secours. Un beau jour, un alpiniste sans guide dévissa au Besso et se tua. Alors, la colonne de secours formée de guides se mit en branle. Arrivés sur les lieux de l'accident, ils récitèrent d'abord une prière. Puis, subitement pris de rage, l'un des guides saisit le mort, le dressa et lui botta les fesses en lui disant: „Tu sauras pour une autre fois qu'il ne faut pas entreprendre une ascension sans engager un guide!"

**Lé razé dö guidè**
*Blague en patois de Vissoie par Joseph Savioz*
Io vödraïo vo conntâ öna pétécta congta chöc lo méhiè dè guidè. Vo chadè qué lé méhiè dè guidè l'è donziroö è pèingnégblho. Dö tèing, lé guidè é rèchtavonn èn Tsénâ por atèndrè lo cliiann. E l'alavonn pa chöc po rèn in la cabana; l'alavonn pa chöc chèing lo cliiann; ou adonn l'alavonn comè l'aïè bèjonn d'öna colona dè sècour. Ong bé zor, l'èn-d-a öng qu'é chè fotöc ba dö Bècho; l'a cöpèla! Béing sör, l'irè mor! Adonn, l'ann fé vènéing la colona dè sècour. Comè chonn arrèva chöc, l'ann d'abor fé öna prèièré. E pouè, à öng dè hloö guidè, li è vènöng tra razé; l'a apélia lo mor, lo l'a lèva, li a föma öng coö dè pia ö dèrri è li a dét: „On'âtré coö, t'aprèndré à pa mé alâ chèing guidè!" (Pont 1981, 127)

Moiry, links Obergabelhorn, rechts Dent Blanche 30. 8. 1998

der wissenschaftstheoretischen Konstruktion der Mentalität und des kollektiven Bewusstseins freizukommen, die in nichts weniger Giftigem als der braunen antiaufklärerischen Suppe brodelt. Es muss aber unbedingt daran erinnert werden, dass im 19. und weit ins 20. Jahrhundert hinein nahezu ausschließlich Pfarrherren und Pater oder Priester Texte verfassten, die doch den Sinn in sich zu tragen hätten, kritisch, distanziert und begrifflich vermittelnd über die Gesellschaft Auskunft zu geben, nichts weniger aber bewirkten als eben den Vollzug der Konstruktion einer Mentalität. Denn wer das trotz aller Bergbauernmüdigkeit wollte, le-

Das Märchen von der wilden Abstammung der Anniviarden hat dröge der Genfer Kirchensänger Bourrit 1781, 189ff in die Welt gesetzt: Die *nomadisierenden* Hunnen aus China (und die Alanen aus der Tatarei) hätten nach dem Tod Attilas und im Zuge ihrer Verfolgung durch die Europäer sich in die unzugänglichsten Täler zurückgezogen, wo die *Lebensweise* noch heute von ihnen zeuge, weil die Missionierung so lange zurückgewiesen worden sei. Da die Franzosen offenbar wenig Zeit für Aufklärungsarbeit einsetzten, blieb in der Literatur dieser Ursprungsmythos von Anniviers erhalten, zumal die Eingeborenen beim Einzug der ersten Touristen mit ihm kulturelles Kapital zu häufen pflegten. Die nächste Runde läutete fett und deutsch der Ungare Fischer 1896 ein, dessen Schund aber schnell und einfach unter den Rezensionen begraben werden konnte, weil alle distinkten Elemente, die er exponiert, im ganzen weiten Alpenraum das Leben organisieren. Ein Flashback blitzt erst wieder bei Musznay 1980 auf: Da dem Autor der Sinn für die Unterscheidung zwischen dem Allgemeinen und Besonderen gänzlich abgeht, bewegt sich seine Logik ständig auf der Ebene, wo die Tatsache, dass die Anniviarden sprechen, ein Beweis dafür ist, dass sie von den Hunnen (die seit Fischer natürlich zu Ungaren mutierten) abstammen, da auch diese gesprochen hätten. Ein Text zum Böswerden.

Und als Entlastung? Angesichts der Tatsache, dass die Schönheit des Tales auch unter dem aktuellen Tourismus und der forcierten Wasserstromwirtschaft keinen Schaden leidet, außer dem vielleicht, dass Grimentz und St-Luc in die Breite zu gehen drohen wie pubertierende Amerikanerinnen, die sich nur von Coca Cola und Hamburgern ernähren, vermögen es immer noch einzelne Texte oder bloße Passagen daraus, einen Schlüssellochblick freizugeben, der alle regressiven Illusionen überblendet. Mit scharfem Skalpell analysiert Schleiniger 1938 das Tal – und man will die Geschichte des großen Alkoholismus und der Fahrlässigkeit gegenüber der epidemischen Tuberkulose gar nicht weitererzählen. Auch Salamin 1987 ist ein Werk, das ganz dem Autor und der Zeit gehört: Im ersten Teil wird ruhig und objektiv die Transhumanz geschildert, als ob die Akteure den Begriff des Nomadisierens entgültig aufgegeben hätten (mit dem Auto wurde er dann sowieso zu Tode gefahren), im zweiten einigermaßen unerträglich die Kindheit bei den bigotten Ersatzeltern Großmutter und Tante erzählt, denn er war bereits das elfte Kind der Familie. Komplett desillusioniert sieht sich der Leser im dritten Teil mit dem Älplerdasein konfrontiert, wo das höllische Leben des Zehnjährigen auf der Alp in Moiry mit einem Sadisten zusammen geschildert, oder, endlich, ausgekotzt wird.

send über die Gesellschaft nachzudenken, kam schnell genug vom Regen der dumpfen Religiosität, die die Kunst und die Kritik verhinderte, in die Traufe der manifest reaktionären Ideologie der Priesterschriftsteller. Und was diese Leute sich an Obrigkeitsphraseologien zu Schulden kommen ließen… und lassen…

Guntern 1988. Der ganze Band ist diesen deutschsprachigen Geschichtsschreibern gewidmet. Selbstverständlich ist auch der hier strapazierte Gegeninformant zu Crettaz, Dr. Erasme Zufferey, ein frommer Priester gewesen (und Mitglied der Société d'Histoire du Valais Romand), 1883 in Vissoie geboren, 1912-1923 daselbst Vikar unter dem strengen und als Polizisten verschrieenen Pfarrherrn Joseph Francey. Gegen diesen wurde öffentlich protestiert, weil er sowohl die Bevölkerung wie den geliebten Vikar schikanieren würde – doch setzte er sich durch, und Zufferey verließ das Tal, fünf Jahre mit einer Stelle als Spitalpfarrer in Siders, dann ohne Arbeit wieder in Vissoie. Er stirbt Ende November 1931 von Meiden herkommend auf der Seite des Val d'Anniviers beim Pas de Boef, auf vereisten Pfaden, nachdem er wegen allerhöchster Geldnot ausnahmsweise eine Aushilfsstelle in Ergisch hat betreuen dürfen (Preiswerk 1983, 147 und Michel Salamin in der Einleitung von Zufferey 1973). – The present-day philosopher still refuses to die (Varèse et al.). Mögen die Pfarrherren intellektuell auch kaum jemals über jeden Zweifel erhaben gewesen sein: Ein Land, das seine Kopfarbeiter so elendiglich auf dem Glatteis umherrutschen lässt, bewegt sich mit der ganzen ihm eigentümlichen Superstruktur bös über den Abgrund hinaus.

Zentral erscheint gegen den Schluss hin natürlich die Frage, ob das rezensierte Werk und die Arbeit des Autors überhaupt die Beschränktheiten der Walliser Historiker und Dorfchronisten hinter sich zu lassen imstande ist.

a) Crettaz' Buch, das nur Rechtsdokumente im Zusammenhang des Dorfes Vissoie abdruckt und ausführlich kommentiert, ist nicht das Werk eines Historikers, sondern dasjenige eines kritischen Soziologen. Es gelingt ihm vielleicht sogar *zu* spielerisch, die materiellen und immateriellen gesellschaftlichen Hintergründe zum Sprechen zu bringen, aus denen die Streitigkeiten und anniviardischen Borniertheiten hervorgingen. Dieses Verfahren, Zentrierung auf ein einziges Dorf in einem Tal mit weit mehr als zehn und soziologische Kommentierung von Archivalien, schiebt beides, historische Eigentümlichkeiten wie Allgemeinheiten, zuweilen fahrlässig in den Hintergrund. Es scheint, man dürfe ohne weiteres dieselben neu betonen, damit die soziologistische Tendenz des Neuromantizismus, das Festmachen einer Handlung am Habitus und der Intention, selbst wieder kritisiert werden kann:
    - Bei einer Betonung der drei Jahre des Wallis als Departement Frankreichs braucht nicht lange gerätselt zu werden, warum die Vissoyarden so lange gebraucht hatten, um gegen den Vertrag von 1798 aufzumucken: ihr Ort war in jener Zeit bedeutender Gemeindeort, der Vertrag in gewissem Sinne also außer Kraft.
    - Bei einer Betonung des unglaublich strengen Winterjahres 1816, als Mitte April noch über zwei Meter Schnee auf den Dächern von Grimentz lag, braucht nicht lange gerätselt zu werden, wieso die Vissoyarden Grimentz als Gletscherdorf zu bezeichnen beliebten.

Bezüglich der allgemeinen Einstellung der Anniviarden gegenüber den Franzosen betont Crettaz Seite 44 zu Recht, wie die mythische Gesellschaft im Wechsel des Immergleichen lebt, wo das Neue immer schon gänzlich unerwünscht ist, weil es durch eine Art Transzendenz die Ganzheit der Ordnung stört. Aus diesem Grund

können die Anniviarden die Revolution nur religiös deuten, als Bedrohung des katholischen Glaubens, also ihrer eigenen Lebensweise, ihres eigenen Lebenssinnes. Warum erwähnt er nicht die tatsächlichen Zerstörungen durch die Franzosen (wie die der Österreicher, die den Wallisern beistehen wollten...): Mund, Visperterminen, Chandolin près Savièse etc.?

b) Es darf auch bei Crettaz, dem kritischen, die Frage gestellt werden, ob die Kritik eine Form überhaupt hat annehmen können. Obwohl durch die Art der Fragestellungen die Fakten nicht isoliert einen leeren Raum bevölkern und obwohl auch die elaborierte Rhetorik viel dazu beiträgt, dass der stumpfe Charakter der andächtigen Dorfchroniken weit hinter sich gelassen wird, drückt sich der Autor um die Frage, ob dieselben Ereignisse und Strukturprozesse auch an anderen Orten möglich wären. Trotz viel geleisteter immanenter Kritik entsteht der Eindruck, das Tal, die schöne Heimat, *solle*, lustig, idealisiert werden.

c) Zumindest in den Nachfolgewerken bis 1993 rumort die quälerische Frage, ob seine volkskundliche Tätigkeit der Reaktion in die Hände spielt beziehungsweise mithilft, das alte Leben durch die Unterhaltungsgier auch im musealisierten Alpenraum zu vernichten – in der bloßen Konsumation der Lächerlichkeit preisgegeben aufzuzehren. Warum kann Crettaz nach so viel Einsatz nicht einfach Ja sagen zu seinem Werk und warten, bis auf Kritik sich reagieren ließe? Woher dieser breitgewalzte Selbstzweifel, wenn doch etwas Gültiges vorliegt, das sich kritisieren, also weiterhin *deuten* lässt? Trotz der theoretischen Anleihen bei Foucault orientiert sich Crettaz, thematisch gebunden, am orthodoxen Strukturalismus. Indem kein Bruch zwischen dem Alltag und den reflexiven Systemen der Kultur markiert wird, zieht sich alles, was mit sozialem Handeln zu tun hat, unter dem weiten Dach der „Kultur" zusammen. Die Exponate der Ausstellungen und die Dokumentationen historischer Handlungen, Tätigkeiten und Erzählungen sind dann immer schon Ausdruck der einen Kultur, die es zu entziffern gilt – als ihre scheinbar durchgebildeten Manifestationen. Auf diese orthodox strukturalistische Weise wird der analytischen Kategorie der Kultur äußerst viel zugemutet, und es steht so kein Zusatzapparat in Wartestellung – die Ökonomie, die Politik – der ihr Hilfeleistung zu bieten vermöchte. Da alle Handlungen als kulturelle konzipiert sind, kommt immer schon die ganze Kultur in Gefahr, wenn einzelne ihrer Teile ihren Sinn verlieren. Folglich kämpft im kulturindustriellen Reich des Donald Duck, das auf nichts anderes zielt als die Auflösung der kulturellen, verbindlichen Gebilde, Don Crettaz um den Sinn seiner Güter. Nur weil er ihren Sinnhorizont so eng verschnürt und sie alle zusammen ganz und gar als kulturelle verstanden wissen will, gerät er in den Selbstzweifel, selbst daran mitzuarbeiten, wogegen er seine Kraft einsetzt: dass aus dem Alpenraum kein Disneyland plastifiziert werde. Die Situation ließe sich, neben der

Soussillon, Fang und Chandolin 14. 10. 1998

Le Touno 27. 9. 1997

durchgeführten Selbstkritik, weiter dadurch entkrampfen, dass nicht die dokumentierten Dinge selbst als kulturelle begriffen werden, sondern erst eben die Art ihrer Dokumentation, worin begrifflich sie, wie rudimentär auch immer, vermittelt sind. Nicht das Ankenfass ist der Fait social, den die Museumsbesucher zu deuten hätten, sondern erst in einem breit ausgeworfenen Netz von kleinen und großen Museen, kleinen und großen Texten über die Geschichte kristallieren sich Gebilde heraus, die klar sich von der Kulturindustrie scheiden lassen und die darin als kulturelle gedeutet werden dürfen, dass sie einen Effekt auf ihre alten Eigentümer machen, der der Aufklärung nicht weiter ins Gesicht spucken müsste.

Endlich: Entsteht im Vollzug der Rezension ein Bild übers Val d'Anniviers, das mit der Realität korrespondiert? Ein Bild, das sich im Verlauf des Abschließens nicht festzulegen vermöchte und alles im Unentschiedenen beließe, spottete der Realität, sei es im Rahmen durchstrukturierter Voraussetzungen, sei es im anstrengungslosen Verfehlen identifizierbarer Artikulationsmomente. Dann kann man sich also endlich einigen: Ist das soziokulturelle Val d'Anniviers gegenüber den anderen Walliser Talschaften etwas Besonderes oder nicht? Die Bestandteile des strukturellen Zusammenhangs sind identisch im ganzen Wallis. Die Landschaft aber, geformt durch die allgemeine Alpenfaltung *und* die eiszeitlichen *und* nacheiszeitlichen Gletscherbewegungen, bringt es mit sich, dass die Familien aus allen Dörfern gleichzeitig und gemeinsam ihre Aufenthalte in Sierre haben, dann in verschiedenen örtlichen und zeitlichen Etappen durchs Val d'Anniviers hindurch mehr oder weniger stark verstreut ihre Futter- und Getreideplätze bearbeiten. Die Totalität dieses Lebens, die eng sich verwebt mit der Landschaft, ist etwas Eigentümliches, das nur im Val d'Anniviers hat geschehen können. Dass die sozialen Akteure durch diese Eigentümlichkeit geprägt werden, ist eine Trivialität, die bejaht werden darf, nichtsdestotrotz ein Strukturmoment aber in äußerster Fragilität. Denn es scheint der Begriff der Solidarität, als eben das große Besondere der Anniviarden, zur Charakterisierung zweier anderer Begriffe instrumentalisiert werden zu müssen: zur Bestimmung der Burgergemeinde *und* des Nomadensystems. Dieser doppelte Erklärungsanspruch, einmal für ein Besonderes, das Nomadensys-

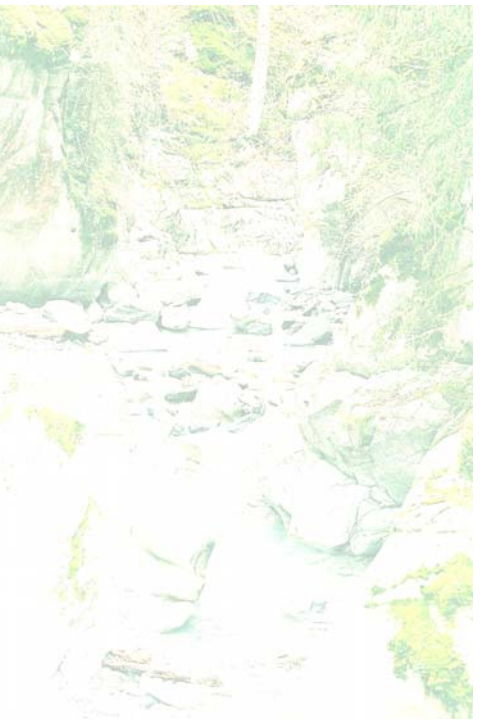


Aguilles Rouges, Grand Combin, Becs de Bosson 1996

Zinalrothorn, Roc de la Vache, Besso 18. 9. 1998

tem, dann für ein Allgemeines, die Burgergemeinde, macht es allein schon fragwürdig, das Val d'Anniviers als eine Talgemeinschaft zu begreifen, die wesentlich sich abzusetzen vermöchte von den anderen im Alpenraum; es müsste zur Solidarität, die den Fakten gemäß auch im Val d'Anniviers keinem konstant langen Atem folgte, noch weiteres sich zugesellen. Vielmehr als im Immateriellen muss das Spezifische des Val d'Anniviers, das einem nichtsdestoweniger als augenfällig erscheint, so stark wie möglich auf die Topographie projiziert werden. Man muss in alle Täler des Wallis hineinkriechen, man muss auf alle Gipfel steigen und alle Kreten ablaufen, alle Pässe übersteigen und an allen exponierten Punkten hockenbleiben: man muss von überall sämtliche eigentümlichen Ökonomien und sozialen Praktiken anstarren, insbesondere die Möglichkeiten des Fußgängerverkehrs zwischen den Dörfern, wenn man etwas von der Eigentümlichkeit der Walliser Geschichte begreifen will. Und sie springen einen immer an, die Rätsellösungen, um im Wundersamen der Landschaft entweder banalisierend sich zurückzuziehen oder in neue Rätsel, in die unerbittlichen der Naturästhetik selbst, sich umzugruppieren.

Es ist noch eine Frage zu streifen, die ebenso sehr topologisch verankert ist, das Eigentliche des Val d'Anniviers aber überschreitet, indem sie den philosophischen und gesellschaftstheoretischen Blick ohne langes Federlesen auf den Misthaufen der Geschichte karrt, der Agrikultur nun um so vertiefter den Boden bereitet. Wegen des Mangels an Viehfutter konnten zwar im ganzen Alpenraum Tiere verkauft, aber die Herden der einzelnen Bauern nicht so groß werden, dass man diese reich nennen dürfte. Die Begrenzung des Reichtums ist eindeutig der Quantität und Qualität des Bodens geschuldet, der Begrenzung des Weidelandes, nicht der Qualifikation der Bauern oder der jeweiligen Gesellschaftsorganisation. Verbindet sich vor der Möglichkeit des Viehfutterzukaufs die Viehzucht und der Ackerbau mit dem Rebbau, so lastet nicht nur symbolisch sehr vieles in diesem, sondern auch ökonomisch. Der Gang durchs wilde Tal der Navisence – keine Folklore, reines Gesellschaftsleben.



L'Anna da Vissoie Plurabelle 14. 10. 1998

# Dichtkunst

Die antinominalistische Einsicht, dass das Wallis weit über die Franzosenzeit hinaus keine bürgerliche Gesellschaft zu werden vermochte, begünstigt ein schnelles Abbremsen der Suche nach Spuren von Kunst in ihr: das Bauernleben erlaubt keine, das Kirchenleben absorbiert sie in seinem graumäusigen dogmatisch-populistischen Theoriehorizont, und die Aristokratie, die selbst auch nie recht sich hat ausbilden können, hat launisch keine je begünstigt. Doch auch wenn die Kunst des Schreibens wesentlich mit dem Bürgertum zu konnotieren wäre, muss in einer Gesellschaft, die heute mit allen grenzüberschreitenden Netzen sich verknüpft, die Frage in der penetranten Radikalität gestellt werden, wieso das Wallis keinen Joyce hervorgebracht hat, der vielleicht gerade insbesondere im so genannten Ausland zu wirken vermöchte. Denn wird das Schreiben nicht bloß als Handwerk, das zu Produkten führt, die in der Freizeit konsumiert werden können, sondern streng als Kunst verstanden, muss in seiner Geschichte ein Verhältnis zur Sprache als Material nachzeichenbar sein. Da diese Geschichte des schriftsprachlichen Materials bei Joyce und in abgewandelter, gemäßigter Manier bei Arno Schmidt ihren Höhepunkt gefunden hat, muss selbst in der kulturell abgedrängten Gletscherlandschaft des Wallis das künstlerische Schreiben in einen Bezug zu den avanciertesten Autoren gesetzt werden; nur dann wäre solches deplaziert, wenn das Schreiben sich gar nicht trauen würde, einen künstlerischen Anspruch zu erheben. Doch obwohl es nicht nur als möglich sondern notwendig erscheint, die Produkte der Kunst dem *allgemeinen* geschichtlichen Niveau gegenüberzustellen, sind gewisse Momente im materiellen Raum ihres Entstehens streng ins Auge zu fassen: die endogenen Zwänge des Provinziellen. Wird in der globalisierten Moderne, die darauf zielt, selbst im hintersten Krachen die neuesten Standards gleich welcher Technologien durchzusetzen, dem Begriff der kulturellen Provinz eine Bedeutung zugedacht, so besteht sie darin, in ihr selbst a) keine spürbare Leserschaft hervorzubringen, b) keine gesellschaftliche Dynamik zuzulassen, c) keine normative Kritik freizusetzen, die auf schlechte Prozesse Einfluss nehmen könnte, letztlich d) jedes Umfeld der Kritik im Keim zu ersticken, da, wo sie an das persönliche Leben noch gebunden erscheint. Die Walliser Schreibkunst verstehen zu wollen heißt dann nichts anderes als darzustellen, wie Kritik in dieser Kunst noch nichts Selbstverständliches geworden ist.

Man muss als erstes für eine gewisse historische Übergangszeit Platz schaffen, von der man nicht weiß, wo sie beginnt und wo endet, ebenso wenig, welche Gattungen sie enthält oder streift. Zu denken sind an die Akten der Gerichte, der Gemeinden und Notariate, des Bistums und der Pfarreien. Obwohl die Hauptmasse dieser Akten formelle Funktionen erfüllt, sind Exponate mit subjektiven Darstellungen gewisslich mit enthalten: Verteidigungen und Schuldbestreitungen, Anklagen und Denunziationen, Briefe, Tagebücher, Familienchroniken, Autobiographien, ausformulierte Testamente usw.

Rauchen, Schiggen,
mit den Mädchen
Schlitten fahren,
ist strengstens
untersagt.

*Walliser Verbotstafel*

Die Formation der ernsten Schriftsteller ist nun leicht in ein Schema einzupassen: auf ein erstes Duo, Fux und Zermatten, dessen eine Hälfte französisch schreibt, die andere deutsch, folgt ein zweites mit derselben sprachlichen Aufteilung, Imhasly und Chappaz. Unter den Randständigen, auf die hier nicht eingegangen wird, gibt es Größen, die den Genannten nicht nachstehen, wie Chappaz‘ Frau S. Corinna Bille, aber auch solche, die eine gewisse, zumindest nationale Berühmtheit erlangt haben, deren Wirken aber doch mehr aufs Leben selbst bezogen gesehen werden sollte, etwas larmoyant die Evolener Lehrerstochter Marie Métrailler, recht anregend die gescheite Hebamme Adeline Favre, die nichts mehr mit den zwielichtigen, mystifizierten anniviardischen „Weisen Frauen“ gemein hat. (Weitere Namen in *Ecrivains valaisans* 1984.)

Sieglinde Gertschen beschreibt in Fux 1984 aufschlussreich das Verhältnis der Generation der jetzt 40jährigen zu Adolf Fux, dem ersten Walliser Schriftsteller, Sohn des letzten Kutschers, angestellter Förster, gewählter Stadtpräsident von Visp und Kantonspolitiker. Obwohl Fux aus der bloß nächst älteren Generation stammte und weniger als zehn Kilometer weit entfernt seinen Wohnsitz hatte, blieb er der einheimischen Philosophin sehr lange unbekannt, und der erste Lektürestoß mag wohl viel Unbehagen ausgelöst haben, zumal im Zusammenspiel mit der Verpflichtung, die Texte zwecks Publikationsauswahl verbindlich zu beurteilen. Denn was Fux‘ Werk im ganzen bestimmt, ist eine Heterogenität sowohl auf den Ebenen der Ideologie und der Ästhetik wie des Rhetorisch-Stilistischen. Recht befremdend mutet im Frühwerk insgesamt, aber auch in einzelnen kleinen Passagen des reifen Künstlers eine verquere, dümmliche Blut & Boden-Stimmung an. Solcher Ästhetik, die weniger einer politischen Reflexion geschuldet wird denn als kaum zu erstaunender Effekt des anpasserischen Künstlerwillens in der Provinz zu sehen ist, dem die Möglichkeiten der Erfahrung von Kunst nicht gegeben waren, stehen die weitaus umfangreicheren Texte und Textteile gegenüber, die ein recht lebendiges Bild des Alltags im Oberwallis des frühen 20. Jahrhunderts vermitteln. Fast alle Geschichten, seien sie der Tendenz nach im Einzelfall ein Roman oder eine Short Story, sind der einen Grundfrage gewidmet nach dem Spannungsfeld zwischen dem traditionalen Bergbauernleben und den ökonomistischen Anforderungen des Kapitalismus. Indem Fux in den avanciertesten Texten nicht a priori die Werte der alten Gesellschaft glorifiziert, wird nicht nur Raum geschaffen

Förster Fuxens Lebensraum rechts unter dem Glishorn, 10. 3. 1998
im Hintergrund Folluhorn, Rosswald, Bortelhorn

Ein Spätwerk gibt es nicht, da Fux seit dem Engagement in der Politik, das offenbar nicht im Dienste des Konservativismus stehen wollte, aufs Schreiben verzichtete.

für realistische Fragestellungen, sondern die Darstellungen im Gesamten und im Detail werden realistischer, reich im Literarischen und im Gehalt. Allerdings ist eine Grenze in der Einschätzung da zu machen, wo die Texte als die Dokumente bereits der Geschichte zu nehmen wären, wie der Volkskundler Niederer meint. Denn werden den Geschichten von Fux die vielen zeitgenössischen Bilder gegenübergestellt, wie sie bekanntlich in unzähligen Büchern aus dem Wallis wiedergegeben werden, verblassen auch Fuxens starke Passagen vor dem Informationsgehalt der bloßen Fotografien, der eben immer schon der Ansporn war, sie auch in heiklen Situationen zu realisieren – den Werken des Belletristikers dagegen ist ein spontaner Psychologismus vorgelagert, der angesichts realistischer Anforderungen zu sehr zögert, strukturelle Zusammenhänge, innerhalb welchen die Geschichten passieren, auszuformulieren.

Sehr weit entfernt von einem realistischen Ansatz hat sich Maurice Zermatten festgeschrieben. Politisch nun aufstoßend nah dem Rechtskonservativismus, verabschiedet er sich ästhetisch so entschieden von der Realität, dass die Bilder sowohl der agierenden Subjekte wie der Landschaft nicht mehr nachvollziehbar werden: Konnten bei Fux die Lokalitäten auch ohne Nennung der Ortschaftsnamen in den meisten Fällen identifiziert werden, entsteht bei Zermatten der überaus zermürbende Eindruck, es müsse wohl die Walliser Bevölkerung vor jeder Verbindlichkeit geschützt werden, indem nie ein Ort des Geschehens auch mit der wirklichen Landschaft korrespondiert. Es ist ein hartes Stück, wie das institutionelle Wallis einen Autor zu favorisieren vermag, der in keinem literarischen Text wirklich auf die Walliser Landschaft sich bezieht. Doch ist es nicht nur das unredliche Schildern der Landschaft, das in kruden Holzschnittreliefs jedes Phantasieren vor den Kopf stößt, sondern es werden auch die Personen der Stücke wie leblose Schemen in eine Konstellation gesetzt, wo wenig nur vom Walliser Leben herauszuspüren möglich ist, viel aber vom dumpfen Gesumse katholischer Glaubensfragen das Gemüt der Lesenden quält, wie sie auch an andern Orten der Erde die Menschen am Denken behindern wollen. Man muss sich zwar sehr vorsichtig, aber um nichts weniger

Zermatten half bei der Redaktion und französischen Übersetzung des kriegshetzenden *Zivilverteidigungsbuches* Ende der sechziger Jahre mit, und zwar als Vorsitzender des Schweizerischen Schriftstellerverbandes. Diese Tat, die der reich zelebrierte Repräsentant der Mittelwalliser Kultur militant vor Kritik zu schützen wusste, führte zur Gründung der Gruppe Olten, eines dezisionistischen Schweizerischen Künstlerverbandes, der Kritik endlich als conditio sine qua non in den Vereinsstatuten zu verankern verstand. (Mühlethaler 1989) – Durch die Abnutzung der Zeit sind die Verhältnisse zwischen den zwei Verbänden nicht mehr exklusiv, in beiden gibt es divergente ästhetische und politische Tendenzen.

Zermattens Lebenswelt im Val d'Hérens 27. 10. 1998

entschieden vorwärts bewegen. Obwohl Zermattens Wirkungsradius nicht groß erscheinen mag und eine eigentliche Wiederentdeckung kaum zu befürchten ist, müssen im Angesicht so vieler Anzeichen des erneuten sich Breitmachens einer autoritären Gesellschaft weltweit alle deutbaren, also ins Gedächtnis eindringenden Gebilde, die autoritäre Bestrebungen wenn nicht favorisieren so doch fahrlässig dulden, in der Weise in den kulturellen Diskurs gleich welcher Art eingebunden werden, dass die kritischen Potentiale der tätigen Vernunft weder eingeschläfert, zu Boden gedrückt noch – wie es das gängige Vorgehen der Kulturindustrie auszeichnet – durch die Masse undeutbarer Kleinstgebilde zugeschüttet wird. Wenn auch ein kritischer Diskurs über die Werke Maurice Zermattens nicht möglich ist, weil zu wenige realistische Momente in ihnen enthalten wären, die sich transformieren ließen, kann das Normative im zornigen künstlerischen Urteilen doch dazu führen, dass neue AutorInnen Wege auf sich nehmen, die weder von den gesamtgesellschaftlichen globalen Anforderungen und Herausforderungen sich abwenden noch die scheinbar kleineren, die das scheinbar provinzielle Wallis vor der Zerstörung von außen hütete, links liegen lassen.

Frivol inszenieren sich die Anzeichen der autoritären Gesellschaft als:

- Toleranz gegenüber der Raffgier im ökonomischen Sektor
- Duldung der Einkommenslosigkeit und der supplementären mentalen Vernichtung großer Fraktionen
- Bereitschaft zur Hinnahme von jeder Obszönität und Aufdringlichkeit sowie aller Formen der Gewalt im so genannten Kulturbereich, die der Integrität des freien Subjekts Hohn sprechen
- anstelle der Herstellung vertrauensbildender Sozialisationsverhältnisse, die ein stabiles Ich entstehen ließen, wird ein Pseudoselbstbewusstsein von oben diktiert, das nach unverbindlichen Taten verlangt, dem Gegenteil von Gebilden, an welchen ein kritisches Ich gegenüber der Realität sich durch die Arbeit des Deutens zu bilden vermöchte
- permanente Verleugnung der Abhängigkeit im Schaffen der schrankenlosen Gewaltpotentiale von der Produktionsweise in Europa und Amerika
- Ignoranz gegenüber der durchgängigen Kontrolle individueller Biografien durch die ubiquitäre digitale Buchhaltung beziehungsweise verallgemeinerte sozialwissenschaftliche, administrativ-behördliche und konsumfixierte Registrierung
- Akzeptanz der verkehrstechnischen äußeren Lärmquellen wie der medienproduzierten in den Wohn- und Arbeitsräumen selbst etc.

Beim Waadtländer Ramuz 1984 über Chandolin ist man froh, auf einen literarischen Autor zu treffen, der eine empirische Landschaft beschreibt. Allerdings dauert die Freude bloß mäßig lang, da die Beschreibung Fehler enthält (ungewollt), ungleich dem untadeligen, korrekten Werk über die *Derborence* mit falschen Ortsnamen spielt (gewollt) und nach dreißig Seiten wegen einer Blockade gegenüber substantiell Neuem erbarmungslos zu langweilen beginnt.

Am Ende des Absorptionszweigs der Kunst durch die institutionalisierte Frömmigkeit und am zögerlichen Anfang der aufklärerischen Moderne, präsent sonst allein durch den auftrumpfenden Positivismus in der Verwaltung, sind die Werke von Maurice Chappaz und die eigenen seines Übersetzers Pierre Imhasly Beweis für den Kunstwillen sowohl im französischsprachigen wie im deutschsprachigen Teil des Kantons Wallis. Es ist Verschiedenes, das die Werke dieser Künstler von Fux und Zermatten trennt, entscheidend aber ist, dass nicht mehr nur Texte *wie* Literatur aus der großen Welt hergestellt werden, sondern als eigenständiger Eingriff in dieselbe zu verstehen sind. Chappaz und Imhasly sind weniger Walliser, die auch schreiben, sondern genuine Kunstschaffende, deren Sozialisation zwar im Wallis geschehen ist, deren Blick auf die Welt durch die eigenen Werke das Wallis aber bloß nur noch streifen

soll, als supplementäres Moment zu solchen, die zumindest die kulturellen Fesseln der Herkunftsgesellschaft abstreifen wollen. Es ist trivial, dass da, wo das Selbstverständnis der Kunst im Willen zur Kunst eine eindeutige, motivierende Grundlage gefunden hat, die Kritik dadurch ernster wird, dass sie mehr sich in den Werken immanent bewegt statt äußerlich nur Gesamteindrücke anzudeuten. Was denn vom Innersten ihrer Werke an den Tag zu schaffen wäre, ist, gemäß der Eingangsbehauptung, Zeugnis dafür, dass dem Wallis ein Neues, das durch Selbstkritik ausgezeichnet wäre, nicht wie anderswo leichtfüßig sich breitmachen zu können scheint. Das Vorgehen, das zu zeigen ist und das beiden Dichtern eignet, ist nur zu leicht zu formulieren: Wie der Walliser Gesellschaft die vermittelnden Institutionen fehlen, gehen die Dichter dem prosaischen Benennen aus dem Weg, um der empfundenen Stimmung verdichtet und abgedichtet, offenbar mit dem Zweck der Reinheit beziehungsweise Klarheit und künstlerischen Radikalität, Ausdruck zu geben.

Fehlt bei Zermatten wegen der Holzschnittartigkeit des Verfahrens die Stimmung ganz, versäuft das Lesen bei Chappaz zuweilen in ihr, verführt es in einzelnen Passagen gar in Überdruss, weil zu wenig rational-argumentative Momente den Text steuern. Es erwächst dann der Verdacht, was Chappaz kritisieren möchte sei noch zu sehr unbearbeitetes, zu wenig diskutiertes Ressentiment, das vorschnell Disparates in denselben einzigen Topf wirft: alles ist schlecht im Land. Auf infame Weise wurde dem Dichter in den sechziger und siebziger Jahren landesweit in den Medien der Prozess gemacht, weil er die Landschaft durch Kritik in schlechten Ruf zu bringen trachte und destabilisieren würde. Doch liest man den unmittelbaren Anlass heute, *Die Zuhälter des ewigen Schnees. Ein Pamphlet*, reibt man sich die Augen weniger über die nur schwach aufmüpfige Unbotmäßigkeit, sondern die Zurückhaltung im Benennen. Was zur Sprache gelangt, ist ein Gefühl, das sowohl Innerhalb der Grenzen des Wallis wie außerhalb in breiten Gesellschaftsschichten längstens Platz gefunden hatte: dass die Investitionen in die touristische Infrastruktur allenthalben außer Kontrolle geraten waren, weil die Infrastruktur beginnt, weniger einem gesamtgesellschaftlichen Nutzen zu dienen als einzelnen, die Demokratie arg strapazierenden Individuen die Säcke zu füllen und wegen des Unterlaufenwerdens demokratischer Entscheidungsprozesse den Tourismus in einen Zustand zu führen, der sowohl der Natur wie der Gesellschaft schadet, die in jener über die Perioden der touristischen Hochsaisons hinaus ein Leben zu gestalten hat. Wenn denn die Niederträchtigkeit der Angriffe auf den Dichter einen Nutzen gehabt haben soll, dann den, dass Chappaz nicht mehr nur im französischen Sprachraum ein öffentlich ernst zu nehmender Diskussionspartner geworden war, sondern, vermittelt durch den Übersetzer Imhasly, auch im gesamten deutschsprachigen, wodurch die Tourismuskritik zwar noch längst nicht sich im gebotenen Maße institutionalisieren doch komfortabel unterfüttern ließ.
Schwerwiegender lastet der dichterische Drang, ein gefühlstrunkenes Stimmungsbild herzustellen, auf dem Werk *Rinder, Kinder und Propheten*. Problematisch ist, dass der Autor Figuren der Walliser Geschichte wie Supersaxo und Schiner lebhaft und leibhaftig im Text umherpoltern lässt und gleichzeitig aber, als Programm, so

chaotisch Zeit- und Ortsebenen durcheinander schüttelt, dass beim Lesen dieser satirischen Kirchen- und Kulturgeschichte des Wallis der Wunsch nach Informationsgehalten pausenlos in Frustration zerfällt, weil einem ununterbrochen der Boden der Realität unter den Füßen weggezogen wird. Das Buch erzeugt die hitzige, der Intention angemessene Stimmung einer brodelnden und dampfenden Hexenküche, bei der es aber weder klar wird, wo in der Welt sie ihren Platz hat noch was und zu welchem Zweck am Kochen gehalten wird.

Prägte nicht nur Chappaz: Internatsstadt St-Maurice 6. 11. 1998

Etwas langsamer auskomponiert ist die Textsammlung *Die Walliser. Dichtung und Wahrheit*, da deren Einzelstücke in sich abgeschlossen und auch bezüglich der Syntax weniger komplex strukturiert sind. Indem durch die einfachere Anlage der Benennung Vorschub geleistet wird, ist es weniger deren Abwesenheit, die kritische Gedanken als bloßes geschmäcklerisches Gefühl verpuffen ließe, als die Register der Klischees, die Chappaz in diesem Buch hemmungslos zieht, ob denen man ungläubig den Kopf schüttelt.

Neben dieses regressive Werk, das nur dank des Humors und einer Fülle von sprachlichen Spritzigkeiten die karge Ästhetik des Adolf Fux übersteigt, insgesamt aber die Grundmotive alter Vorurteile übers Wallis nirgends kritisch aus den Fugen drängt, gesellt sich strahlend der kleinformatige Haupttext, an dem Chappaz am längsten arbeitete, *Gesang von der Grande Dixence*. Wohl weil dieses Werk lange in Arbeit war, korrespondieren die Bilder derart eng mit den Geschehnissen in der Realität, wie die Arbeit in den Stollen für die monumentale Staumauer und ihre Zuflüsse hat gewesen sein müssen. Je prosaischer der Gegenstand, desto kraftvoller Chappaz‘ poetische Leistung und desto verbindlicher die Kritik, die nicht einfach das Bauen und den Bau ablehnt sondern quasi noch einmal aushöhlt, um die Frage nach ihrer Notwendigkeit als komplexes Gebilde positionieren zu können. Obwohl präziser und triftiger als alle informationsfixierten Reportagen und Bilder zur großen Mauer im Vallée des Dix, droht nie die provinzielle Gefangennahme in eine zentrale Frage, die die Landschaft Wallis allein betreffe, weil die künstlerisch-kritische Arbeit sowohl am sprachlichen Material wie dem ästhetischen Gehalt die Zügel nicht locker lässt. Gerade weil so viel Anstrengung in die künstlerische Durchgestaltung eingelassen worden ist, transzendiert der kritische Gehalt die Enge der Schluchten und schafft Bewusstsein immer schon auch anderswo.

Weniger auf Kritik ausgerichtet ist des Dichters vielleicht bekanntestes Werk im deutschen Sprachraum, *Lötschental. Die wilde Würde einer verlorenen Talschaft*, wo der Unterwalliser Schriftkünstler die nachgelassenen Fotoarbeiten des Bild-

künstlers Nyfeler, der aus der Ausserschweiz stammte, sein ganzes Arbeitsleben aber im Lötschental verbrachte, sozusagen kongenial ausbreitet und mit Texten auspolstert.

Eine Poesie schließlich ohne Zweck wird bewundernswürdig im gletschersoziologisch besonders aufschlussreichen Werk realisiert, der *Haute Route*. Dadurch, dass das überaus gelungene Werk eine allgemeine theoretische Neugierde zu fesseln versteht, weil es Befindlichkeiten am Rande der Gletscher und auf ihnen zur Sprache bringt, ist es alles andere denn eine Ergänzung zu Darbelley 1987, welcher Bildband die berühmte Alpentour von Chamonix bis Saas Fee touristisch dokumentiert, so dass sie den Menschen des Bergsports als Notwendigkeit erscheint. Chappaz' Dichtung, die sich programmatisch von den Bergreportagen absetzt, benötigt einen Sechstel des Umfangs zur Exposition der Gefühlslage vor dem Beginnen. Diese Seiten bewegen sich im Raum des Hauptwohnorts des Dichters, im Val de Bagnes, der Region auch des Fotografen Darbelley und des Extremskifahrers Saudan (beide zwischen Martigny und Col de la Forclaz). Recht viel Text wird für die Zeit des Anmarsches investiert. Hier zeigt sich die Schwierigkeit im Zurückhalten gewöhnlicher Benennungen, da es sich nicht sagen lässt, ob der Wanderer sich am Rande der Reben in Visp bewegt oder quasi vor der eigenen Haustür. Wie der Catogne, hingewürfelt, den Raum der ersten Zeilen festlegt, den Wohnort Chappaz' und auch den Ausstieg aus der Haute Route, orientiert in der Lektüre der zweite genannte Berg nach einem Viertel, der Alphubel, dem die Mischabel sogleich folgt, dass die Tour in Saas Fee begonnen wird. Von hier weg organisiert sich der Text von alleine, da er nur noch auf die Gletscherwelt sich bezieht, die, wie angetönt, Chappaz nicht als Hochleistungssportler in einem Zug von Saas Fee nach Chamonix durchquert hat, sondern in mehreren Versuchen angegangen ist, um mit des Dichters Respekt von dieser Welt in komplexen, konfigurativ das Soziale stets mit einbeziehenden Stimmungsbildern Zeugnis abzulegen statt über sie durch Aufzählen gewagter Taten pseudoselbstbewusst Fahrtenrapporte anzufertigen.

„In den Biwaks wartet man manchmal sogar auf den Mond und hofft, dass er einen erwärmt." (Chappaz 1984, 94)

Dent d'Hérens mit Plateau am Col d'Hérens 18. 7. 1998
Erholungspassage der Haute Route

Stimmung ist auch die Kategorie, die die Werke Pierre Imhaslys zentral bestimmt; allerdings ist es diejenige eines Jüngeren, diejenige eines Wachsenden, also eine abrupter sich wechselnde als bei Chappaz. In den ersten Werken beziehungsweise dichterischen Arbeiten ist sie ganz ins Idiom der Popkultur eingelassen, was es ermöglicht, recht frech & frisch Walliser Themen sozusagen vorweltlerisch und auf-

muckend-kritisch in großzügiger Sprache in den Raum zu stellen (*Sellerie Ketch up & Megatonnen*). Was aber in allen Werken ihn fortgeschrittener als Chappaz erscheinen lässt, ist die Überwindung des religiös-kirchlichen Fragehorizonts, der selbst dann, wenn ein Kirchenbau zum Thema wird, keine Rolle spielt (*Hérémence Beton*), folglich zur Angelegenheit einzelner mutiert, die ohne weiteres, ohne mutwillige Infragestellung zu akzeptieren ist. Man wird beim Älteren, insbesondere in der Lektüre von Interviews, den schlechten Eindruck nicht recht los, das ideologisch-religiös-klerikale Programm des Gymnasiums von St-Maurice hielt ihn durch Blickkontakt in Bann wie die Schlange die Maus. Obwohl auch Imhasly, lateinerprobt, nicht lebenstüchtig von der Gymnasialzeit sich hat lösen können, welche in Brig kaum weniger kirchenhörig strukturiert gewesen sein mag als in der Mittelschule am anderen Ende des Kantons, ist er durch nichts an den schwersten der antiaufklärerischen Ankersteine gebunden. Aber aus der Schule plaudert noch die assertorische Denkweise, die als Grundübel ordentlich zu begreifen ist: weil sie sich dem begründenden Zusammenhang verweigert, öffnet sie die Schleusen für die Nichtigkeiten des überlebten Wissens aus der Sonntagsschule und dem gymnasialen Pfadfindertum. Die einzige Stelle im Gesamtwerk, die Erkenntnis transportiert, findet sich in der *Rhone Saga* (277), über die Schwierigkeiten, in die die Quartalssäufer gelangen, weil bei ihnen der Alkohol nur sehr langsam abgebaut würde – weil sie auch nach dem Schlafen noch räuschig sind, haben sie überhaupt Lust, weiter zu saufen. Trotz der starken Entwicklung im künstlerischen Potential ist auch im Stil eine sonderbare Konstante unverkennbar: der hymnotische, hymnotisierende Ton, der nicht wenig an die Cantos Ezra Pounds erinnert und mit dem Ausdruck Sang dieselben ins Blickfeld schiebt – „mein Sang“, das mit Saga wohl mitzuverstehen wäre – beherrscht das ganze Werk, wenn auch am Anfang die popigen Elemente überwiegen und der Stil in der Frühzeit als Mischung von popiger Hymne, rockigem Gesang und vernünftig-sachlicher Rede erscheint. Ändern wird sich in diesem Komplex nur, dass der Bezugspunkt Rockmusik auf unverzeihliche Weise mit dem des Jazz abgetauscht wird, der weniger als Gattung problematisch erscheint als in der Attitüde, die nur höhnisch gegenüber der Kunstmusik Stellung bezieht. Das Problematische in diesem Stil, und man kann es nicht genug wiederholen, ist weniger die Hymne, auch wenn sie mal missglückt und dann natürlich nervt – durch die Strapaze des vornehmen, gehobenen Tons oder das Zuschaufeln sachlicher Gehalte mit

Eison, Pas de Lona, Sasseneire 20. 7. 1997

Es lässt sich am Text schwer nur ein allgemeiner Grund festmachen, der fürs Missglücken verantwortlich wäre. Das rührt daher, dass das Hymnische mit der gesprochenen Rede zusammenfällt, dass Imhaslys Stil vielleicht weniger hymnisch als der Rede überhaupt verpflichtet zu charakterisieren wäre. Als Indiz diene das subjektive Erlebnis, dass die Performance des *Widerpart. Fuga mit Orgelpunkt vom Schnee* Mitte der siebziger Jahre in Zug, zusammen mit dem Schlagzeuger Pierre Favre, wie ein schauerlich-wohliges Urgewitter über den pubertierenden Zuhörer hinwegdonnerte, die lange ersehnte, um Jahre spätere stille Lektüre weder ein altes Gedächtnis aufzuwecken noch in ein neues nachhaltig sich einzunisten vermochte.

metaphorischem, evokativem Schutt – sondern das Ungenügen da, und die Musik wurde eben angesprochen, wo Kenntnisse Voraussetzung wären. Der knorrige Umgang mit dem Wissen als die Erscheinungsebene des Mangels an Kritik wäre leicht zu therapieren, wenn nur es gelänge, das gewöhnliche kritische Gespräch, die vernünftige Diskussion in den Alltag des Künstlerlebens sich institutionalisieren zu lassen (natürlich durch Lehraufträge). Müsste der Künstler explizit und verbindlich, unter Umgehung der Spuntenbsöffni, sich zu sozialen und politischen oder anderen gleichwelcher theoretischen Art oder Disziplin kontinuierlich äußern, wäre der Bann leicht zu brechen, der es verhindert, Sachfragen auch in pointiert literarische Gebilde einfließen zu lassen. (Diese Idee ist deswegen nicht trivial, weil man sie bei Chappaz nicht hätte – obwohl sie das uralte Walliser Provinztum anspricht, hat erst Imhasly das Format beziehungsweise die vorausgesetzte ästhetische Ausrichtung, dieses durch jene diszipliniert abzuschütteln.)

Das Schlechte Imhaslys wurde 1980 besiegelt, in den Preisreden der Gemeinde Visp. Es gelingt dem Autor nicht, sich gegen das aggressive Labeling, das in jenen praktiziert wird, abzusetzen, auf gar keinen Fall ein linker Autor der Schweiz zu sein. Die Hauptrede von Prof. Roland Ris der ETH Zürich hätte als geradezu rufschädigend zurückgewiesen werden müssen. Dessen Konstruktion, die Kritische Theorie sei eine ideologische Betrachtungsweise, die sich anmaßte, alle Missstände von eben dieser Warte aus erklären zu können, wirft einiges Licht auf Berufungsverfahren an Schweizer Universitäten im Gebiet der Geisteswissenschaften. Dass gegen eine solch schlüpfrige Aufdringlichkeit der Autor sich nirgends wehrt, bricht ihm das Genick; sich gegen die Zuordnung zum Biederen und Falschen nicht zu wehren, beraubt ihn der Fähigkeit zu sprechen, der Fähigkeit, sich souverän zu den Dingen zu verhalten. Von dem Moment an wird es offenbar wichtig, durch Kontrolle der Rhetorik dem sozialen Prestige zu gehorchen statt sich uneingeschränkt zu dem zu verhalten, womit es die Kunst zu tun hat. Die Buchhaltung wäre leicht,

*Im Dezember 1980* …: „Pierre Imhasly als Walliser Kritiker des Wallis ist (…) frei von einer ideologischen Betrachtungsweise, die sich anmasst, alle Missstände von einer ‘kritischen’ Theorie aus klären zu können; er ist aber auch gefeit gegen eine zu sehr auf innere Solidarität pochende Abwehrhaltung, die im Unheil im eigenen Land nur das Produkt einer von aussen kommenden Infiltration sehen möchte.“ (10f) „Eine veränderte Wahrnehmungsfähigkeit ist die Folge – und damit bezieht sich die Darstellung des Geschauten nicht mehr so sehr auf eine Kritik der äussern Verhältnisse als auf eine Umstrukturierung unserer sich nur in Gefühlen verwirklichenden Subjektivität. Nicht äussere (politische) Massnahmen sind anzuvisieren, wenn es etwa darum geht, den italienischen Gastarbeitern ‘beizukommen’, sondern wir hätten zu lernen, uns in den grossen Herzschlag der ganzen Schöpfung einzustimmen, in dem auch der Puls des andern schwingt.“ (13) „Pierre Imhaslys ‘*Widerpart*’ ist (…) eine mystische, auf Vereinigung mit der Totalität des Daseins abzielende Dichtung, die in der gegenwärtigen europäischen Literaturlandschaft so ziemlich heimatlos ist, die aber in der Tradition des indischen Tantra viele Gegenstücke findet.“ (17f)

| | *Muse* | *Platz* | *Schrift* | *Malerei* | *Fotografie* | *Freundschaft* | *Thema* |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Bodrerito | Eison | | | | Catherine | Rettung |
| | | Nîmes | | | | Macarena | |
| 20 | | Sevilla | | Van Gogh | | (Madonnenfigur) | Stierkampf |
| | | Evolène | Métrailler | | | Catherine | |
| | | Matterhorn | | | | | |
| 40 | | Lötschental | | | | | |
| | | Val d'Hérens | R. Char | | | | |
| | | | | Van Gogh | | | |
| 60 | | Nîmes | | | | | |
| | | | | | | Catherine | Stierkampf |
| 80 | | | | | | | |
| | | | Chappaz | | | | |
| | | | C. Bille | | | Anne-Marie Ariane | |
| 100 | Bodrerito | | | | | Chantal Kate Mina | |
| | | Gletscher | | | | Züst | |
| | | | | | | Heinrich, Gabriel | |
| 120 | | | | | | Felix, Armin | |
| | | Weisshorn | | Tritten | | Ariane | |
| | | | | | | Cäsar, Agnes | |
| 140 | | Brig | | | | Roland, Renato | |
| | | Vispertermi- | | | | Edith | |
| | | nen | L. Theler | | | Ulrich | |
| 160 | | Törbel | | | | Chantal | |
| | | | | Chavaz | | Sadkowsky | |
| | | | | | Darbellay | | Darbellay, Saudan |
| 180 | | Genfersee | J. Genoud | | | Kate | Tschernobyl |
| | | | | | | Thomas | |
| | | Lyon | | Bäriswyl | | (Geigenbau) | |
| 200 | | | S. Engel | | | Anne-Marie | |
| | | Visp | | Le Corbusier | | | |
| | | | Crettaz | | | | Die Wilden |
| 220 | | | | | | | (Baltschieder- |
| | | Lyon | | | | | schwank) |
| | | Arles | | Van Gogh | | | |
| 240 | | | | | | | |
| | | Arles | | | | Moritz | |
| | | | | | | | Stierkampf |
| 260 | | Nîmes | | Formica | | | |
| | | | | | | | Quartalssäuferei |
| | Bodrerito | | | | | Matter | Stierkampf |
| 280 | | | | | | | Autor & Magist- |
| | | | | | | P. Favre | ratspersonen |
| | | Embd | Camus | | | | Stierkampf |
| 300 | | St. Niklaus | | | | Annie | Dachplatten |
| | | | | | Clergue | Ornella | Flucht, Krieg |
| | | | | | Christine | | |
| 320 | | Maigrauge | | | | | Vietnam |
| | | | Bouvier | | Pénélope | Françoise, Stefan | |
| | | | | | | | Stierkampf |
| 340 | Bodrerito | Nîmes | | | | D.-J. Valade | |
| | | | Ramuz | | | | Tarotspiel |
| 360 | | | Forel | | | | |
| | | | (Dunant) | | | | |
| | | | | | | Anne-Lise | Wein |
| 380 | | | | | | Chantal Udry | |
| | | | | | Ruppen | | |
| 400 | | Sion | | | Andenmatten | | |
| 420 | | | | | | | |
| 440 | | | | | | | |

**Aufriss der Rhone Saga**

alles Störende in den Werken nach 1980 auf Partien in den schlechten Lobreden dieses Jahres zurück zu beziehen.

Es verwundert denn nicht, dass das erste Hauptwerk, dessen Realisierung von solchen Lobreden doch in Schwung gesetzt werden sollte, erst sechzehn Jahre später veröffentlicht wird (sicher, Übersetzungsarbeiten wurden viele vollendet und auf großartige Weise – aber der Staat Wallis soll seine KünstlerInnen nicht zur Dienstfertigkeit anhalten, sondern zur Kunstproduktion antreiben). Die *Rhone Saga* von 1996 kommt sowohl wegen ihres komplexen Aufbaus wie auch wegen der gelungenen Durchführung detaillierte Aufmerksamkeit zu.

Die folgenden Punkte betreffen die Intention der Konstruktion, also des Dichters Selbstverständnis gegenüber der großen Form, die in sich stimmt, im Beliebigen und Launischen gegenüber der Musik, den Schauplätzen, den Protagonisten und der Kunst gestört wird. Obwohl die Einwände und Statements nur lose zusammenhängen, sollen sie die eine These plausibel machen, dass man das Buch in einem Guss zu lesen hat, klar, mit allen Unwägbarkeiten, weil die große Form eben trägt. Es wäre ein falsches Ideal, das vom Autor nicht wenig verschroben favorisiert wird, das Buch in isolierten Abschnitten zu lesen – weil es in den kleinen Formen unstimmig wirkt. Das dicke Buch lastet auf einer zu schmalen Wort- und Rhetorikpalette, auf einem zu dünnen Wissen, am schlimmsten: auf zu seltenen Durchführungen von angerissenen Stimmungen.

* Wie steht es mit Imhaslys Verhältnis zur zeitgenössischen Kunstmusik? In auffälliger Weise fehlt der Komponist von Evolène; umgekehrt mangelt es nicht an Invektiven gegen die deutbare Musik, als ob der Autor sich der Regression opfern wollte. Der Komponist Pierre Mariétan (von Monthey) fehlt deswegen, weil die Bilder von Eison, Volovron, Lanna und Veisivis, zu denen er gehört, so gelungen erscheinen. Um so erbarmungsloser marschiert der Jazz: 56ff, 112 (der walliserdeutscheste Satz: „… darum ist der Zwölftonfleiss, am Reissbrett, eine Technik, nicht eine Musik…“), 166, 173, 191, 194, 331 (mit Klassik, mit Brassens), 338f (wieder Georges Brassens, wieder ein Schlag durch Schlager gegen die Musik), 399.
* Wie soll die Zufälligkeit in der Auswahl der Walliser Orte, in der keine Intention sichtbar wird, verstanden werden? Gletsch, Fiesch, Lötschental, Brig, Visp, Baltschieder, Törbel, Eison etc. Diesen Ortschaften an der Rhone, einmal näher an ihr, dann ferner von ihr gelegen, entsprechen die Orte im französischen Teil des

Imhaslys Zuflucht Eison 20. 7. 1997

Rhonelaufes: Nimes, Arles etc. Die Platzierung der Orte im Buch ist kaleidoskopartig, auch im dynamischen Sinn. Dieser Kunstgriff ist gelungen, weil sowohl die Erwartungen befriedigt werden wie auch immer wieder neu wachsen. Obwohl die einzelnen Orte treffend geschildert werden, wäre man nicht abgeneigt, es käme auch in den Details zu Durchführungen. Außerhalb des Systems dieser Orte gibt es die Erörterungen der spanischen Stierkämpfe, die sich sowohl auf die Spanierin Bodrerito, die Camarguischen Stierkämpfe wie die Ehringer Kühe beziehen. Dadurch wird, äußerst sympathisch, Eison zum Innersten des Buches. Allerdings: obwohl Imhasly viel Inbrunst in Eison legt, fehlt dasselbe gerade da, 298, wo die Herkunftsorte der Mineure der Grande Dixence aufgezählt werden. Einer scheint da falsch auf dem laufenden zu sein, und zwar derjenige, der von der Dent Blanche sagt, sie apere aus, und die Dent d'Hérens würde nicht ins Val d'Hérens reichen (33), dabei winken beide in Vex, und in Eison sieht man nur die letztere.

* Sowohl als innerster wie äußerster Bezugspunkt steht Bodrerito. Vielleicht ist es ein künstlerischer Mangel, dass ausgerechnet zu ihr keine Lesebeziehung entstehen will, wiewohl eine solche zu den anderen Frauen sich auf der Ebene von Sympathie oder Neugierde leicht ergibt. Ist das sexy: „… und wie an deiner Schulter / unter Orangenachseln / sonor erblüht / das schönste Küchenlatein" (412)? Bodrerito ist der Text – Bodrerito und die Gletscher … wirkt sie deswegen so wenig lebendig (nach einem Viertel ist er immer noch in Gletsch, als ob nur Quelle und Mündung der Rhone zu dichten gäben, 113 bis 120)? – Einzelne Frauen sind vereinnahmend dargestellt, sicher Edith, der die Wahl nicht geschenkt wird, das Werk lobenswert zu finden *oder* nicht. Baeriswyl erscheint als eine Art Gegengewicht zu Bodrerito. Als Fribourger ist die Erwähnung dieser Stadt durch ihn legitimiert; sie wird aber dargestellt wie einer der Orte an der Rhone, was zu einer offenen Dissonanz führt. – Einige Einzelfiguren haben einen kleinen Auftritt, werden aber nur jazzig *als ob* vorgeführt, mit Initialen und in solch schwacher Färbung, dass kein rechtes Interesse aufkommen mag, weil keine Vermittlung geschieht noch intendiert ist. In der Passage 140 bis 146 ist es unangenehm, nicht durchschauen zu können, ob Personen vorgestellt werden oder Lebensstile beziehungsweise Politisches inszeniert wird. Es handelt sich nicht um eine konstruktive Unentscheidbarkeit, über die man rätseln möchte, sondern um eine stoßende, das Denken blockierende Unverbindlichkeit.
* Die Rhone wird nur zum Anlass genommen, um durchs Band irrational, mystisch, mythisch drauflosfabulieren zu können. Die Ankersteine sind dann Produkte des gewöhnlichen Bildungshorizontes europäischer Gymnasiasten. Dazu gehört auch

der Einsatz von erdrückend vielen Sprachen, der so unmotiviert erscheint, als wie er in einem Atomrausch halluziniert worden wäre (275) – ist es aber zulässig, eine Bieridee breitgewalzt ohne Kontrolle auf eine Leserschaft loszulassen? Eine Formulierung wie „die dämliche kabbalistische Numerologie“ (75) innerhalb eines irrationalen, ideologisch undurchsichtigen Abschnitts zu Chinesischem *und* Tibetanischem, klingt nicht rätselhaft herausfordernd, sondern im bösen Sinn weltfremd. Man muss hier noch ein bisschen weiterreiten, auf diesem Statement, wo die Chinesen sagen, die Tibeter sagen, die Inder sagen etc., und das Val d‘Hérens der Mère Catherine zum Mandala wird, dann, Seite 78: „Uns ist die Corrida das Zazen, die sitzend zu übende geistige Sammlung.“ Von hier ab ist alles erlaubt, alles gleich ungültig, der Autor braucht nichts mehr zu rechtfertigen. Beispielsweise diese irrationale Passage [es wird eine Tarotkarte gedeutet, Nackte am See, mit Ente(n), mit Sternen; Titel: The Star]: „Ente, Meteorit und ein drittes: das ephemere Leben des ewigen Schmetterlings. Sich verwandeln, stetsfort, auf immer höherer Stufe sich entpuppen, endlich, als menschlicher Stern, leuchtend; Stern, der, was nützen, von uns aus, schwarze Halos, Quasare – Stern, der ein Stück Himmel zur Erde bringt, so dass sich vollzieht die innig ersehnte: die Hierogamie.“ (369) Oder dieser Satz gegen die kritische Vernunft: „Ein Leben lang auf der Reise, nein, ein Nomade mit und in meinem Leib wurde ich, du ahnst es, um zu verinnern, was in dem Wissen der Bücher nicht ist: Welt.“ (353)

* Der schönste Satz? Seite 119: „Dass es hier steht [das Weisshorn], nicht im Tibet, das ist das Wunder!“ Dazu eine passende Passage in die Hosen (125): Das Foto von der Äugstchumme zum Weisshorn ist frühmorgens entstanden, aber Imhasly schwatzt von fünf Uhr abends, „… als im Untergehn die Sonne genau auf dich, Bodrerito, zielte, wurde das Weisshorn: Guernica de Picasso“.
* Das magere Wissen führt zu Sprüchen des Spießertums: a) „si non è vero…“ nicht nur in der Rhone Saga, bereits in den Visp-Variationen von 1976, b) „ich / man müßte dich erfinden“ (21 zu Christina F. de Ginebra und am Schluss der fragwürdigen, aber sehr schönen Passage 148f, die die Sekretärin Edith lebendig werden läßt), c) zu Chappaz: „Crux, Maurice, crimen, Sie waren zu gut“ (86), d) aufgedonnert: „Ehringerkuh vom Stier der Sarazenen“ (90), e) Corrida als Schule des Lebens (95), f) „im Schatten des Peter-Prinzips“ (254).
* Stil und Selbstverständnis: „Eine Art Gesamtkunstwerk. Bei dem die Liebe das Leben wird. Das Leben zum Werk.“ (123) Imhaslys Stil ergibt sich dadurch, dass wohl die Copulation im Zentrum gesehen werden soll, die Copula aber rhetorisch ausgelassen wird. In gutmütiger Stimmung lässt sich mit Bezug auf die Eingangsphrasen formulieren, Imhasly sei nahe bei Arno Schmidt – ohne Satzzeichen – indem die Gedanken spontan gelebte bleiben und auch mal eine thematisch ungeschliffene Wendung riskieren, eine Apostrophe, in welcher die Normen der Schriftsprache nicht als Regelung nachvollzogen werden, die aber weder den Leser noch Bodrerito noch sonst jemanden bös identifizieren soll.

Es ist vielleicht kein Zeichen schlechter Untersuchungsobjekte, wenn das definitive Urteilen sich verläuft und, statt sich durch es selbst von den Texten zu distanzieren, zu ihrer Lektüre auffordert.

## Zusatz: Die Malerei

Auch über der Malerei steht als erstes der Satz, dass sie in einer obzwar vom Licht verwöhnten, aber desto ausgedörrteren Landschaft aufgestöbert werden muss – nicht was die Begabungen betrifft, denn diese sind bezüglich der Malkunst in allen Weltgegenden gleichmäßig verteilt, aber bezogen auf die ökonomischen Möglichkeiten, die von der Umgebung den KünstlerInnen zugemutet werden. Es ist immer dasselbe Schema heranzuziehen: dass einzelne sich durchringen, ihre Talente seriös und professionell auszubilden und, natürlich im Ausland, ausbilden zu lassen. Doch kaum zurück in den Krächen, wird von der sozialen Lebenswelt und den sozial Verantwortlichen alles getan, die Produktion zum Versiegen zu bringen.

Gattlen 1961 gibt übers Leben des ersten Walliser Malers Auskunft, Lorenz Justin Ritz, der für sein Lehrwanderjahr im Umfang eines Monatsgeldes Schuhe anfertigen ließ, die darum zur Hölle wurden, weil der Schuster aus der Quantität Leder, die für Ritz bestimmt war, noch ein Handtäschchen, nicht zu klein, für die eigene Frau abzuschneiden beliebte. Ruppen 1971 kritisiert wacker den Sohn Raphael, aber bloß supplementär, am Schluss des Kapitels über einzelne Aspekte; im ganzen huldigt der Text in additiven Setzungen, jede Vermittlung meidend, dem reinen affirmativen Positivismus. Der Hauptvorwurf, von dem man immerhin endlich etwas lernen kann, zielt auf die „… Zerrissenheit des Werkes in ‚Fertiggemälde' von starrer Altertümlichkeit und in Studien, welche diesen um ein halbes Jahrhundert vorauseilen" (94).

1999 soll es in Visp eine umfassende Ausstellung zu Raphael Ritz gegeben haben – der Wanderer schaute vielmals im Jahr auf Visp hinab, erfuhr von nichts. Der nachträglich kurz durchgeblätterte Katalog macht einen bewunderungswürdigen Eindruck.

Biffiger 1978 und 1984 informieren umfassend über Ludwig Werlen, den experimentierfreudigen, im kalten Kollegium festgefrorenen Maler mit Jugendstilherkunft. Lehner 1982 stellt die Gruppe der Maler in Savièse dar, darunter die berühmteren Edouard Vallet und Bièler; keiner dort war Walliser, so wenig wie der Berner Oberländer Gottfried Tritten, der im benachbarten Grimisuat Wohnsitz hat. Außerhalb der *Künstlerdokumentation Oberwallis* 1986 und der *Künstlerdokumentation Wallis* 1992 sind zu nennen Edmond Bille, Schwiegervater von Maurice Chappaz, und Joseph Gautschi, über den Zermatten 1972 schreibt. Allgemein eine große Bildersammlung stellt Jean-Petit-Matile 1985 zusammen. – Eines der berührendsten Walliser Gemälde konnte bis vor kurzer Zeit im Wartesaal des Briger Bahnhofs bestaunt werden, Albert Nyfelers Darstellung eines Holztransportes zwecks Errichtung eines neuen Baues auf einer der Alpen im Lötschental. Da auch im Wallis man vor Vandalenakten sich vorsorglich schützen will, ist das Bild mit unbekannter Destination von der Verwaltung weggeräumt worden.

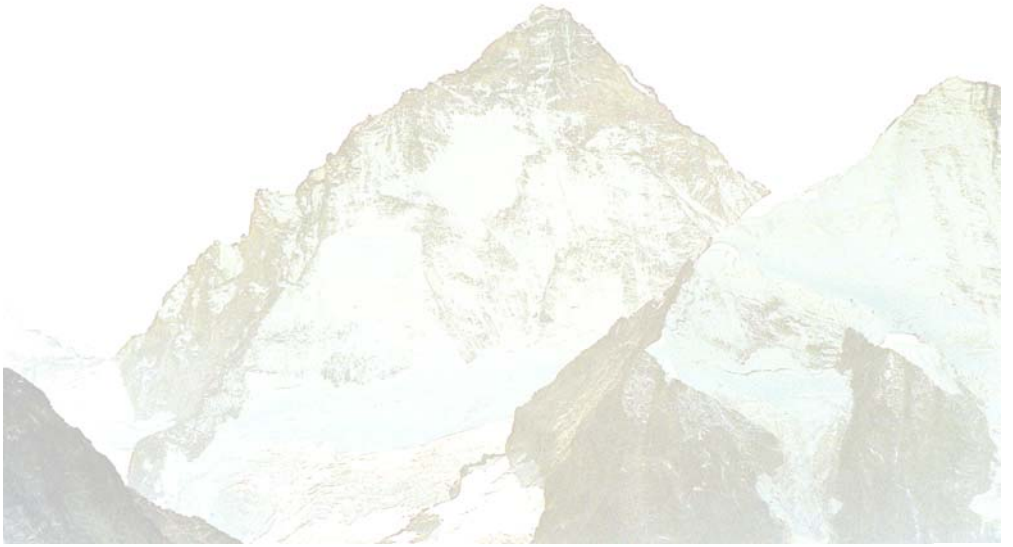
Will man über diese Nennungen hinausgehen, gelangt man bald in Schwierigkeiten, weil viele Künstler und Künstlerinnen das Wallis als Touristen oder aus sonstigen abenteuerlichen Gründen besucht und daselbst nur eine beschränkte Zeit gearbeitet haben. Gattlen und Aliprandi 1979 stellen die Matterhornmalereien zusammen, dann darf William Turner genannt werden, dem 1998 ein Ausstellung gewidmet war und bei dem zu lernen wäre, dass Stimmung nur aufgrund präziser Artikulation, quasi durch Begriffe geschieht, Gustave Gourbet, dessen Aufenthalt in Martigny nicht besonders angenehm gewesen sein muss, Ferdinand Hodler, Ernst Huber etc.

# Zweites Portrait: La Dent Blanche (4357 m)

29. 9. 1997

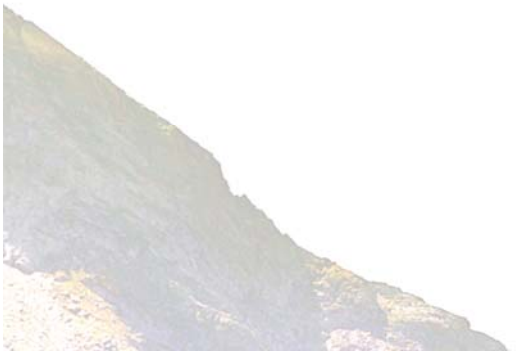
7. 8. 1998
Mit Griebelalp

29. 9. 1997



29. 9. 1997,
rechts Le Grand Cornier

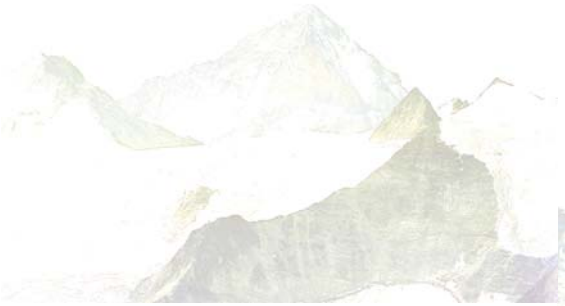
| | |
|---|---|
| 1996 (vom Illhorn), mit Matterhorn und Pointe de Zinal | 24. 6. 1998 |
| 29. 9. 1997, links Zinalrothorn | 24. 6. 1998 |



27. 8. 1998

18. 7. 1998,
Matterhorn, Dent d‘Hérens

29. 9. 1997



| | |
|---|---|
| 30. 8. 1998 | 30. 8. 1998 |
| | 18. 10. 1997 |
| 18. 10. 1997 | 1. 9. 1999 |

# Die Heiligen Wasser

Zur Terminologie beansprucht Eichenberger 1940 bereits im Titel, einen Beitrag zu leisten; es genügt aber, sie den jeweiligen Dialekten zuzuordnen, ohne Gewissheit, ihre ursprüngliche Bedeutung gänzlich enträtselt zu haben: le bisse ist der Ausdruck im französischen Teil, die Suon im deutschen (wegen des Dusselns, der spontanen Anpassung des Walliser Dialekts an die andern der Deutschschweiz, ist heute gebräuchlicher Wasserleite und Wässerwasser).

Obwohl die Gletschersoziologie, die nicht die Gletscher zum Thema hat, sondern die Abhängigkeit des kalten Gesellschaftlichen von ihnen als dem Bild der Landschaft zeichnet, mit dem Phänomen der Wasserleiten ins Zentrum der Kategorie der Anstrengung vorstößt, scheinen alle Arten und Weisen verbarrikadiert, den Aufriss jener diskursiv durchzuführen. Zwei Fragen lassen sich nur allzu leicht formulieren: a) wie waren die Kräfte individuell disponiert und sozial organisiert, damit die Leiten gebaut werden konnten, und b) in welchem Gelände kann die Grenze gezogen werden, hinter deren Schwierigkeit ein Bau undenkbar wird? Für beide aber gilt, dass zu wenig Fakten und argumentativ verfügbare Erfahrungen vorliegen, die in der Beantwortung eindeutige Gewissheiten zuließen. Zur ersten können nur winzige Andeutungen gemacht werden, die sich in der Darstellung der zweiten aufheben, wo nur noch Bilder exemplarisch zu sprechen vermögen. Was jene körperliche Kraft anbelangt, so war der Bau der Wege zwar ebenso schwierig und gefährlich wie derjenige der Bisses; aber nur im Anblick der letzteren wird die Anstrengung augenfällig und damit wie gestört und auf Ansätze reduziert auch immer kritisch deutbar, weil die scheußlichsten Wege, die die Dörfer miteinander verbanden, heute entweder überbaut sind oder in ein gemäßigteres Gelände verlegt wurden.

Der hartnäckigste Gedanke, der sich bei der Begegnung dieser Konstruktionen einstellt, ist der nach der Brutalität und Gewalttätigkeit innerhalb der Gesellschaften, die solche Gebilde in die Welt pflanzen: da es dem Laien unmöglich scheint, in solch gefährlichem Gelände solche wackeligen Techniken rational, also mit einem umfassenden Schutz gegenüber den Arbeitenden einzusetzen, bleibt nur die Vorstellung halbwegs realistisch, gesellschaftliche Hierarchien forcierten die Auswahl

Wieso es im Wallis so viele künstliche Wasserleitungen gibt? Als der Heiland mit Petrus die Welt bereiste, kam er auch in die Schweiz. Hinter der Hand fragte Petrus das Volk der Geissenpeterlis, welchen Wunsch sie vielleicht noch hätten, damit er den Herrn um dessen Erfüllung bitten könne. – Die Schweizer sagten dem großen Petrus, dass sie lieber etwas weniger Eis und Gletscher in den Tälern hätten, dafür mehr Felsen mit Gemsen und saftige Wiesen. Petrus trug dem Herrn die Bitte vor, und der Wunsch ging schnell in Erfüllung. Wo früher Schnee und Eis war, dehnten sich nun weite Felder und Äcker aus, auf denen der Herr üppige Pflanzen sprießen ließ. Weil aber die kühlen Firne und Gletscher verschwunden waren, wurde es jetzt viel heißer in Berg und Tal, und die Gräser auf den Matten wurden bald rot und dürr unter den Strahlen der Sonne. Bevor der Herrgott weiterreiste, fragte er das Volk, ob es zufrieden sei. Oh nein! Es nannte ihm die neue Plage und bat ihn um Hilfe. Der Herr sprach: „Die Sache ist ganz einfach, das Land muss gewässert werden. Soll ich es tun, oder wollt ihr es tun?“ Alle Einwohner sagten klar und deutlich: “Herr, Du hast bis anhin weise an uns getan, walte und schalte Du auch weiter.“ Alle? Nur die Walliser blieben stumm und kamen nicht aus dem Sinnen und Wägen. Hinter des Herren Rücken schlich Petrus zu den Wallisern, tupfte ihnen auf die Schulter und sprach: „Lasst nur getrost den Herrn walten, er meint es gut mit euch und wird euch nicht schäbig behandeln, denn er ist ja sozusagen auch ein Walliser.“ – „Was, ein Walliser ist er? Nein, wenn das so ist, dann wässern wir lieber selber und alleine.“ Seit dieser Zeit wässert in der ganzen Schweiz der Heiland, im Wallis aber wässern die Walliser selbst fast jeden Tag, in besonders trockenen Gebieten am Silvester zum letzten Mal im Jahr, am Neujahr zum ersten Mal.

vereinzelter Bauleute, deren Einsatz ums Leben als Opfer begriffen werden könne. Überlebt der einzelne die Arbeit, ist es gut, fällt er, wird er zum Opfer, das die Gesellschaft zu tragen bereit ist. So unerbittlich diese Vorstellung in der Anschauung sich zu Wort melden will, so streng hat man zu erwidern, dass es sich bei ihr um eine Unterstellung handelt, die in der Geschichte und der Struktur des Wallis kein Fundamentum findet. Das einzige, was sich im Umfeld dieses anstößigen Themas mit Fug diskutieren lässt, ist der Umstand, dass es wohl zum Wesen der Bisses gehört, dass sie überhaupt mit dem Opfergebaren korrespondieren. Es steckt dann nicht nur in der religiösen Vernunft, im mythischen Denken und Erzählen die Idee des Opfers, sondern es gehört dieses, das keineswegs auf einer falschen Seite mit dem Selbstopfer verwechselt werden darf, das ein individuelles Selbst entstehen lässt, indem es die primären Bedürfnisse opfert, immer schon zur ökonomischen Notwendigkeit als dem Ursprung der Anstrengung, die das Leben in dieser Landschaft preist. Es wäre ein Fehlschluss, von diesem Zwang in der gesellschaftlichen, dörflichen und korporativen Anstrengung hinüberzuwechseln zum systematischen Akt der Willkür, in der Privilegierte andere, seien sie körperlich Schwächere oder sozial Unterlegene, zum Eigennutz in missliche Lebenssituationen treiben würden. Denn der objektive Zwang lässt sich rational rekonstruieren, weil ihm auch heute administrativ begegnet werden muss – die Gewalt über einzelne ist eine Qualität der Kraft, die nur projektiv vorgestellt werden kann, dadurch selbstredend aber nicht als unmöglich von ihren Sünden freizusprechen wäre. Die unbändige Kraft, die der Bau und der Unterhalt der Bisses bedingte, zeigt erst dann etwas von ihrer ruhmreichen Qualität, wenn man sie mit der Mazze, dem Zeichen der Unbotmäßigkeit, in Verbindung bringt, in deren Schwung immerhin das schamlose Demonstrativum der Walliser Kraft in der „Öffentlichkeit“, die Burgen der falschen Obrigkeit, zu mahnenden Ruinen abgetragen wurden (das Zeugnis der Ruinen ist nicht der letzte Index der Qualität des Walliser Denkens, eigenproduzierte Fehler nicht über alle Maßen dulden zu wollen).

Eyholz, Visp, Visperterminen 12. 5. 1998

Trotzdem: Auch wenn einiges aufgeführt werden mag, worin das familiäre Dorfschaftsleben der Systematik des Gewaltmissbrauchs und der Dialektik von Herren und Knechten entzogen wird, weil durch die Not und die geringe Zahl der Wohnrechte alle den gleichen Geboten gehorchen mussten, ist es dem heutigen Gebrechlichen bei jedem gegangenen Schritt ein Rätsel mehr, unter welchen sozialen Umständen die Leiten einstmals gebaut, dann Jahr für Jahr von neuem instand gestellt wurden. Offenbar muss die Frage nach dem Verstehen der Bisses heute beziehungsweise nach ihrer Rätselhaftigkeit in die traditionelle Frage nach der Entfremdung und Verdinglichung eingebettet werden: So wie es immer weiter Technologien gibt,

die man blindlings einsetzt, ohne sie im mindesten zu begreifen, ist die Frage nach der Kraft und der Organisationsstruktur der mittelalterlich-neuzeitlichen Wasserleiten unbegreiflich. Es ist in diesem Sinne das Verhältnis neue Technik und Entfremdung nicht gar mehr einzig modern, wenn man sich der Frage nach der Kraft im Bau und alljährlichen Unterhalt solcher Konstruktionen wie der Wasserleiten stellt, die sich nicht zu einer Antwort nötigen lassen will. Das Zauberhafte, Verdinglichte, das auch Anstoß war für Sagen über den Bau sei es durch den Teufel selbst oder durch Hexer, inhäriert den Suonen objektiv, ist nicht romantisch projiziert.

Das Staunen und die Verzauberung bleiben also allen empirischen Anschauungen gegenüber resistent wie auch gegenüber dem, was sich historisch und technisch bereits hat textuell aufzeichnen lassen. Was aber liegt überhaupt vor?

Die bloße Anschauung der Verhältnisse treibt zur heiklen Frage, wie denn das Wissen über die Bisses in Gegenden zu transferieren wäre, wo der Charakter der Landschaft ähnlich, das Verhalten der Bevölkerung aber nicht auf eine optimale Wasserversorgung ausgerichtet sich zeigt, wo demzufolge das Wasser in der sozialen Reproduktion, d. h. im gewöhnlichen Alltag, wie aber auch in der Erhaltung des Pflanzenbestands und der Bodenbeschaffenheit mangelt. Die Bedingungen der Möglichkeit der Missionierung sind deswegen nur selten gegeben, weil der Walliser Wasserdrang, der ähnlich nur in den Pyrenäen und in Chile zu beobachten wäre, mit einer spezifischen Voraussetzung verschmolzen ist, die bezüglich der globalen Bevölkerung ganz offenkundig nicht verallgemeinert werden darf. Denn die Bisses wurden in alten Zeiten kaum je als Trinkwasserkanäle gebaut, weil die Dörfer sowieso nur dort sich breitmachten, wo Quellwasser vorhanden war; ihr Zweck war immer schon einzig der, die winzigen privaten und dorfschaftlichen Grasflecken zu bewässern, die das mehr als halbjährlich dauernde Überwintern der familiären Kuh mit Heu zu garantieren hatten. Die Milchprodukte der Kuh aber, und das ist die Schwierigkeit, sind wegen der unterschiedlichen genetischen Disposition nicht für alle Menschen in allen Weltgegenden gleich gut verdaulich. Das klingt komisch, ist aber bei der Einschätzung fremder Ökonomien ein ernst zu nehmender Faktor, der zur Einschränkung auf Nahrungsmittel und Tierfutter nötigt, die im Gegensatz zum Gras eine kontinuierliche Wasserversorgung gar nicht verlangen. Es darf dann nicht mehr erstaunen, dass die Frage nach der Wasserversorgung in solchen Gegenden, wo Milchprodukte nicht als Nahrungsmittel genutzt werden können, gesamtgesellschaftlich keineswegs so verbissen verfolgt wird wie im Wallis.

Als Bestandteil der Ökonomie waren die Wasserleiten immer schon auch Bestandteil des Systems des Rechts, das die Bezugsrechte und die Aufwandspflichten regelt. Da dieselben fürs ökonomische Überleben nicht nur der einzelnen, sondern der ganzen Dorfschaften grundlegend waren, wurden sie nach dem Akt der notariellen Abfassung als ein großes Gut in den Archiven geschützt aufbewahrt. Solche Urkunden über die einzelnen Bisses gehen weit ins 14. Jahrhundert zurück; selbstredend wurden sie im praktischen Alltag der Gesellschaft von gewitzigten Analphabeten durch Kerbzeichensysteme ersetzt, die auf Hölzern eingeritzt für jedes Jahr die Mengenangaben genügend präzise dokumentierten, die eine Familie noch schuldete oder zugute hatte. Ans Licht einer allgemeinen Öffentlichkeit treten die schriftlichen Rechtsurkunden bezüglich der Wasserläufe erst im 20. Jahrhundert. Der erste Text über die Bisses, derjenige von Leopold Blotnitzki, hat auf die Schriftstücke also noch nicht Bezug genommen, sondern nur die äußeren Merkmale der Leiten, die ihm die Dorfverwaltungen zukommen ließen, zusammenfassend festgehalten. Mit der Gründung der zwei Geschichtsforschenden Gesellschaften, in denen lateinkundige Priester federführend sich betätigten, werden die einzelnen Urkunden mehr und mehr auch auf deutsch und französisch diskutierbar. Ebenfalls Anfang des 20. Jahrhunderts findet das Dynamit, das schon fast fünfzig Jahre früher den Bau der

Und die schöne Literatur? Der Visper Pierre Imhasly motzt herzzerbrechend über den Maultierkult (von dem nur sehr wenig registriert werden kann, wenn man von außen her sich mit dem Wallis beschäftigt), Maurice Chappaz, der unterhalb des großen Bisse von Levron aufgewachsen war und einige Zeit als Rebbauer oder Rebgutverwalter arbeitete, ignoriert die Wasserfrage als Dichter, der lebendige Menschen charakterisiert, streift sie in Bille 1983, 19f als Dokumentarist nur kurz, der andere Maurice, Zermatten, will ein modern gelebtes Wallis zeigen (aber dass in einem nicht gelesenen Text eine Wasserleite das Thema abgibt, ist nicht unmöglich); Fux, der das Gebiet der gefährlichen Wässerwasser für Visperterminen als Förster wie seinen Hosensack gekannt haben musste, nimmt nicht einmal in seinen Wanderroutenbeschreibungen (1963) Stellung zu den brenzligen Wegen, die noch heute den Nordhang des Gebidem durchziehen. (Die außerschweizerische Großschnulze Heers noch aus dem letzten Jahrhundert war in seiner Zeit genau so erfolgreich, wie sie heute durch Falschheit zum Brechreiz nötigt – aber als Film offenbar gefällt.)

U-Bahn in London ermöglichte, Verwendung im Wallis. Dank dessen konnten die heißesten Passagen mittels kleinen, teilweise auch großen Tunnels (wie vom Nanztal nach Visperterminen, Andereggen 1991), entschärft werden. Man hat sich also vorzustellen, dass der Beginn der Zeit des Sprechens über die Leiten zusammenfällt mit ihrem Zusammenfallen überhaupt. Obwohl das Wasser, das heute an vielen Orten in Tunneln fließt, immer noch und im selben alten Ausmaße seinen Zweck zu erfüllen hat – neue Grundwasserbecken wurden nicht viele gefunden – kann das alte, tief beeindruckende Werk zu einem großen Teil nur in der historisierenden Reproduktion eingesehen werden. Mit Abstand die eindrücklichsten Fotos knipste Charles Paris aus Neuenburg anlässlich der allerletzten Ingangsetzung des Bisses von Savièse 1934, abgedruckt in Mariétan 1948 und Paris 1988. Diese alten Aufnahmen erscheinen technisch neu aufpoliert in den *Actes* 1995, zusammen mit anderen alten und neuen Fotos, eingefügt aber in die teils interessanten, andernteils eher wenig informierten Referatstexte über die Bisses sowohl im Wallis wie auch im Bündnerland und im Aostatal (wenn der Bahnhofvorstand von Ausserberg in einem Radiogespräch das Bietsch- und das Baltschiedertal miteinander verwechselt, ist das komisch – wenn solches in einer wissenschaftlichen Dokumentation geschieht, stiftet es Verwirrung). Da im Oberwallis östlich von Fiesch und Ernen sowie im Un-

Es wurden schon früher, jedenfalls Anfang 18. Jahrhundert, Sprengungen beim Wegbau durchgeführt, aber nur mit Schwarzpulver.

12. 5. 1998

terwallis westlich und nordwestlich von Martigny das Klima weit mehr Niederschläge durchlässt als im größeren anderen Teil des Rhonetales, existieren in jenen Gebieten nur kleine, eher gewöhnliche Wasserfuhren. Die Geschichte des westlichsten Bisses dokumentiert Berard 1982; über die östlichsten, teuflisch gefährlichen aus der Massaschlucht am Hang von Bitsch, Ried und Greich/Mörel gibt es noch keine Monographie. Eine große Sammlung über die Suonen an den exotisch-wüstenhaften Südhängen des Bietschhorns leistet, leider vom Verlag sträflich im Stich gelassen, Maurus Schmid 1994. Man hat in der Lektüre Mühe, selbständig zwischen dem Phantastischen und dem Glaubwürdigen unterscheiden zu können. Eine zentrale Frage betrifft das Chännilwasser, eine abstruse Suon, die teils nur als Sage durch die Jahrhunderte geistert, bei Schmid wie als erwiesener Bau aber zur Darstellung gelangt. Dieses Objekt sowohl der Sage wie der nicht minder phantastischen Technikgeschichte dient hier als Vehikel im schwindligen Versuch der Beantwortung der Frage nach den Grenzen der Möglichkeit des Baus von Wasserleiten im Gelände.

Man darf zur Kenntnis nehmen, dass im Ausserberger Dorfarchiv ein Dokument berichtet, bei der Instandstellung des Chännilwassers, der Suon aus dem Bietschtal nach Leiggern und Ausserberg, seien im Jahr 1311 zwölf Männer zu Tode gefallen. Ob die Leitung in früheren Jahren schon fertiggestellt war oder daraufhin noch fertiggestellt wurde, weiß man nicht. Was aber vorhanden ist und durch den Bergführerautor Maurus Schmid empirisch nachgeprüft werden konnte, sind Spuren des Baus, insbesondere in die Felswände geschlagene Löcher, Toggenlöcher, in welche

12. 5. 1998

die Tragbalken, die in der Natur krummgewachsenen Chrapfen, auf die die ausgehöhlten Baumstämme gelegt wurden, montiert wurden. Diesen Spuren gemäß soll es zwei Leitungen beziehungsweise den Versuch zum Bau von solchen gegeben haben: die eine ging knapp über den Nasulöchern der Wand entlang, die andere, die dieses Wasser auch noch nutzte, knapp unterhalb.

21. 4. 1998

29. 5. 1997

Was man sich vorzustellen hat, zeigen die Fotos, die entweder im Talgrund aufgenommen wurden oder bei Prag und bei Seilegge, einer etwas exponierten Stelle, die in den Fotos zum Bietschhorn von der anderen Rhonetalseite gezeigt wird. Auch die späteren Fotos des Bisse von Savièse und desjenigen von Montana sollen nur *erwägenswert* machen, ob eine so gefährliche Suon wie das Chännilwasser denkbar ist.

29. 5. 1997

Die doppelte Sage der Nasulöcher:
In alten Zeiten floss eine gute Quelle bei den Rote Chüe, in der Nähe der Färricha, der Schafpferche, als der Weinbau auf dieser Höhe auch schon Legende war (die Karte nennt das Gebiet auch Arbol, nach einem ebenfalls sagenhaften verschütteten Älpchen beziehungsweise eben auch des Winters bewohnten Dörfchen). Als eines Frühjahrs zwei Brüder wie üblich das Wasser zu teilen hatten, in eine Leitung nach Raaft und eine andere nach Leiggern, schlugen sich die beiden, weil sie sich über die Mengenanteile nicht einigen konnten, tot. Von da an versiegte die gute Quelle. Später wurde über das Wasser aus den Nasulöchern im

Bietschtal gerätselt. Dieser hinzugefügten Sage nach sollen die Ausserberger in die äußerst gefährlich gelegenen Löcher hineingegangen sein, wo sie das Wasser mit Hölzern und Mauern zurückzustauen versuchten, damit es statt ungenutzt ins Bietschtal wieder auf der Seite von Leiggern flöße. Kurz vor dem Jahr 1938 ging dann in der Tat ein Ausserberger hinein, und er sah: einen unterirdischen See, und nach einer halben Stunde Gehen am Ufer – die sagenumwobenen Balken samt den ausgemeißelten Rinnen zu deren Verankerung. Die Löcher sind vom Walliser Verein für Höhlenforschung untersucht worden; einen Bericht gibt es aber nicht. (M. Schmid 1994, 85)

Stephan Schmid schreibt schon 1928: „In den Jahren meiner priesterlichen Wirksamkeit in Ausserberg 1910–1924 haben die Ausserberger gewaltige Anstrengungen gemacht, sich eine vollständige Wasserversorgung zu sichern [die wegen Erdbeben ramponiert war]. Die Versorgung mit Wässerwasser gelang vollständig (…), die Trinkwasserversorgung jedoch konnte nicht gelöst werden, trotz Jahrzehnte langem Studium und vielen praktischen Versuchen. In diesen Jahren des Studierens und 'Wasserschmeckens' (…) wurde ich am 2. Februar 1920 darauf aufmerksam gemacht, dass am Schreebach [der aus den Nasulöchern kommt] ein tiefer 'Krachen' in den Berg hineinführe; niemand wisse, wie tief dieser Krachen sei. Nun stieg im kleinen Rate der Wassersucher rasch ein neues, herrliches Projekt auf: Schreebach durch einen Tunnel anbohren. Man wisse ja nicht, wie weit das Loch am Schreebach ins Bergesinnere führe; vielleicht käme man schon mit einem ganz kurzen Tunnel ans Ziel; der Schlund am Schreebach müsse untersucht werden etc. Bereits am 4. Februar gleichen Jahres stiegen unser 4 Mann: August Theler, Theodor Theler, Simon Kämpfen und ich, bergtüchtig ausgerüstet, in die steilen Felswände zum Schreebach und drangen unternehmungslustig in die ungeheure Felsennase vor. So fanden wir, was wie ein Titanenscherz in der Sage lag: Die Verbauungen der Ausserberger am Schreebach." (Stephan Schmid 1928, 439f)

30. 5. 1997

12. 5. 1998

Die Wege im Bietschtal sind in einem schrecklichen Zustand. Die beste Foto des Tals und des Laufes des Chännilwassers ergebe sich im Gebiet des Seileggens, wenn man dahin nur gelangen könnte. Überhaupt wäre die Wanderung von Hohtenn über Joli und Prag ins Bietschi und von da entweder über den Bärenfad nach Leiggern und Ausserberg oder durchs Tal wieder hinaus direkt nach Ausserberg oder Hohtenn eine der schönsten im Wallis, wenn einige Stellen, deren Gefährlichkeit nicht unterschätzt werden sollte, besser unter Kontrolle gehalten würden. Nicht besonders gefährlich, aber erwähnenswert sind ein Tritt zwischen der Jolialp und Prag und der ganze Hang von da hinunter nach der Rarnerkumme (als heutige Wanderroute ohne Bietschtal); gefährlich sind die Absturzpassage am Seileggeund der Bärefad, der wohl nur in Steblers Kopf spukte (Zeller 1958, 8 beschreibt ihn noch), aber auch, gänzlich unverzeihlich, zwei Stellen auf dem gewöhnlichen Bietschtalweg in der Nähe der Bachquerung (wo Wagemutige ein winziges Weglein zu den Nasulöchern begehen), die einen zwingen, in einer Siebentagevelorennenhaltung mit geschlossenen Augen senkrechte Hangabstürze zu passieren. Obwohl Bauten an diesen Stellen geleistet wurden, sind solche Stellen weder ahnungslosen Touristen noch den einheimischen Hirt-Innen zuzumuten.

Nasulöcher von Arbol

2. 10. 1999

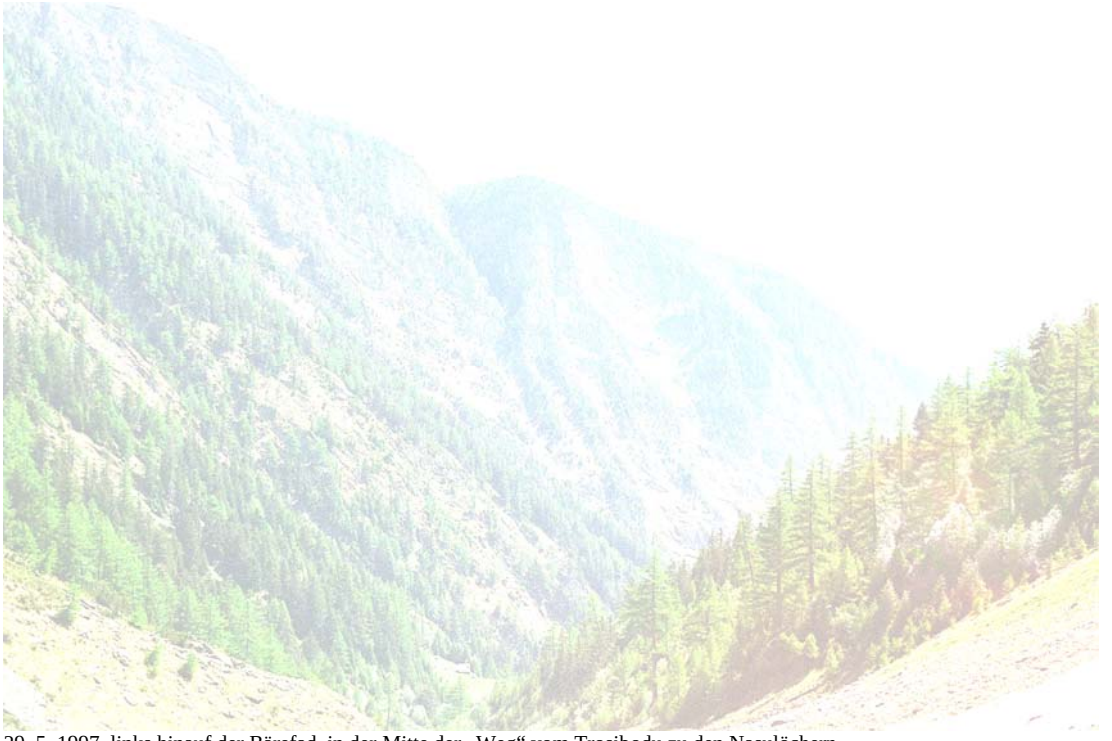
30. 5. 1997

„Der Weg von Leiggern ins Bietschtal steigt zunächst direkt nördlich über die Weide. In einer guten halben Stunde erreicht man den Bitzitorru [heute Trosibodu], einen bewaldeten Querkamm, wo man auf einmal das ganze Bietschtal mit dem majestätischen Bietschhorn vor sich hat [nur an einer hoch gelegenen Stelle sieht man frei von Bäumen ins ganze Tal]. Ein überwältigenderes… etc. Durch eine

steile, mit Gebüsch bewachsene Schlucht kann man [kann man?] vom Bitzitorru direkt ins Bietschtal hinabgelangen. Bequemer [hört! hört!] ist jedoch der Weg [sic] über den Bärenfad. Man steigt zu diesem Behufe auf dem Grate eine weitere Stunde über die trockene, mit uralten Tannen und Lärchen bewachsene Rinderalp empor und stößt dann auf den Bärenfad, einen passablen [sic!] Schäferweg [recte: eine miserable Schäferhundefährte], der durch die Brunnen und die Rigga bis ins Rämi führt. Eine am Weg liegende Höhle heißt das Bärenloch.“ (Stebler 1914, 36f) Mein Rat: trau keinem akademisierten Hirten, wirf’N zu den Rätseln dieses Lebens, aber laß’N laufn … über den Weg der senkrechten Schlucht mit den dürren Gebüschen als den einzigen Griffen. (Der Walliser Logiker Paul Ruppen, dessen Werke die Gebietsgrenzen zu massiv transzendieren als dass sie hier rezipiert werden könnten, der aber selbst in die Nasulöcher gestiegen war, von unten, und weit im Innern die Verbauungen studieren konnte, erzählt, die Ausserberger Touristenführer würden ab und zu, bei schlechtem Wetter, via Leiggern eine Klettertour von oben zu den Nasulöchern durchführen, mit vielen Haken und andern technischen Accessoires.)

Bitzitorru, Trosibodu 30. 5. 1997

Eine gute Einsicht in die Gefährlichkeit der Wand des Chännilwassers aus der Ferne ergibt sich von der Griebelalp her und vom Emshorn; noch weiter aus der Ferne aber mit der besseren Parallelität zur Wand vom Illhorn. Der freizügigste Blick in die Bietschtalspalte gewährt das Märetschihorn.



29. 5. 1997, links hinauf der Bärefad, in der Mitte der „Weg“ vom Trosibodu zu den Nasulöchern

Solche Konstruktionen wie am Schalpi, das von Mund oder Finnu her leicht in Augenschein zu nehmen ist – und selbstredend immer noch seinen Zweck, die Wiesen zu bewässern, erfüllen muss – hat man sich in der Wand des Bietschtals vorzustellen, erstellt vor mehr als 650 Jahren.

Der Chännel Schalpi der Wyssa bei Bodmen 13. 8. 1997

Die Gorperi aus dem Baltschiedertal bis zum Weiler Gorb bei Eggerberg ist in schneefreien Märzen und Oktobern, wenn kein Wasser fließt, auch mit Kindern begehbar, da die alten gefährlichen Stellen, auch das Meerheji, mittels kleinen Tunnels entschärft wurden. Meerheji war die Stelle, wo die ausgedienten Mären, die Rösser, zu Tode gestürzt wurden.

Auf der andern Talseite ist nur die Undra leicht begehbar, auch wenn Wasser fließt.

Meerheji der Gorperi 26. 3. 1997

Da es bekannt ist, dass das Niwärch 1381 in Betrieb war, weil in diesem Jahr die Wasserrechte durch einen notariellen Akt festgelegt wurden, von einem Kleriker aus der Diözese München (SAC 1981, 37), müssen die beiden unteren Suonen aus dem Baltschiedertal nach Ausserberg älter sein. Das Niwärch wird vom Alpenclub als ökomuseales Stück weiter unterhalten. Dass es für gewöhnliche Wanderer nicht begehbar ist, beweisen scheue Blicke auf es sowohl im hintersten Teil des Tales, den man über die Undra erreicht, wie im vordersten, wo die Suon nach Ausserberg abbiegt, in der Nähe des Tunnelausgangs.

Ausserberg mit Niwärch, Mittla und Undra 29. 3. 1998

Vor langer Zeit mussten sich die Schafbesitzer am Südhang des Bietschhorn über häufigen Diebstahl beklagen. Ein besonders gerissener Schafdieb, der viel große Beute machte und nie erwischt worden war, hatte wegen seines schlechten Lebens im Grab keine Ruhe finden können und irrte allezeit im Tal umher. Oft hörte man den Geist dieses Räubers, wie er in stürmischen Nächten von der Höhe, wo die Suonen ins Tal einbiegen, mit jämmerlicher Stimme hinunterschrie: „Hoh, leck, leck! Sä, sä!“ Er hieß darum der Hohleckbozen.

Als vor weit über 600 Jahren die Gogwärgeni für die Menschen die ersten Heiligen Wasser bauten, sangen sie: „Sunneschin, ja Sunneschin, macht die rüche Wasser fin.“ Das Gletscherwasser soll nicht kalt über die Matten fliessen, aber trüb und voll Gletschersand darf es ruhig sein: „Triebi Wasser, goldige Win! Grabt Gräbu und lassend‘s sin!“

Negi Goggwärgeni 23. 3. 1997

Ganze Doppelseite über den Bisse de Savièse 17. 5. 1998

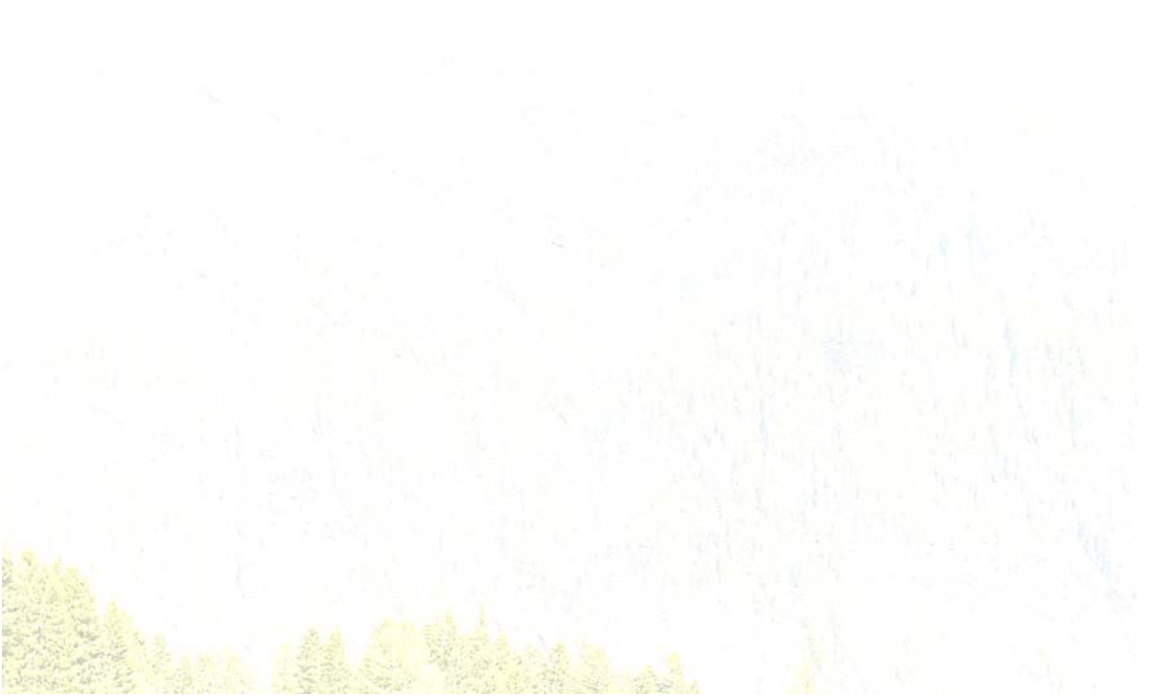
Nasulöcher wie im Bietschtal

Der Bisse von Savièse, Le Torrent Neuf, liefert endlich ein Indizienbeweisstück dafür, dass die alte Walliser Kultur keineswegs so autoritär strukturiert war, wie das Bild der Wasserleiten einen schlecht phantasieren lässt. Denn dieser Bau war nicht im anonymen Gemeinwerk erstellt worden, das den einzelnen zur Mitarbeit nötigt, sondern wurde, sozusagen, einem Team von spezialisierten Fremdarbeitern anvertraut, die über die ganze lange Zeit der Konstruktion durch die Form der Lohnarbeit von der gewöhnlichen Bauernarbeit freigestellt waren. Die Dokumente, die in Roten DuMoulin 1990, in Meriétan 1948 und in den *Actes* 1996 (Kaiser, der über die Namen stolpert und wiederum Roten DuMoulin) zur Sprache kommen, zeigen, dass 1430 die Gemeinden von Savièse und Sitten mit Arnold von Leukron, d. i. Leiggern, einen Vertrag über den Bau erstellten. Sein Vater (oder Großvater?), Peter Jakobus, war berühmt als der Konstrukteur des Niwärchs aus dem Baltschiedertal nach Ausserberg, 1381. Da im Jahr 1444 gemäß einer Urkunde der alte Bisse von Savièse, der viel zu wenig Wasser führte, aufgegeben wurde, weiß man von der Möglichkeit, dass der Bau des Torrent Neuf um die 14 Jahre gedauert haben muss.



Steht man als Tourist auf der anderen Talseite und beginnt langsam seinen Augen zu trauen, vielleicht weil die freundlichen Einheimischen mit feinem Pinot Noir nachgeholfen haben, werden die letzten Zweifel ausgeräumt: einer Gesellschaft, die solche Konstruktionen auf die Beine stellt und während 500 Jahren in Schuss zu halten vermag, ist auch ein Bau im wilden Bietschtal ohne Argwohn abzunehmen.

Ganze Doppelseite über den Bisse de Roh 18. 5. 1998



Mit Pas de l‘Ours Bildmitte knapp oberhalb der Bäume im Vordergrund

Der Bisse de Roh von Montana: Im Gegensatz zum Bisse de Savièse soll derjenige von Montana seit einigen Jahren wieder ohne Probleme begehbar sein, weil er mit neuen Materialien abgesichert worden ist. Schwierig scheint weniger der Gang im schwindligen Gelände als das Auffinden der Leitung selbst von Montana her, da einem die Wegweiser nur allzu leicht zum Pas de l‘Ours verführen, dem nicht ganz so heiklen Pendant zum Bärenfad im Bietschtal.

Der Bisse de Lens zieht sich weit unter dem Bisse de Montana den Felsen entlang durch die Schlucht. Er ist bereits in diesem Abschnitt für seine Gefährlichkeit berühmt, noch mehr aber wegen der weit herum sichtbaren Exponiertheit im Abschnitt unterhalb des Dorfes um den Châtelard herum.

Bisse de Lens

Alltag und Nacht in vorindustrialisierten Gesellschaften werden gewöhnlich als einigermaßen ruhig vorgestellt, wenn sie nicht gar als stille Gefilde in der Phantasie den Boden abzugeben haben. Wegen der Steilheit des Geländes waren im Wallis klopfend-klapprige Reitergespanne zwar nicht unvorstellbar, aber eher selten anzutreffen: neben dem Salztransport auf Wagen wurden Handelswaren wie Wein, feine Stoffe, Schmuck und Haushaltsgeräte auf Saum-, d. h. Lasttieren gesäumt, wofür sich weniger die Pferde als deren Kreuzprodukte Maultiere und Maulesel eigneten (Arnold 1947, Dubois 1965). Bis in die Generation von Fux dem Schriftsteller konnte sich im Gebiet Brig-Visp nur ein einziger Kutschenbetrieb als Familienunternehmen halten, der Reisen über den Simplon und die Furka bzw. die Grimsel organisierte. Waren die Dorfschaften somit, wenn man die Tierherden noch auf den Alpen wähnt, eher frei von Lärm, wie er auf dem Pflaster anderer Gesellschaften dröhnte und dröhnt? Weit daneben! Gerade die Funktionstüchtigkeit der stillen Wässer-Gewässer verlangte eine Installation, die wegen ihres Doppelcharakters, an einen Zweck gebunden zu sein und durch einen gewissen Gewöhnungseffekt eine gefühlige Stimmung zu erzeugen, die die Werbung heute kolonisiert, recht modern anmutet. Man hat sich vorzustellen das idyllische Eyholz neben dem winzigen Städtchen Visp oder dieses selbst, wie die BewohnerInnen ausgesetzt sind der Zeichengabe der Merkhämmer – dafür also, dass niemand eine Leitung sofort flicken gehen müsse, weil durch einen Bruch einerseits kein Wasser seinem Bestimmungsort zugeführt, andererseits unterhalb der Bruchstelle dasselbe Wasser schnell einmal großen Schaden anrichten würde – folgender monstruösen Anzahl Suonen: aus dem Gredetschi Richtung Birgisch 8 und Richtung Mund 14, aus dem Baltschiedertal Richtung Eggerberg und Lalden 5, Richtung Ausserberg mit Leiggern und Baltschieder 10, aus dem Bietschi nach Raron, St. German und Ausserberg 7, auf der eigenen Rhonetal-

Merkhammer 10. 4. 1999



4. 9. 1998

Suon für den Rohrberg 23. 5. 1998

seite aus dem wilden Nanztal hoch oben Richtung Visperterminen 2, etwas tiefer zum Rohrberg 1, schließlich unten nach Eyholz 1. War das nun ein Lärmen, bis zu 48 tätige Merkhämmer in allen Lüften, in allen Tempi, Klangfarben und Lautstärkegraden – oder haben wir zu sinnieren über den Ursprung der Minimalmusic nicht in Comics, Hamburgern und Coca Cola, sondern in der Mültikultur des streng überwachten Walliser Wasserwirtschaftswesens? Man kann auch heute noch etwas von dieser akustischen Szenerie aufschnappen, wenn es an langen Frühsommerabenden, wo der hohe Schnee noch keine ausführlichen Touren zulässt, gelingt, knappe fünfhundert Meter über dem Talgrund auf den letzten Zug warten zu dürfen und der Wind weniger das ohrenbeleidigende

Rohrberg, Visp 23. 5. 1998

Auf der Wyssa ins Gredetschi 13. 8. 1997

„D Wyssa ischt as leids Plagg gsi. Vor dera hewwer Angscht kä; da hewwer allerhand erläbt.“ Wie bei der Gorperi gibt es heute viele kleine Tunnels, gebaut 1929–1932. Und wie beim Niwärch aus dem Baltschiedertal gibt es als eigentlichen Wasser- und Wanderweg seit 1996 einen großen Tunnel ins Gredetschtal, der die Wyssa selbst zum ökomusealen Schmuckstück verniedlicht, das ungewohnten Innerschweizern allerdings schon mal Angst und Bange machen kann.

Produkt der Saucen von Shell, Esso, Tamoil etc. mehr emporträgt als vereinzelte, isolierte Trommelübungen aus verschiedenen Himmelsrichtungen, auch verzagte Übungen auf andern Instrumenten und Glockenschläglein aller Arten, inklusive, ideologisch wie ekelhaft auch immer, Schüssen aus dem Schießstand übers Tal. Das ist zwar keine Merkhammermusik mehr, aber auch keine schon der Dampfhammer aus dem Radio. Das lautliche Gebilde im großen Raum versetzt die zweckgebundenen Zielstrebigkeiten, selbst die des Schießens, außerhalb des Reiches der Zwecke, wo dieselben befragbar werden.



Über d‘Wyssa unds Gredetschi hinaus 25. 7. 1999

Visp, Raron/Turtig, Niedergesteln 29. 5. 1999

# Drittes Portrait: Das Bietschhorn (3934 m)

7. 8. 1998 7. 8. 1998

28. 6. 1998 Niwen, 1996

21. 10. 1998

6. 7. 1998

24. 5. 1999 2. 10. 1999

29. 5. 1997

2. 10. 1999 8. 7. 1997

31. 8. 1997 25. 7. 1999

25. 7. 1999

25. 7. 1999

17. 10. 1998

Baltschiedertal 1995 23. 9. 1997

# Analysefragment

Trotz der Inanspruchnahme aller möglichen Tricks, die dem Analyseobjekt Wallis erkenntnistheoretisches Recht widerfahren lassen sollen, indem sie subjektivistische Thematiken wie die nach ereignisgeschichtlichen Daten, historischen Leistungen einzelner Personen, Strukturbeschaffenheiten *für* den Tourismus, *für* die Folklore, *für* die Wirtschaft etc. umgehbar machen, erscheint im ganzen das, was zu erkennen wäre, reichlich dürftig, beinahe nicht der Rede wert beziehungsweise, am Ende des Sprechens, *nicht mehr* der Rede wert. Es scheint, das Erkennen einer Gesellschaft könne sich nicht mit dem Aufweis strukturaler Konfigurationen begnügen, sondern bedürfe eminent der Geschichte der kritischen Auseinandersetzung mit Phänomenen, die der Not der Natur und Ökonomie wie immer heute komisch als geistig zu charakterisierende entgegenstehen – eine Auseinandersetzung, die aber gerade wegen der brennenden Not, der Abwesenheit mäzenatischer Aristokratenfamilien und der Absorption durch ein strenges System des Kirchenglaubens gar nie möglich wurde.

Ein Grund dafür, keine Analysen über das Leben im Wallis heute zu machen, liegt im Umstand, dass das Leben im Dorf genau wie der Alltag in einem bestimmten, namentlich zu benennenden *Betrieb* analysiert werden müsste. Weil alles sowohl persönlich wie hierarchisch-organisatorisch miteinander verknüpft ist, teilweise gar, wo der Chef als Patron wirkt, wie in einer Familie, würde ein wertendes Urteil einem Eingriff und einer sehr frechen Einmischung gleichkommen, die in einer Betriebsanalyse der Chef zu unterbinden weiß, im Wallis aber in den Dörfern aggressiv auf brave schutzlose Häupter träfe.

Und doch birgt die Landschaft, wenn geschichtsphilosophisch das Geistige nur ausreichend geduldig transformiert wird, in ihrer ästhetischen Erscheinungsweise als Formation der Natur ein Genuss- und Erkenntnispotential, das abzuschöpfen dem einzelnen viel Zeit des Erlebens und der Erfahrung noch abverlangen wird. Es ist dies die Konstruktion eines Erkenntnisobjekts, die nicht durch einen äußerlichen Plan, durch ein Programm oder ein Projekt zu erreichen wäre, sondern eine gewisse zeitliche Kontinuität in der Erfahrung des spezifischen Wahrnehmens voraussetzt, eines Wahrnehmens, das wie eine Gabe des Lebens zu einem Augenaufschlag zu führen vermag, dessen Geschehen dem Subjekt zwar nie selbst bewusst ist, es aber doch als Erwachen und wie ein Erwachen in ein rätselhaftes Staunen geleitet, welches allein in der Möglichkeit der Reproduktion schon den Grund hat, Momente diskursiver, verbindlicher Erkenntnis herzustellen. Erst dann, wenn das Subjekt schon viel Anstrengung vollzogen hat, intentionslose im einzelnen, ist es, wie wenn die Natur erlösend die Augen aufschlagen würde und ihrerseits selbst zu sprechen begänne: das bin ich. Paradox zeigt sich in diesem freien Sprechen allerdings, dass die Landschaft immer als Schöne spricht und gewisse Materialitäten, nach denen das Wissen sonst strebsam forschte, am mitsprechen hindert. Es kann zwar die Schöne in ihrer Erscheinung und in ihrem Sprechen wahrgenommen werden – doch was sie wirklich zu sagen hätte bleibt abgründig, unergründlich, ja abschüssig am meisten in den Momenten, wo das Greifen nach ihr dem Ziel am nächsten zu kommen scheint.

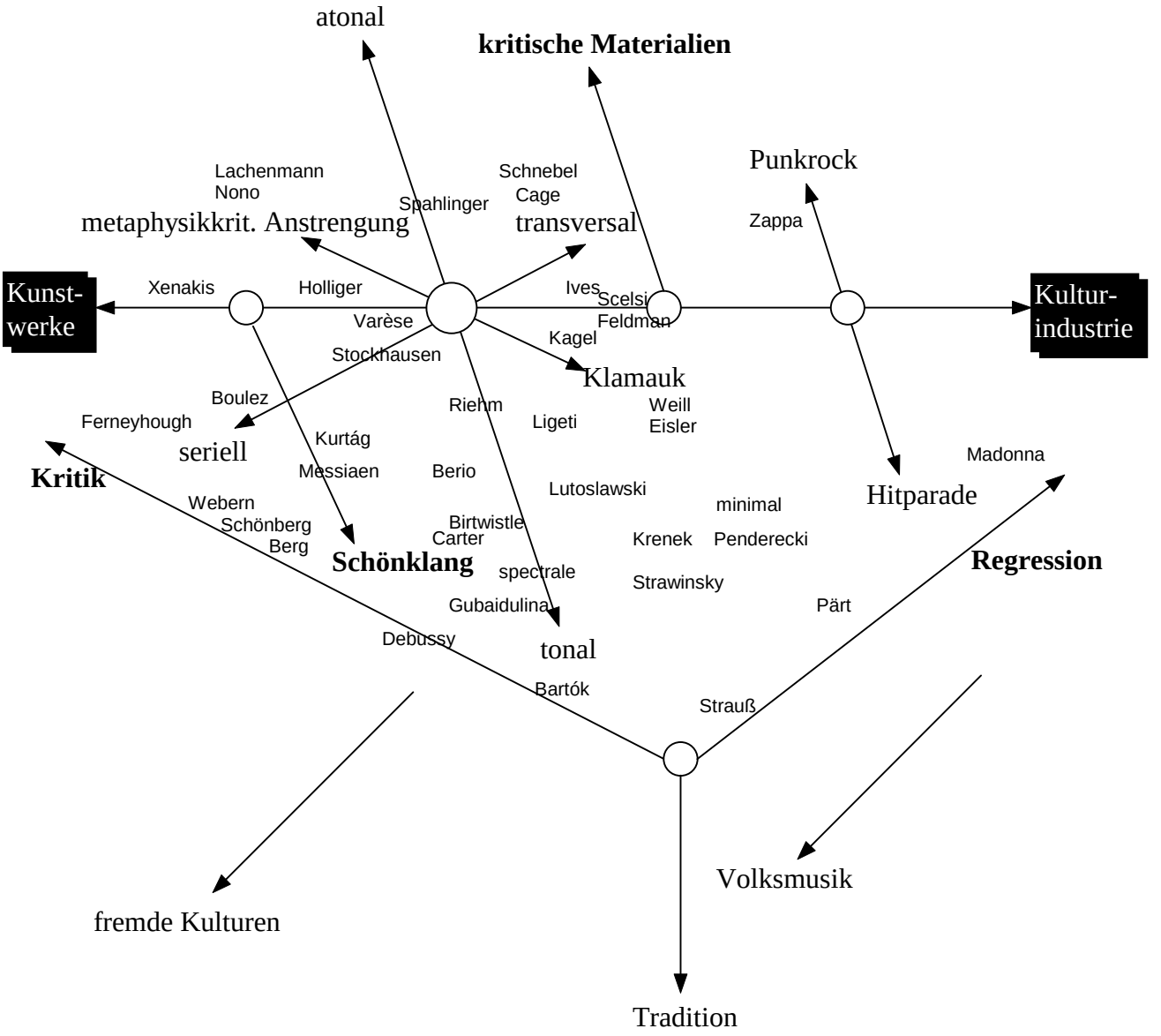
Wegen des fixen Kontinuums im schönen Reiz durchzieht den Aufenthalt in der

Natur als einem komplexen Gebilde die Unmöglichkeit, einzelne Wahrnehmungen mit dem Wahrgenommenen in eine gewissenhafte Übereinstimmung zu bringen. Doch ganz im Gegensatz zur Schönheit der Frau belässt der Reiz der Natur die tätige Vernunft in ihrer Gemächlichkeit, und in dieser selbstgenügsamen Verfassung spielt sie unverfroren mit den Einzelmomenten, *als ob* es ihr um Erkenntnis ginge. Jenen wird so begegnet, dass ihr Materielles nicht in einem unendlich unterteilbaren Raum erscheint, sondern immer schon in der Zeit – als Materialitäten der Geschichte, die sich weniger in ihrer Vereinzelung als mehr in komplexen Struktureinheiten zu entwickeln trachten.

Zum Modell solcher Erscheinungsweise von Schönheit, von dem her erst nachvollziehbar wird, was die Vernunft in der schönen Natur sucht, untersucht, anerbietet sich die Kunst, namentlich die Musik. Sie zeigt sich in materiellen Einzelgebilden, die nicht hauptsächlich als spektakuläre Einzelereignisse faszinieren sondern durch eine gewisse Kohärenz im Material, das gesellschaftlich-geschichtlich sich wandelt und das darin sein Wesentliches hat, mehrere Einzelwerke, gar die einer ganzen Epoche, in einer mehr oder weniger offenen Gesamtstruktur zu strukturieren.

In der Tat öffnet sich ein wundersamer Horizont, wenn der Strukturierung der Struktur der Walliser Landschaft, die als Natur man sich gewöhnlicher Weise chaotisch, also keinem Schematismus unterworfen vorstellt, heute begegnet wird wie der Strukturierung der Struktur in der seriellen Musik, die im Akt des Hörens, im akuten Akt der Wahrnehmung nicht zu entschlüsseln ist, gewissermaßen also chaotisch *erscheint*, obwohl nichts in ihr so wichtig ist wie der künstlerisch geschaffene Zusammenhang, das Konstruieren neu zu entdeckender musikalischer Welten.

Was aber ist vom Modell der seriellen Musik zu kennen, das als Leitfaden dient, die Walliser Landschaft ästhetisch zu entziffern? Wo immer der Musik mit Ernst begegnet werden kann, sind zwei Tendenzen gleichwertig eingelagert, a) die des objektiven *Materials* und b) die der subjektiven, diskursiven und normativen *Ästhetik*. Im geringsten kann von musikalischem Material gesprochen werden, wenn ein System der verwendeten Töne in Stimmungen oder rhythmischen Anordnungen beschreibbar ist (dies betrifft viele Musiken nichteuropäischer Kulturen), von Ästhetik, wenn die Grenzen des musikalisch Denkbaren und Möglichen in irgendeiner Form innerhalb der fraglichen Kultur thematisiert werden. Das Zusammentreffen sowohl 1. des Dranges zur Schriftlichkeit, der auch den Akt des Schöpfens von Musik, das Komponieren durchzieht, 2. einer komplizierten, wechselvollen Ästhetik von Geboten (dass die Melodien den Texten folgen sollen u. a.) und Verboten (insbesondere bis Anfang 17. Jahrhundert von individuellen Subjektivitäten beziehungsweise Affekten), 3. der vorzüglichen Aufführung der Musik in homogenen und distinkten Gruppen sowie 4. der Beschränkung auf eher wenige Tonreihen machte es in Europa möglich, dass die Musik nicht bloß sich peu à peu in schöner Beliebigkeit entfaltete, sondern quasi mit einer Logik geschichtlich entwickelte, um im temperierten Tonraum, der auf zwei beinahe unabhängigen Spuren *materiell* für die Praxis der musikalischen Reproduktion und *ideell* für die Herstellung komplexer Kompositionen schon seit längerem angestrebt war, eine Art innerer Bestimmung zu erlangen. Die Epoche der tonalen klassischen und romantischen Musik, die eine



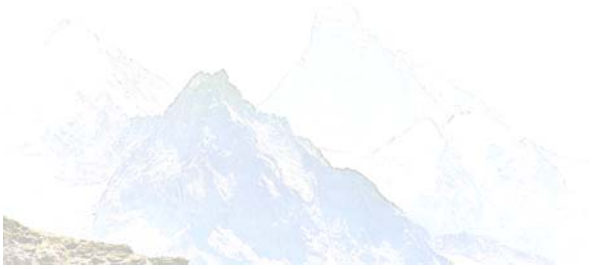

**Musik 2000**

immense Fülle komplexer, deutbarer Einzelwerke entstehen ließ, zerfällt dann in den genannten beiden Tendenzen alsbald gleichermaßen: auf dem Feld der Ästhetik wird allerspätestens nach dem Zweiten Weltkrieg eklatant, dass der souveräne subjektive Wille nur als gesellschaftlich produzierter zu verstehen ist, also in seiner Abhängigkeit von einer Gesamtkultur, die den Faschismus wenn nicht förderte so doch nicht rechtzeitig verwehrte – wird eklatant, dass eine Musik folglich nicht mehr weiter kompositorisch ins Werk zu setzen ist, die im Akt der Schöpfung alles von der Willkür des künstlerischen Subjekts abhängig macht; auf dem Feld des Materials steigern sich durch die gegebenen Möglichkeiten die Spannungen so weit ins

Unermessliche und Unentscheidbare – idealtypisch bereits im Tristanakkord – dass von alleine das Festhalten an der hierarchisierenden Ordnung der Tonalität obsolet erscheint. Die Idee der seriellen Musik ist nun nichts anderes als die Anstrengung der musikalischen Kunst, diese historischen Begebenheiten ernst zu nehmen, ohne die Musik selbst dadurch zu verraten, dass ihr unverbindlich begegnet würde. Wie die Grafik *Musik 2000* ausführlich nahelegt, indem sie den Oberbegriff des Seriellen bis fast in sein Widersprüchliches aufspaltet, können die Gebilde, die nun entstehen, in einer strengen Determiniertheit verfasst werden oder in beliebiger Weise freie Elemente mit enthalten: was ihnen gemeinsam ist, besteht im Ausschließen metaphysikanfälliger Momente wie der dialektischen Identität, die das Widersprechende zwanghaft unter eine verklärende Einheit setzt, der Wiederholung als dem Motor der Dialektik, dem Thematismus, der nur blufft mit der Meinung, der Sinn der Musik erschöpfe sich im Erfinden schöner Melodien etc. Vielleicht lässt sich die Idee der seriellen Musik sogar alleine von der Kategorie der Wiederholung her beleuchten, der sie mittels zweier kompositorischer Verfahren, der Verdoppelung und der Spiegelung, den Rücken kehrt. Verdoppelung und Spiegelung funktionieren in der seriellen Musik deutlich anders als die Kategorie der Wiederholung, die dialektisch zu Identitäten führt: zu distinkten Themen statt *thematischen Materialien*, zu funktionalen tänzerisch-körperlichen anstelle von *komplexen und überraschenden Rhythmen*, zu ökonomisch-zufälligen harmonischen statt *dynamischen Klängen*. Und genau so ist der Landschaft analytisch zu begegnen, als ob es darum ginge, die kompositorischen Elemente, wie sie von der seriellen Musik her bekannt sind, in ihr wieder zu erkennen. Da es keine Punkte gibt, Gesichtspunkte, von denen aus die ganze Struktur analysierbar wäre, besteht im „Analysieren“ eine Nötigung zum Fragment. Es ist die lange Erfahrung des Wanderns im Wallis, die zur Einsicht führt, dass die Landschaft niemals in einem Leben erfasst werden könnte, weil ihr nebst den topologischen Vielfältigkeiten immer auch klimatisch-jahreszeitlich-meteorologische und die davon abhängigen lichtmäßigen zukommen, die die Variationsmöglichkeiten ins Unendliche treiben, um in der durchgängigen Variation die Wiederholung von Identischem eben zu vermeiden. Wichtiger als der Vorgang der Deutung selbst, die den Charakter der täppischen Buchhaltung nie recht wird abstreifen können, ist das Bewusstsein über den Akt der Deutung. Denn der Einsatz der Begriffe, der erst Diskursivität herstellt, ist derart stark auf das Aufmerksame und die Totalität des Sinnlichen in der Wahrnehmung angewiesen, dass die Loslösung von ihr als dem Zweck der Diskursivität nur als Krücke gelingt, strenger der Not geschuldet als der angenehm dienliche Wanderstock. Das Zusammenstellen von Momenten der Analyse, das einzig darum geschieht, weil etwas erkannt werden soll, weil in ein reales Geschehnis das Recht auf Einsicht bereitgestellt werden soll, muss dann eben bitter streng unter diesem Defizit gesehen werden: dass das Abbild nur mit großer Verzerrung die reale Erfahrung ersetzt, weil der Raum, in dem die Wanderung vor sich geht, die zu den *Entdeckungen* führt, in der Reproduktion nicht mit enthalten ist. Das Normative im Diskurs über die Landschaft besteht dann weniger darin, sie so

Das Vorgehen des seiner selbst bewussten Fragments ist das Stöbern, in welchem eine ungreifbare Struktur aufgewirbelt wird wie Staub, um die nunmehr klar sichtbaren Momente festzuhalten.

zu sehen wie sie abgebildet und in der Anordnung der Abbildungen zusammengestellt wird, sondern in der Aufforderung, die Bilder der Landschaft in der Landschaft wahrnehmen zu gehen.


Obergabelhorn, Besso, Matterhorn, Mont Durand 6. 8. 1998

Dennoch lässt sich mit Trivialitäten anfangen, das Werk der Walliser Landschaft „deutend“ zur Sprache zu bringen. Denn drei Besonderheiten, die im Gesamtwerk wegen ihrer Exponiertheit und Schönheit für sich stehen wollen – als ausführliche Zwischenspiele im Gesamtgebilde – sind schon als Portraits vorgestellt worden: das Weisshorn, die Dent Blanche und das Bietschhorn. Zwei gleichwertige Gebilde fehlen noch, das Matterhorn, das aus finanziellen Gründen nicht in seiner Ganzheit gezeigt werden kann (was hier keinen Abbruch tut, da seine

Mischabel Ost 6. 9. 1998


Täschhorn, Dom, Südlenz, Nadelhorn, Stecknadelhorn, Hohberghorn 17. 10. 1998

Bilder längst im Schweizer Bewusstsein wie auch in dem von solchen, die an Ferien in der Schweiz Interesse zeigen, fest verankert sind) und die schöne Mischabel, deren Hauptspitzen Dom und Täschhorn zwar auch von Westen bewundert werden können (von der Bella Tola, dem Meidpass, dem Touno und von der Brinta), deren Gesamtbild aber für den braven, nicht waghalsigen Fußgänger nur von zwei

Mischabel, Matterhorn, Weisshorn 25. 7. 1999

Seiten her glänzt, von Osten und von Norden (die Westseite wird vom Weisshorn überdeckt, auf das zu steigen …).

Sind diese Einzel-

Mischabel Nord 8. 10. 1999

West: Dom, Täschhorn (mit Brunegghorn) 22. 8. 1999

gebilde erst mal richtig positioniert, im wandernden Bewusstsein der ganzen Landschaft, kann der Registrierung von Phänomenen in den Tälern und auf den Bergen freien Lauf gelassen werden, die auf irgendeine Weise sich aufeinander beziehen lassen.

Saltinaschlucht 25. 7. 1999

Die Gamsaschlucht, die vom Zug so gut einsehbar ist, kopiert die Saltinaschlucht und findet sich wieder, minimiert, im verdeckten Eingang zum Vispertal und in der ungeöffneten Turtigschlucht beziehungsweise Milibachschlucht Richtung Eischoll und Löübbach Richtung Unterbäch. Es fragt sich vielleicht, ob nicht alle Schluchten, die dieselben Felsen aufweisen, sich sowieso ähnlich sein müssen? – Sind alle tiefen Töne ähnlich? Nein. Die Schluchten sind erst dann da, wenn sie entdeckt werden; sie sind erst als perzipierte, wahrgenommene, erst dann, wenn man die Entsprechungen in der aufmerksamen, wahrnehmenden Wanderung herstellt.

Gamsaschlucht mit Nanztal und Rohrberg 17. 6. 1999

Je bekannter die Aussichtsberge Illhorn und Touno sind, weil sie bestiegen werden, desto unverhoffter verblüfft, wie stark gleichförmig ihre Gestalten im Nordwesten erscheinen.


Illhorn 8. 11. 1998

Le Touno 6. 8. 1998

Ein heikler Aussichtspunkt ist das Eggerhorn. Beim Aufstieg von Ernen zeigt es schnell seine Spezialität, das Bietschhorn umfassend auszudeuten. Über Fiesch positioniert sich etwas aufgeblasen der Stockhorngrat, der scheinbar zurückhaltend sich Distelgrat nennen lässt; da er hier nicht zum Bietschhorn hinaufführen kann, ist dasselbe hinter ihn gerückt, als ob mit den Materialien fototechnisch Unfug getrieben würde. Die Formen gehen weit über den Charakter der Ähnlichkeit hinaus – sie sind sie als identische Kopien. Bald schon zeigt sich auch das Wiwannihorn, solange es jedenfalls mit Schnee gefüllt ist; auch dieses, das hier aufgetrennt ist in das Kleine und das Große Wannenhorn, steht in der Bildebene fahrlässig verschoben: das Bietschhorn also nun zuhinterst rechts als Finsteraarhorn, der Stockhorngrat zuvorderst links (aber ohne Krebs, folglich normal nach links verlaufend), das Wiwannihorn zwischen diesen beiden Ebenen. Sind einmal die Widerstände gegen fehlplazierte Schneeresten, vor denen ein korrekt Vernunftbegabter *immer* zurückweicht, gegen die Steilheit und die Abschüssigkeit, schließlich gegen die aufdringliche Unschlüssigkeit des Adlerauges überwunden, enthüllt das Eggerhorn so viele Bietschhörner, dass die Konzeption des Wallis als serielle, antimetaphysische Partitur, in welcher Erfahrungen gegen die Zwanghaftigkeit des Metaphysischen gesammelt werden könnte, in ihr Gegenteil zu kippen droht: Wenn neben dem



Wannenhörner und Finsteraarhorn, im Mittelgrund der Distelgrat 1. 7. 1999

Finsteraarhorn 1. 7. 1999

Nesthorn 1. 7. 1999

Gersthorn, Bietschhorn (darunter Greich) und Nesthorn 11. 10. 1999

Bietschhorn selbst noch das Nesthorn (als Abschluss des Gredetschtals), das Aletschhorn und das Finsteraarhorn als identische Strukturmomente wahrzunehmen sind und im Sparrhorn das Wiwannihorn wie auch in seinem namenlosen langen Fortsetzungsgrat zum Nesthorn noch der Stockhorngrat erscheint (plastischer allerdings von der Nordflanke des Folluhorns oberhalb Rosswald), ebenso wie schon erwähnt die Wannenhörner das Wiwanni imitieren und der Distelgrat den Stockhorngrat – dann ist der ganze Horizont derartig mit Materialien der Wiedererkennung vollgestopft, dass eher von einem minimalistischen Strukturgebilde gesprochen werden müsste als von einem seriell organisierten (und sei es nach identifizierbaren Formeln abgeglättet), das das hierarchische, metaphysische Ordnen von Wichtigem und Nebenläufigem, dessen Wesen immer nur darin bestanden hat, das Wichtige klarer hervortreten zu lassen, *um* das andere geringzuschätzen, praktisch-modellhaft zu kritisieren hätte. Es quält an diesem Ort die Frage, gegen die sich doch alles dasjenige richtet, welches Gesellschaftliches im Raum situieren und diesen Raum der Natur als ästhetisch verstehbar – diskursiv – begreifen will, ob man es hier noch mit der paradiesischen Vielfältigkeit des Wallis zu tun hat oder bloß doch nur mit dem etwas simplen Phänomen des Effekts einer einheitlichen geologischen Forma-

Hockenhorn 21. 10. 1998

Aletschhorn 17. 10. 1998

Roti Chumme mit Alpjuhorn und Schilthorn 30. 5. 1998


Kistenhorn 16. 7. 1999

tion, in der geschichtsphilosophisch nichts zu erkennen wäre, weil alles in dem positivistisch zu registrierenden Umstand gründet, dass die Einheitlichkeit der Masse bei regelmäßigen Einwirkungen fraktalidentische Strukturgebilde freisetzt.

Gersthorn mit Mälchgrat 30. 5. 1998

Gerade weil vom Eggerhorn so viel zu erkennen, wieder zu erkennen und zu identifizieren ist, täuscht dieser Aussichtspunkt über die Möglichkeiten der Erkenntnis in der Landschaft Wallis überhaupt.

Gänzlich falsch wäre der Schluss, das Bietschhorn sei eben eine derart *gewöhnliche* Ausbildung, dass es nicht zu umgehen ist, sie als Element der Wiederholung in der Landschaft vorzufinden. Seine Strukturierung könnte komplexer nicht sein. Steht man ihm von Süden gegenüber, sei es auf der March beim Augstbordhorn, sei es unten in Eischoll oder weiter westlich auf dem Ergischhorn – nie gelingt es, die ganze Skulptur in den Griff zu bekommen, weil seine Teile sich im Akt der Besonderung zu übertrumpfen bestreben. Sosehr man die Grate in der West-Ost-Perspektive als aufeinander bezogene Elemente zu identifizieren vermag, sosehr beharren die Tal- oder vielmehr Schluchtgebilde auf ihrer wundersamen Eigenständigkeit (nur die Abwärtskrümmung in den Mündungen,

Gredetschtal, Aletschgletscher 25. 7. 1999

die vom Joli bis zum Gredetschi gleichermaßen unzugänglich sind, ist mit Abschwächung im letztgenannten Tal allen eigentümlich). Die Fülle der Ereignisse im Detail, die bald schon mit dem Chaos zu konkurrieren vermögen, lässt einen im Zweifel darüber, ob man es überhaupt mit einem einheitlichen Gebilde zu tun hat, wie das Bietschhorn in seinen Wiederholungen vom Eggerhorn dem Wandernden mit Penetranz doch erscheinen will.

**Zusätze zur Bietschhornskulptur:**

a) Im Bietschhorngebilde, den Sonnenhalden am Lötschberg, gibt es nicht nur strukturelle Korrespondenzen in Berg und Tal, sondern, recht abgelegen der gängigen Wanderwege, im mikroskopischen Analysebereich auf den Pfaden selbst: die unangenehmen Platten als oberste Endungen der Eschwände, die man von Prag zum Seilegge queren muss, erscheinen, teils angenehmer, teils noch heimtükischer, auf dem Nachbarsgrat im Grenzbereich des Bitzitorrus und dem sagenhaften, äußerst steil plazierten Dorf Arbol.



Gersthorn 11. 10. 1999

b) Der Grat des Bitzitorru (= Trosiboden) schließt auf etwa 1000 Meter Länge eine 1000 Meter hohe Wand ab, in deren Mitte das Chännilwasser um die Wende 13. / 14. Jahrhundert geflossen haben soll (oder wo im mindesten die Anlagen zu bauen versucht wurden). Auf einem Viertel seiner Länge wird er durch einen Hag abgesichert, der in seiner Konstruktion an den wundersamen, einzigartigen Hag des Pas de l'Ours bei Montana erinnert – dessen Alter aber, den Örtlichkeiten entsprechend als wie aus Zeiten des Chännilwassers erscheint.

c) Ein kluges Hören der Landschaft auf der Schaflischmatte zwischen Rosswald und Folluhorn erfasst deutlich, wie beim Bietschhorn es sich um nichts anderes handelt als um die aufgeblasene gespiegelte Gestalt des Gersthorns.



Weisshorn 25. 8. 1999

Eine Besonderheit zeigt der Tsavolire, indem von hier die Westwände der drei Einzelmotive der Kette im Abschluss des Val d'Anniviers identisch erscheinen, des Weisshorns, des Zinalrothorns und des Obergabelhorns (von hier aus zeigt sich

klar, wie das Triftjoch, das der Sage nach als Übergang von Zermatt nach Zinal gedient haben soll, aus einer veritablen Kletterwand besteht).

Zinalrothorn, Besso 25. 8. 1999

Triftjoch, Wellenkuppe, Obergabelhorn 25. 8. 1999

Vom Meretschihorn her zeigen sich die Leuker Sonnenberge mit Guttet, Bratsch bis Jeizinen, vom Torrenthorn bis zum Niwen als Lightversion der Sonnenhalden am Lötschberg. Allerdings enthüllt sich diese wunderschöne Skulptur in ihrer vollen

Pracht weder vom Illhorn noch vom Emshorn, sondern eitel einzig vom Meretschi, das hinwiederum nur auf einem Flagellantenweg sich verabschieden lässt: der Zugang von Chandolin via Illhorn und dem farbenverliebten Illsee ist vielversprechend, der Abstieg nach Agarn und Susten lang und langweilig, weil der dichte Wald kein einziges Mal einen Blick in die Landschaft erlaubt.

Man könnte noch das Rothorn erwähnen als Aussichtspunkt für die Leuker Sonnenberge, aber sein Erreichen auf dem Grat der Bella Tola ist einigermaßen abschüssig, ganz zu schweigen über die Leitern vom Rotse her oder gar vom Schwarzhorn.

Selbst der Illgraben, ansonsten doch ein schroffes einzelnes Mahnmal des Oberwallis, hat ein Pendant, zu sehen im Unterwallis Richtung Ost, L'Ardève bei Leytron.

Man könnte noch sprechen vom Kleinen Matterhorn, das einerseits das große bewunderte imitiert, mit einer Wendung, andererseits im Pierre Avoi gespiegelt wird, der selbst aus den Fenstern der schnellen internationalen Züge des Rhonetales betrachtet werden kann.

Man könnte noch – neue Bergschuhe sich kaufen lassen.
Etc. usw.

Hohbitzu mit Weisshorn und Wiwanni 1995

Über die Seen zu sprechen wäre vielleicht auch nicht schlecht.

Maidsee: Gässispitze, Barrhorn, Bruneggh., Bish., Weissh., Gälus Häupt, Zinalroth. 30. 8. 1999

# Fahrten von Bern

| | | Fotos |
|---|---|---|
| 23. März 97 | Ausserberg, Undra, Eggerberg. | 9 |
| 26. März 97 | Mund, Eggen, Gorperi, Baltschiedertal, Undra, Ausserberg. | 10 |
| 31. März 97 | Mund, Eggen, Schlangenweg, Ausserberg. | 5 |
| 2. April 97 | Staldenried. | 5 |
| 10. April 97 | Mund, Horumatte, Eggerberg. | |
| 18. April 97 | St-Luc, Alp Tounot, Tignousa, Remointze, Chandolin. | |
| 2. Mai 97 | Mund, Eggerberg. | |
| 8. Mai 97 | Mund, Eggerberg. | |
| 26. Mai 97 | Ausserberg, Leiggern, Trosiboden, Gärste, Lerchwald, Tennbiel, Milacher, Ausserberg. | |
| 29. Mai 97 | Ausserberg, Bietschtal, Bärenfad (missglückter Versuch), Nassi Pletsche, Ausserberg. | 31 |
| 30. Mai 97 | Hohtenn, Tatz, Joli, Prag, Hohtenn. | 21 |
| 4. Juni 97 | Birgisch, Gredetschtal, Mund. | 15 |
| 6. Juni 97 | Bürchen Post, Ze Gärweru, Saal, Grischiga, Schene Bode, Zer niwu Schir, Holz, Pfammatte, Egga, Breitmatte, Eischoll, Ifil, Nieders Ried, Lunggi, Gampel. | 36 |
| 10. Juni 97 | Belalp, Nessel, Foggenhorn, Birgisch. | 30 |
| 15. Juni 97 | Chandolin, Illhorn, Les 4, Tignousa, Chalet Blanc, St-Luc. | 70 |
| 25. Juni 97 | Moosalp, Augstbordhorn, Moosalp. | 36 |
| 2. Juli 97 | Binn, Äbnimatt, Ausserbinn, Ernen. | |
| 8. Juli 97 | Ausserberg, Undra, Eril, Hohnalpe, Eggerberg. | 37 |
| 9. Juli 97 | Moosalp, Augstbordhorn, Moosalp. | 20 |
| 20. Juli 97 | Evolène, Lana, Arzinol, Vendes, La Crêtaz, Euseigne, Vex. | 36 |
| 6. August 97 | Mund, Brischern, Mälchgrat, Chastler, Eggerberg. | 36 |
| 13. August 97 | Mund, Wyssa, Gredetschi, Bodma, Mund. | 18 |
| 29. August 97 | Gspon, Waldweg, Studersädolti, Alpji, Gebidem, Visperterminen. | 18 |
| 30. August 97 | Gspon, Höhenweg, Sädolti, Sitestafel, Gebidem, Nanztal, Brig. | 10 |
| 31. August 97 | Mund, Brischern, Mälchgrat, Mund. | 50 |
| 5. September 97 | Ausserberg, Grieläger, Spirgilla, Ausserberg. | |
| 8. September 97 | Evolène, Niva, Les Farquesses. | 36 |
| 11. September 97 | Gspon, Sitestafel, Grat, Gebidum, Visperterminen. | 24 |
| 14. September 97 | Visperterminen, Gebidem, Visperterminen. | 24 |
| 17. September 97 | Moiry, Sorebois, Moiry. | 24 |
| 21. September 97 | Fafleralp, Grundsee. | 24 |
| 23. September 97 | Fafleralp, Gugginberg. | 25 |
| 27. September 97 | Crêt du Midi, La Brinta, Vercorin. | 20 |
| 29. September 97 | Zinal, Cabane de Tracuit, Zinal. | 30 |
| 2. Oktober 97 | Zinal, Montagne de La Lé 2600 m, Petit Mountet, Zinal. | 25 |

| | | Fotos |
|---|---|---|
| 4. Oktober 97 | Chandolin, Illhorn, Chandolin. | 26 |
| 5. Oktober 97 | Moosalp, Augstbordhorn, Moosalp. | 50 |
| 8. Oktober 97 | Gspon, Saas Grund. | |
| 18. Oktober 97 | Les Farquesses, Niva, Les Farquesses. | 35 |
| 1. November 97 | Gspon, Sädolti, Sitekumme vereist, Gspon, Riedji, Staldenried. | 30 |
| 4. November 97 | Mund, Brischern, Mälchgrat, Mund. | |
| 16. November 97 | Mund, Chastler, Eggerberg. | |
| 18. November 97 | Eggerberg, Gorbji, Mund. | |
| 22. November 97 | Eggerberg, Gobji, Hobielti, Wald hinauf zum Weg, Richtung Burg, Gorbji, Stadel, Lalden. | |
| 23. November 97 | Mund, Bodmen, Finnen, Wier, Gorbji, Strasse Eggen-Eggerberg. | |
| 25. November 97 | Zeneggen, Visp. | 25 |
| 29. November 97 | Ausserberg, Niwärch, zurück auf Undra, Eggerberg. | 14 |
| | *Jahreswechsel und Filmwechsel* | |
| 3. März 98 | Ausserberg, Niwärch, zurück auf Undra, Eggerberg. | 6 |
| 10. März 98 | Visp, Alba, Visp, Baltschieder, Undra, Ausserberg. | 20 |
| 13. März 98 | Ausserberg, Niwärch, Ausserberg. | |
| 18. März 98 | Visp, Hohtenn, Nassi Bircha, Stalden, Rieben, Visp. | 19 |
| 21. März 98 | Eggerberg, Gorbji, Finnen, Mund. | 5 |
| 29. März 98 | Mund, Honegge, Finnen, Eggen, Schlangenweg, Undra, Ausserberg. | 20 |
| 21. April 98 | Hohtenn, Eschji, Fischtere Wald, Hohtenn. | 15 |
| 23. April 98 | Mund, Eggerberg. | 3 |
| 29. April 98 | Mund, Eggerberg. | |
| 8. Mai 98 | Zeneggen, Wandfluh, Raron. | 7 |
| 12. Mai 98 | Hohtenn, Prag, Seilegge, Hohtenn. | 8 |
| 17. Mai 98 | Daillon, Pomeyron, Daillon, Mayens de Conthey, Bisse, Mayens de My, Ture, Pomeyron, Daillon, Erde. | 18 |
| 18. Mai 98 | St-Romain, Pra Combère, St-Romain. | 18 |
| 23. Mai 98 | Brig, Schratt, Stockgräben, Schratt, Mattustafel, Cholbodini, Brig. | 7 |
| 30. Mai 98 | Ausserberg, Grieläger, Ausserberg. | 30 |
| 13. Juni 98 | Ausserberg, Undra, Eggen, Gorbji, Eggerberg. | 18 |
| 15. Juni 98 | Gamsen, Rohrberg, Äntschi, Gamsen. | 17 |
| 18. Juni 98 | Montana, Crans, Pas de l’Ours, Tseuzier, Bisse de Sion, Anzère. | 12 |
| 20. Juni 98 | Les Farquesses, La Niva, Alpage de l’Etoile, La Couta, Les Faches, Ouartse, Lac Bleu, La Gouille. | 20 |
| 24. Juni 98 | Zinal, Richtung Mountet, 3/4 um Besso herum*, Zinal. | 30 |
| 28. Juni 98 | Ferden, Niwen, Ferden. | 20 |
| 4. Juli 98 | Montana, Cry d’Err, Bella Lui, Vermala, Montana. | 16 |
| 6. Juli 98 | Moosalp, Augstbordhorn, Moosalp. | 36 |

* Schnee und zu wenig Zeit.

| | | Fotos |
|---|---|---|
| 10. Juli 98 | Gspon, Visperterminen. | 1 |
| 12. Juli 98 | Gamsen, Rohrberg, Ara, Rieben, Visp. | 30 |
| 18. Juli 98 | Montana, Cabane des Violettes, Bella Lui, Chetseron, Montana. | 37 |
| 6. August 98 | St-Luc, Tounot, St-Luc. | 47 |
| 7. August 98 | Ferden, Niwen, Ferden. | 27 |
| 12. August 98 | Rosswald, Südhang, Folluhorn, Nordwestweg, Rosswald, Ried-Dorf. | 1 |
| 16. August 98 | Iffelalp, Rawylseeleni, Tseuzier, Anzère. | 6 |
| 20. August 98 | Gspon, Chiebode, Wyssgrat 2371 m, Sädolti, Sitestafel, Rüspeck, Oberi Site, Brunnen, Visperterminen. | 4 |
| 25. August 98 | Grächen, Gasenried, Grathorn, Mittelberg, Galenberg, Miesboden, Domhüttenweg, Grüengarten, Tierfäd, Kienhüttenweg, Randa (Schwarzfahrt). | 50 |
| 27. August 98 | Zinal, Cabane d'Arpitetta, Zinal, Mottec. | 31 |
| 30. August 98 | Moiry, Col de Torrent, Villaz. | 37 |
| 1. September 98 | Moosalp, Augstborderi, Läger, Embd, Stalden. | 3 |
| 4. September 98 | Moosalp, Läger, Embdbach, Wolfstola, Jungen, St. Niklaus, Zug bis Kalpetran, Stalden. | 15 |
| 6. September 98 | Saas Almagell, Höhenweg, Saas Grund. | 30 |
| 9. September 98 | Mattmark, Monte Moro Pass, Mattmark. | 8 |
| 18. September 98 | St-Luc, Les Girettes, Les Pralics, auf Strasse nach Ayer, La Navisence, Les Morasses, Le Berger de La Navisence, E'werk, Mayoux, Vissoie. | 11 |
| 20. September 98 | Mattmark, Eismeer*, Monte Moro Pass, Eismeer*, Mattmark | 30 |
| 23. September 98 | Rosswald, Nordwestweg, Folluhorn, Südhang, Rosswald. | 7 |
| 14. Oktober 98 | Vissoie, Mailloux, Pinsec, Navisence bis neues Kraftwerk, Fang, Soussillon, Niouc, Chippis, Sierre. | 26 |
| 17. Oktober 98 | Rosswald, Folluhorn, Talstation. | 46 |
| 21. Oktober 98 | Jeizinen, Gridji = Ober Fesel, Oberi Meiggen, Faldumalp, Ferden. | 30 |
| 23. Oktober 98 | Mund, Mälchgrat, Eggerberg. | 7 |
| 27. Oktober 98 | Mayens de Sion, Mayens de l'Ours, Hérémence, Vex, Sutor. | 28 |
| 2. November 98 | Sion, Montorge, Sion. | 9 |
| 6. November 98 | Aigle, Aigle. Bex, St-Maurice. Mex, St-Maurice. | 20 |
| 7. November 98 | Martigny, Croix. Ravoire, Sur le Mont, Sommet des Vignes, La Bâtiaz, Martigny. | 13 |
| 8. November 98 | Montana, Plonmachit, Aprili, Aminona, Les Echerts, Mollens, Venthône, Les Anchettes, Muraz, Sierre. | 15 |
| 10. November 98 | Martigny Manoir. | |
| 8. Dezember 98 | Leukerbad. | |
| 15. Dezember 98 | Chemin dessous (bei Martigny). | 12 |
| | | |
| 16. März 99 | Leysin, Prafandaz, Leysin. | |
| 23. März 99 | Martigny, Gianadda, Turner. | |

* Nur dank wanderpsychologischem Support.

| | | Fotos |
|---|---|---|
| 10. April 99 | Ausserberg, Lalden. | 4 |
| 28. April 99 | Vercorin, Mayoux, Grimentz, Gougra, Grimentz. | 2 |
| 7. Mai 99 | Mund, Bodma, Finne, Eggerberg. | 5 |
| 9. Mai 99 | Hohtenn, Tatz, Spielbode, Hohtenn. | 4 |
| 16. Mai 99 | Hohtenn, Tatz, Spielbode, Hohtenn. | 2 |
| 18. Mai 99 | Hohtenn, Laden, Hohtenn. | 2 |
| 23. Mai 99 | Hohtenn, Laden, Hohtenn. | 3 |
| 24. Mai 99 | Ergisch, Obermatte, Tschorr, Senggalp, Eischoll. | 20 |
| 29. Mai 99 | Hohtenn, Laden, Loch, Griebje, Dorf, Riedmatte, Kreuz, Hohtenn. | 30 |
| 17. Juni 99 | Mund, Brischer West, Chiematte, Bettchrüz, Brischer Ost, Mund. | 10 |
| 23. Juni 99 | Leysin, Prafandaz, La Rionda, Leysin. | 10 |
| 24. Juni 99 | Leysin, Prafandaz, La Rionda, Leysin. | 15 |
| 1. Juli 99 | Ernen, Waldkapelle, Frid, Eggerhorn (steil*), Binn („Rentnerweg“). | 15 |

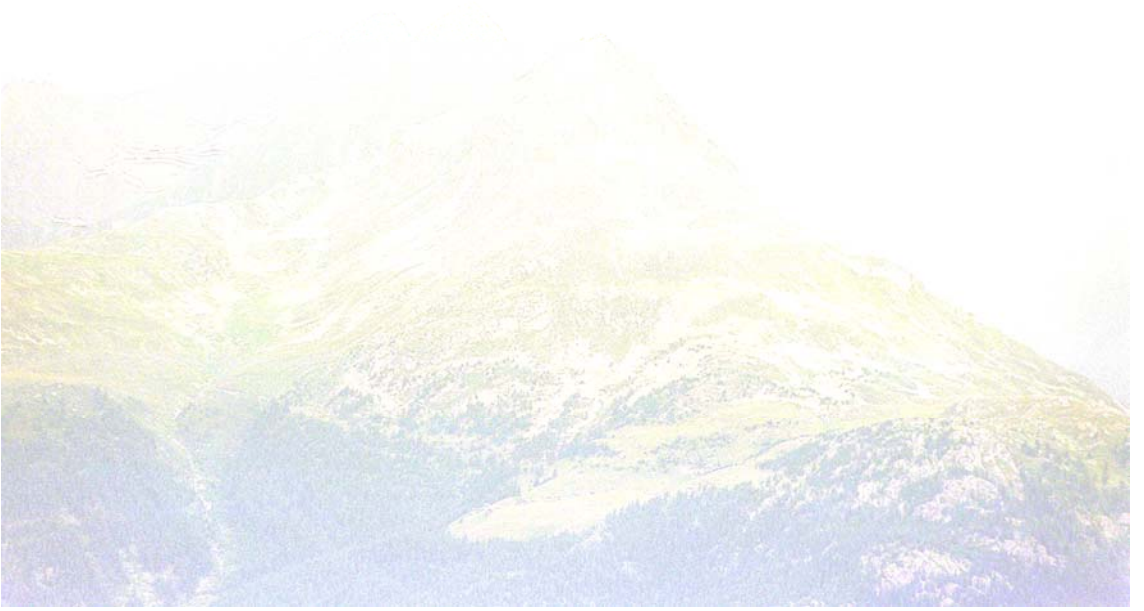
Gar düstere Flanken für den braven Wanders-mann, für die brave seltene Wandersfrau.

Eggerhorn 4. 7. 1999

| | | |
|---|---|---|
| 4. Juli 99 | Grengiols, Furggerchäller (Breithorn), Grengiols. | 7 |
| 7. Juli 99 | Eischoll, Trogmatte, Chriesmatte, Oberhischru, Strygge, Meigge, Undri Eischollalp, Obri, Skiliftende, Ze Tschongu, Sängtelli, Ergischhorn, Ze Tschongu, Tschorr, Obri Senggalp, Meigge, Eischoll. | 20 |
| 16. Juli 99 | Goppenstein, Faldum, Niwen, Faldum, Ferden. | 5 |
| 25. Juli 99 | Mund, Chastler, Brischeru, Chiematte, Gärsthalte (Ost), Gärsthorn, Brischeru, Chastler, Finnu, Eggerberg. | 25 |

* Wie ein hämischer Geier segelt der Jungadler hautnah um den Grat hervor, der ins Rappental abstürzt, da der Wanderer alle Finger ins Kurzhaargras oder in den festen Wüstensand krallt und mit abgegriffenen Sohlen, mehr mit der ganzen jämmerlichen Körperfläche sich am Steilhang überm Schneefeld zu halten bemüht.

| | | Fotos |
|---|---|---|
| 27. Juli 99 | Sunnbühl, Schwarenbach, Daubensee, Schwarenbach, Sunnbühl. | 25 |
| 19. August 99 | Gspon, Giw, Visperterminen. | 3 |
| 22. August 99 | Crêt du Midi, La Brinta, La Rauja, Le Chequet, Grimentz. | 12 |
| 25. August 99 | Trogne, Eison, Tsalet, L‘A Vieille, Bella Luette, Tsavolire, Cabane Becs de Bosson, Col des Becs, La Tsarva, Bendolla, Le Chequet, Grimentz. | 20 |
| 30. August 99 | St-Luc, La Roja, Meidpass, Meidsee, Pas de Boeuf (letzter Weg Erasme Zuffereys), Bortertälli, Vorsass, Griebelalp, Grifileggini, Oberems. | 14 |
| 1. September 99 | Les Haudères, Veisivi, Roc Vieux, Veisivi, Les Haudères. | 14 |
| 10. September 99 | Oberems, Grifileggini, Emshorn, Oberems. | 10 |
| 27. September 99 | Chandolin, Illhorn, Illsee, Parilet, Meretschihorn, Meretschialp, Agarn, Susten. | 5 |
| 2. Oktober 99 | Ausserberg, Leiggern, Trosiboden, Arbol, Öugstchumme (Umkehren wegen schlechten Weges), Arbol, Leiggern, Biela, Milachru, Ausserberg. | 26 |
| 6. Oktober 99 | Leuk, Güetij, Budilij, Güetij, Leuk. | 10 |

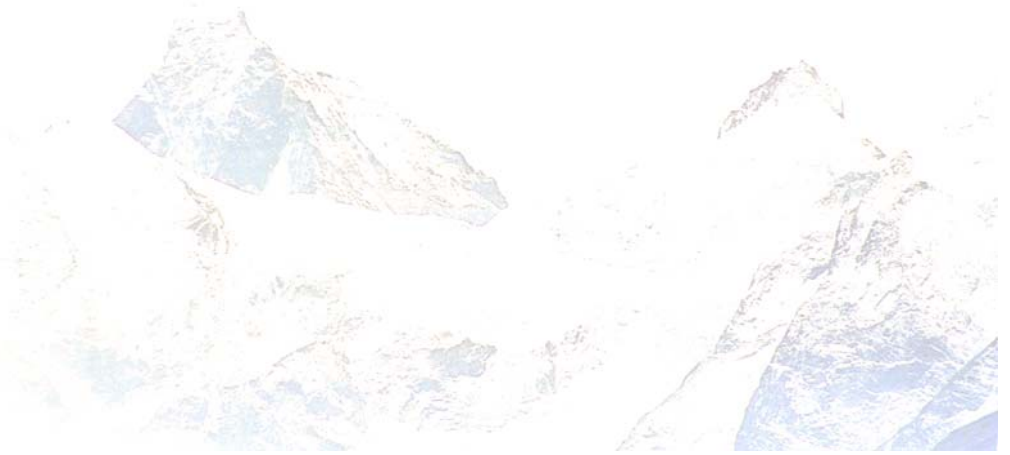


Gärsthorn 19. 8. 1999

| | | |
|---|---|---|
| 8. Oktober 99 | Mund, Äbi, Horumatte, Chrüz, Brischern, Kastler, Finnen, Eggerberg. | 8 |
| 11. Oktober 99 | Rosswald, Saflischmatte, Saflischpass, Tanzbode, Bru, Furggchäller, Breithorn, Grengiols. | 11 |

15. 10. 1999

| | | |
|---|---|---|
| 15. Oktober 99 | Zinal, Lirec, Barneuzea, Alpage de Nava, Hotel Weisshorn, Chalet Blanc Tignousa, Par di Modzes, Chandolin. | 11 |
| 16. November 99 | Mund, Chastler, Eggerberg. | 13 |
| 18. November 99 | Visp, Eyholz, Lalden, Station (in „drei gezielten Kehren wird das gesamte produktive Wiesland zwischen dem Dorf Lalden und der BLS-Station erschlossen“, P. Jossen 1979, 91). | 1 |



Mont Duran, Matterhorn, Pointe de Zinal 15. 10. 1999

# Literatur

(Auswahl: der komplette Bestand lässt sich aufstöbern, nicht selten von einer unruhigen Leserschaft mit Scribbeleien verwüstet, in der Schweizerischen Nationalbibliothek (ehemals Landesbibliothek), mittels Orts- und AutorInneneingabe im elektronischen Suchregister.)


*Actes du colloque international sur les bisses. Sion 15 – 18 septembre 1994*, in: Annales Valaisannes, Bulletin annuel de la Société d'histoire du valais romand, 2e série 70e Année 1995

Klaus Aerni, *Die Passwege Gemmi, Lötschen und Grimsel. Topographie, Teichographie und Geschichte der Weganlagen*, Ts. Bern 1971

Gerda Altpeter, *Die Zeit der Reformation im Wallis*, Sitten 1992

Georges Amoudruz et al., *L'arche perdue. Georges Amoudruz à Vercorin*, Sierre 1988

Klaus Anderegg, *Durch der Heiligen Gnad und Hilf. Wallfahrt, Wallfahrtskapellen und Exvotos in den Oberwalliser Bezirken Goms und Östlich-Raron*, Diss. Basel 1979

Klaus Anderegg, *Ausserberg. Dorf und Weiler. Der alte Baubestand*, Ausserberg 1983

Klaus Anderegg und Thomas Antonietti, *Törbel. Eine Kulturlandschaft im Vispertal*, Brienz 1987

Stephan Andereggen, *Visperterminen zur Zeit des Tunnelbaus*, Brig 1991

Thomas Antonietti, *Eggerberg und sein Triel*, Visp 1988

Thomas Antonietti und Marie Claude Morand (Hrsg.), *Valais d'émigration. Auswanderungsland Wallis*, Sion 1991

Thomas Antonietti (Hrsg.), *In Fels und Firn. Bergführer und Bergsteiger in Geschichte und Gegenwart*, Kippel 1994

Peter Arnold, *Der Simplon. Zur Geschichte des Passes und des Dorfes*, Brig o. J. [[1]1947]

Peter Arnold, *Licht und Schatten in den 10 Gemeinden von Östlich-Raron*, Mörel 1961

Peter Arnold, *Kaspar Jodok Stockalper vom Thurm (1609 – 1691), Bd. I Der reiche Stockalper, Bd. II Der Große Stockalper*, Mörel 1972 [I [1]1951, II [1]1953]

Werner Bätzing, *Die Alpen. Entstehung und Gefährdung einer europäischen Kulturlandschaft*, München 1991

Marius Bagnond, *Crans-sur-Sierre, Montana-Vermala*, Sierre 1981

Ursula Bauer und Jürg Frischknecht, *Grenzschlängeln. Routen, Pässe und Geschichten. Zu Fuss vom Inn an den Genfersee*, Zürich [3]1997 ([1]1995)

Otto Bayard, *[Über Kretinismus]*, in: Walliser Jahrbuch, 46, 1977

André Beerli, *Wallis*, o. O., o. J.

Nonchine Behbahani, *Paysages rêvés, paysages vecus dans La Nouvelle Héloïse de J. J. Rousseau*, Oxford 1989

Werner Bellwald, *Zur Konstruktion von Heimat. Die Entdeckung lokaler „Volkskultur" und ihr Aufstieg in die nationale Symbolkultur. Die Beispiele Hérens und Lötschen (Schweiz)*, Diss. Sitten 1997

Clément Berard, *Bataille pour l'eaux. 500 ans d'une lutte sans trêve ni merci [Bisse du Levron]*, Sierre [3]1982

Stefan Biffiger, *Ludwig Werlen. Das Werk. Verzeichnis seiner Gemälde und Zeichnungen*, Brig 1978

Stefan Biffiger, *Ludwig Werlen. 1884 – 1928*, Brig 1984

S. Corinna Bille, Maurice Chappaz, Edmond et René Bille, *L'Aventure de Chandolin*, Lausanne 1983

Thérèse Bille et al., *Le Bois de Finges et son Rhône. L'une des plus belles pinèdes d'Europe*, Sierre 1980

Hermann Biner, *Hochtouren im Wallis. Vom Trient zum Nufenenpass*, Bern 1994

Rudolf Bitter und Peter Mathis, *Wallis*, München 1994

*Blätter aus der Walliser Geschichte*, hrsg. vom Geschichtsforschenden Verein von Oberwallis, 1890ff

Aegid Bloetzer, *Gemeinde und Kirche von Ferden. Mahner von Menschen- und Gotteshand: Strebe dem Himmel zu*, Ferden 1964

Hans Bloetzer, *Der Kanton Lötschen*, Langnau 1986
Hans Bloetzer, *Ferden im Lötschental. Geschichte, Genealogie, Brauchtum, Poesie. 25 Jahre Pfarrei Dreifaltigkeit*, Ferden 1989
Leopold Blotnitzki, *Über die Bewässerungskanäle in den Walliser Alpen*, Bern 1871
Henning Böhme, *Weitwanderwege der Walliser Alpen. Gletscherfreie Routen im Norden und Süden des Alpenhauptkammes*, München 1989
Marc-Théodore Bourrit, *Description des Alpes Pennines et Rhétiennes*, Tome 1, Genève 1781
Marc-Théodore Bourrit, *Description des glacières, glaciers et amas de glace du Duché de Savoie*, Genève 1977 ([1]1773)
Maurice Brandt, *Walliser Alpen, 6 Bde.*, Lausanne 1993
Annette Brette, *Sierre and the Val d'Anniviers. A geographical study of an emerging area*, Nottingham 1974
Ludwig und Philippe Bridel, *Kleine Fußreisen durch die Schweiz*, Zweiter Teil, Zürich 1798
Philippe Bridel, *Essai statistique sur le Canton de Vallais*, Zürich 1820
Mirjam Britsch, *Wallis im Wandel*, Bern 1994
Eduard Brogli, *Das intertemporale Stockwerkeigentumsrecht der Schweiz am Beispiel des Kantons Wallis*, Diss. Fribourg 1985
Georg Budmiger, *Erschmatt (Wallis). Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie der inneralpinen Zone*, Diss. Bern 1970
Casimir Bumiller, *Die Autobiographie von Thomas Platter (1499 – 1582). Ein psychoanalytischer Beitrag zur Biographik des 16. Jahrhunderts*, in: Hedwig Röckelein, *Biographie als Geschichte*, Tübingen 1998
Marcel Burri, *Erkenne die Natur im Wallis: Die Gesteine*, Martigny 1992
Jacques Calpini, *Sion autrefois*, Sion 1975
Davide Camisasca und Giuseppe Garimoldi, *Cervino Monte Rosa 360°*, Ivren 1996
Peter Canisius, *Summa doctrinae christianae [Katechismus]*, Venedig 1559
Peter Canisius (anonym), *Himmlischer Lehrmeister, Oder: Christlicher Underricht deren Dinge, welche zur Erlangung ewiger Seeligkeit nutzlich und vonnöthen seynd. Darinnen dann die Elteren ihre Kinder, die Seel-Sorger, Hausväther und Frawen ihre Undergebene underweisen sollen*, Luzern [um 1668]
Peter Canisius, *Katechismus nach dem Inhalt der kleinen fünf Hauptstücke V. P. Petri Canisii, Betragen zum Gebrauch der kleinern und größern Jugend und anderer Rechtgläubigen. Mit Gutheißung und Befehl Seiner Hochfürstlichen Gnaden Herrn Herrn Moritz-Fabian Roten, Bischof von Sitten*, Sitten 1838, Réedition Sierre 1997
Louis Carlen (Hrsg.), *Schriften des Stockalper-Archivs in Brig*, Fribourg 1963, Brig 1964ff
Louis Carlen, *Kultur des Wallis im Mittelalter*, Brig 1981
Louis Carlen, *Studien zur kirchlichen Rechtsgeschichte*, Fribourg 1982
Louis Carlen, *Kultur des Wallis 1500 – 1800*, Brig 1984
Louis Carlen, *Walliser Rechtsgeschichte. Ausgewählte Aufsätze*, Brig 1993
Louis Carlen und Gabriel Imboden (Hrsg.), *Kaspar Jodok von Stockalper und das Wallis. Beiträge zur Geschichte des 17. Jahrhunderts*, Brig 1991
Félix Carruzzo und Raymund Wirthner-Zeller, *Nostalgisches Wallis*, Chapelle-sur-Moudon 1995
Maurice Chappaz, *Eloge de Savièse* [Werbeschrift für einen Weinproduzenten], Sion 1966
Maurice Chappaz, *Die Walliser. Dichtung und Wahrheit*, Bern 1968
Maurice Chappaz, *Rinder, Kinder und Propheten*, Zürich 1976
Maurice Chappaz, *Die Zuhälter des ewigen Schnees. Ein Pamphlet*, Zürich 1976
Maurice Chappaz, *Lötschental. Die wilde Würde einer verlorenen Talschaft*, Frankfurt am Main 1979
Maurice Chappaz, *Haute Route*, Zürich 1984
Maurice Chappaz, *Die hohe Zeit des Frühlings* (1944), *Testament der oberen Rhone* (1953), *Gesang von der Grande Dixence* (1965), Zürich 1986
Paul de Chastonay, *Im Val d'Anniviers. Ein Buch der Heimatkunde*, Luzern 1939
Paul de Chastonay, *Vercorin. Le vieux village*, Genève 1996 ([1]1943)

Michel Clavien, *50ème anniversaire de la fanfare Union Venthône*, Venthône 1995
Jean-Marc Coloz et Bernard Crettaz (Hrsg.), *L'Echo des Alpes, 1886 – 1986, La Fanfare de Vissoie, Centenaire*, Vissoie 1986
Olivier Conne, *La contrée de Sierre, 1302 – 1914*, Sierre 1991
Alain Cordonier, *Das Wallis im Buch*, Sitten 1995
Bernard Crettaz, *Histoire et sociologie d'une vallée de haute montagne durant le 19e siècle*, Genève 1979
Bernard Crettaz, *Un village suisse. Le temps, la mémoire, la mort et les dires de Robert Rouvinez, paysan, organiste et conteur à Grimentz*, Sierre 1982
Bernard Crettaz et al., *Zinal, défi à la montagne. Etudes et documents*, Zinal 1989
Bernard Crettaz und Yvonne Preiswerk (Hrsg.), *Das Land, wo die Kühe Königinnen sind*, Visp 1992
Bernard Crettaz, *La beauté du reste. Confession d'un conservateur de musée sur la perfection et l'enfermement de la suisse et des alpes*, Genève 1993
Bernard Crettaz, *Musée d'Etnographie de Genève. Au-delà du Disneyland alpin. La Collection A-moudruz*, Ivrea/Turin 1994
Michel Darbellay, *La Haute-Route: Chamonix – Zermatt – Saas Fee*, Lausanne 1987
Christine Détraz und Philippe Grand, *Les histoires qui meurent. Contes et légendes du Valais*, Sierre 1982
Max de Diesbach, *L'Abbé Jean Gremaud, Recteur de l'Université, Président de la Société de l'histoire du canton de Fribourg*, in: Gremaud 1898
Marco Dini, *Regionale Entwicklungsvoraussetzungen im Wallis. Verifikation einer Methode und Versuch einer kritischen Würdigung*, Diss. Brig 1975
W. und U. Dolder, *Das Wallis*, Köln 1986
André Donnet, *Burgen und Schlösser im Wallis*, Olten 1963
André Donnet und Jean Marclay, *Le pays de Monthey autrefois*, Martigny 1977
Paul Dreyfus, *Extremes auf Skiern. Sylvain Saudans Erstbefahrungen*, Wien Berlin 1970
Alain Dubois, *Die Salzversorgung des Wallis 1500 – 1610. Wirtschaft und Politik*, Diss. Winterthur 1965
Karl Dürr, *Völkerrätsel der Schweizer Alpen. Walser, Wikinger, Sarazenen*, Bern 1953
*Ecrivains valaisans d'aujourd'hui = Walliser Schriftsteller heute*, hrsg. vom Walliser Schriftsteller-Verein, Euseigne 1984
*Eggerberg. 50jähriges Jubiläum Musikgesellschaft Findneralp Eggerberg 1930 – 1980*, Eggerberg 1980
Ewald Eichenberger, *Beitrag zur Terminologie der Walliser „bisses"*, Diss. Aarau 1940
Anke Engelhardt, *Zu Goethes Rezeption von Rousseaus „Nouvelle Héloïse"*, Rheinfelden 1997
Adeline Favre, *Ich, Adeline, Hebamme aus dem Val d'Anniviers*, Zürich 1982
Arthur Fibicher, *Walliser Geschichte, Band 1, Von den ersten Bauern zu den Alemannen*, Sitten 1983
Arthur Fibicher, *Walliser Geschichte, Band 2, Hoch- und Spätmittelalter*, Sitten 1987
Arthur Fibicher, *Walliser Geschichte, Band 3.1, Die Neuzeit. Ereignisse und Entwicklungen 1520 – 1991*, Sitten 1993
G. Ingle Finch, *Eine Monte Rosa-Überschreitung*, in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, 54, 1919
G. Ingle Finch, *The maiking of a mounteneer*, London 1924
Anton Karl Fischer, *Die Hunnen im schweizerischen Eifischthale und ihre Nachkommen bis auf die heutige Zeit*, Zürich 1896
Symphorien Florey, *Légendes et réalités du Val d'Anniviers*, Sierre 1974
Jean Follonier, *Avant l'oubli…Histoires de veillés*, Sierre 1983
Julius Fröbel, *Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninischen Alpen*, Berlin 1840
Sigismund Furrer, *Geschichte, Statistik und Urkundensammlung über Wallis*, 3 Bde., Sitten 1850 und 1852
Adolf Fux, *Scholle und Schicksal*, Bern 1942
Adolf Fux, *Die Horlowiner Sippe*, Basel 1952

Adolf Fux, *Im Ring der Berge*, Bern 1953
Adolf Fux, *Wilde Fluten*, Basel 1954
Adolf Fux, *Lachendes Wallis*, Basel 1959
Adolf Fux, *Kleine Familienchronik*, Visp 1962
Adolf Fux, *Vispertäler*, Bern [3]1963
Adolf Fux, *Ausgewählte Erzählungen*, hrsg. von Sieglinde Gertschen, Brig 1984
Bernard Gagnebin, *Rousseau et le Valais*, in: Vallésia 21, 1966
Bernadette Gaspoz, *Le Val d'Hérens à la Belle Epoque*, Genève 1994
Anton Gattlen (Hrsg.), *Notizen aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Walliser Malers Lorenz Justin Ritz (1796 – 1870)*, Sitten 1961
Anton Gattlen und L. & G. Aliprandi, *Das Matterhorn im Bild*, Brig 1979
Anton Gattlen, *Druckgraphische Ortsansichten des Wallis, 1850 – 1899 und Nachtrag 1600 – 1849*, Brig 1992
Pierre Germond und Henri Maître, *Le Val d'Hérens*, Vex 1997
Grégoire Ghika, *Le „Mémoire sur le Valais" (1749) de Pierre de Chaignon, résident de France*, in: Vallésia 21, 1966
Bruno Gisi, *Soziologisch-philosophische Betrachtungen zum Problem der Schweizerischen Bergtäler*, Diss. Basel 1960
Johann Wolfgang von Goethe, *Goethes Walliser Reise 1779*, Naters 1974
Jean Gremaud, *Nécrologes de Sion et de Granges, Chartes Sédunois, Catalogues des Eveques de Sion*, in: Mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande, 18.2, Lausanne 1863
Jean Gremaud, *Documents relatifs à l'histoire du Vallais [!]*, 8 Bände mit 3080 Nummern, in: Mémoires et documents publiés par la société d'histoire de la Suisse Romande, 29–33, 37–39, Lausanne 1875–1898
Eugen Gruber, *Die Stiftungsheiligen der Diözese Sitten im Mittelalter*, Diss. Fribourg 1932
Marcel Guinand, *La Légende d'Anniviers*, Pièce en 4 actes et en vers, Sion 1903
Josef Guntern, *Beitrag zu einer Oberwalliser Literaturgeschichte. Hausarbeit*, Ried-Brig 1957
Josef Guntern, *Adolf Fux*, Visp 1968
Josef Guntern, *Hundert Jahre Geschichtsforschender Verein vom Oberwallis*, in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 20, 1988
Josef Guntern, *Walliser Sagen*, Olten [8]1991
Willy Gyr, *Le Val d'Anniviers. Vie traditionelle et culture matérielle basées sur le patois de Saint-Luc*, vervollständigt und hrsg. von Rose-Claire Schüle, Basel und Tübingen 1994
Jacob Christoph Heer, *An heiligen Wassern*, Wetzikon 1977 [[1]1898]
Paul Heldner et al., *Zur Geschichte von Salgesch*, Naters 1982
Edmond van Hoorick, *Wallis. Täler und Berge*, Frauenfeld 1982
Heinrich Husmann, *Zur Geschichte der Meßliturgie von Sitten und über ihren Zusammenhang mit den Liturgien von Einsiedeln, Lausanne und Genf*, in: Archiv *für* Musikwissenschaft 22, 1965
Adrian Imboden, *Die Produktions- und Lebensverhältnisse der Walliser Hochgebirgsgemeinde Embd und Möglichkeiten zur Verbesserung der gegenwärtigen Lage*, Brugg 1956
Dionys Imesch, *Das Freigericht Ganter*, in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 3, 1902
Ludwig Imesch, *Das Oberwallis im Bild*, 3 Bde., Brig 1978 – 1983
Marianne-Franziska Imhasly, *Katholische Pfarrer in der Alpenregion um 1850. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des katholischen Pfarrers im Oberwallis*, Diss. Fribourg 1992
Pierre Imhasly, *Hier, wo ich bin*, in: Merian 12, 21, 1968
Pierre Imhasly, *Sellerie Ketch up & Megatonnen*, Bern 1970
Pierre Imhasly, *Hérémence Beton*, Lausanne 1974
Pierre Imhasly und Armin Karlen, *Visp. Variationen und Etüden*, Brig 1976
Pierre Imhasly, *Widerpart. Fuga mit Orgelpunkt vom Schnee*, Zürich 1977
*Im Dezember 1980 verlieh die Gemeinde Visp ihren ersten Kulturpreis an den Schriftsteller Pierre Imhasly*, o. O., o. J.
Pierre Imhasly, *Corrida. Der spanische Stier und sein Fest*, Bern 1982

Pierre Imhasly, *Alfons Studer oder ein Eros in allen Dingen,* Bern 1984
Pierre Imhasly, *Gottfried Tritten: der Berg, das Meer, dazu Nereiden als Gipfelstürmer,* in: Gottfried Tritten et al. (Hrsg.), Gottfried Tritten, Brig 1987
Pierre Imhasly, *Rhone Saga,* Basel 1996
Arnold Imhof, *Inwiefern ist Adolf Fux ein Heimatschriftsteller?,* Liz. Fribourg 1966
Konrad Imseng, *Saas-Thal. Zur Urgeschichte des Saas-Thales,* Saas Fee 1973
Werner Imseng et al., *100 Jahre Pfarrei Saas-Fee,* Naters 1993
Hanns In der Gand, *Pfeiferweisen aus dem Eifischtal,* in: Schweiz. Archiv f. Volkskunde, XXXI, 1931, H. 1
Urs Jaeggi, *Berggemeinden im Wandel. Eine empirisch-soziologische Untersuchung in vier Gemeinden des Berner Oberlandes [Blumenstein, Guggisberg, Lenk, Saxeten],* Bern 1965
Maurice Jean-Petit-Matile, *Le Valais vu par les peintres,* Lausanne 1985
Johannes Jegerlehner, *Das Val d'Anniviers (Eivischtal). Nebst einem Streifzug ins Val d'Hérens (Evolena),* Bern 1904 [Reprint 1997]
Johannes Jegerlehner, *Petronella. Roman aus dem Hochgebirge,* Zürich 1952 (Berlin [1]1910)
Johannes Jegerlehner, *Walliser Sagen. Ein Heimatbuch für jung und alt,* Zürich 1985
Erwin Jossen, *Die Kirche im Oberwallis am Vorabend des Franzoseneinfalls 1790 – 1798,* Diss. Brig 1972
Erwin Jossen, *50 Jahre Musikgesellschaft „Bryscheralp" Mund, 1929 – 1979, und Neuuniformierung,* Mund 1979
Erwin Jossen, *Mund. Das Safrandorf im Wallis,* Naters 1988
Peter Jossen, *Erschmatt, Bratsch und Niedergampel,* o. O. 1970
Peter Jossen, *Brigerbad,* Brig 1972
Peter Jossen, *Lalden,* Erschmatt 1979
Peter Jossen, *Baltschieder und sein Tal,* Brig 1984
Peter Jossen, *Visp. Die Vespia Nobilis,* Brig 1988
Peter Jossen, *Blatten zwischen Bietschhorn und Petersgrat,* Brig 1994
Anton Kämpfen, *Erinnerungen eines Brigers 1792 – 1812. Deux cahiers des souvenirs von Dr. Anton Kämpfen, Ober-Chirurge in französischen Diensten,* Visp o. J.
Liselotte Kauerts, Alby Lambriggen, Hans Karlen, *Törbel. Schatztruhe im Wallis,* Bern 1991
Beat Kaufmann, *Die Entwicklung des Wallis vom Agrar- zum Industriekanton,* Diss. Winterthur 1965
Hans Kreis, *Die Walser. Ein Stück Siedlungsgeschichte der Zentralalpen,* Bern [2]1966
Ferdinand Kreuzer, *Goms. Land an der jungen Rhone,* Visp 1995
Kulturkommission Saas Balen (Hrsg.), *Balmer Chronik,* Brig 1992
*Künstlerdokumentation. Oberwallis,* hrsg. durch GSMBA, Muttenz 1986
*Künstlerdokumentation. Wallis,* hrsg. durch GSMBA, Muttenz 1992
Chantal Kuonen, *Salgesch. Die Entwicklung eines gemischtwirtschaftlichen Bauerndorfes zu einem marktorientierten Weinbauerndorf,* Liz. Fribourg 1981
Jürgen de Laporte, *Die mittelfristigen psychosozialen Auswirkungen der Umweltkatastrophe Brig 1993,* Diss. Zürich 1995
Lucien Lathion, *Rousseau et le Valais,* Lausanne 1953
Winfried Lausberg, *Die Gemmi. Geschichte eines Alpenüberganges,* Hamburg 1975
Karl Lehner, *Kleine Zermatter Chronik,* Zermatt [2]1958
Karl Lehner, *Musikgesellschaft Zermatt. 100 Jahre Blasmusik in Zermatt 1873 – 1973,* Visp 1973
Karl Lehner, *Zermatter Sagen und Legenden,* Visp [3]1982
Michel Lehner, *Les peintres de Savièse,* Genève 1982
Josef Leisibach, *Die liturgischen Handschriften des Kapitelsarchivs in Sitten,* Freiburg 1979
Josef Leisibach und François Huot, *Die liturgischen Handschriften des Kantons Wallis,* Freiburg 1984
Emmanuel Le Roy Ladurie, *Eine Welt im Umbruch. Der Aufstieg der Familie Platter im Zeitalter der Renaissance und Reformation, Stuttgart* 1998
Max Liniger, *Les Anniviards. Contribution à la Géographie humaine d'une vallée suisse,* man. Ge-

nève 1958
Max Liniger, *Jean-Jacques Rousseau au Val d'Anniviers ou „Les lettres sur le Valais"*, in: Die Alpen 1959
Max Liniger, *Le mythe de l'établissement des Huns et des Sarrasins dans les Alpes*, in: Les Alpes 1966
Walter Loertscher, *Die Walliser Kantonspolizei 1815 – 1990*, Sion 1989
Stefan Loretan, *Die Geschichte des Spitals in Brig. 1304 – 1970*, Diss. Bern 1984
Alfred Lüthi, *Zermatt und die Hochalpenpässe. Eine geländearchäologische Untersuchung*, in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 17, 1978
Alfred Lüthi, *Nochmals der Theodulpass*, in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 17, 1980
Henri Maître und Jean-Blaise Pont, *Sierre. Cité du soleil*, Neuchâtel 1985
Henri Maître, *Sources culturelles Valaisannes*, Sierre 1988
Ignace Mariétan, *Heilige Wasser*, Bern 1948
Paul Martone, *Geschichte des Priesterseminars des Bistums Sitten (1545 – 1988)*, Brig 1990
Jon Mathieu, *Eine Agrargeschichte der inneren Alpen*, Zürich 1992
Robert Mc Netting, *Balancing on an alp. Ecological change and continuity in a Swiss mountain community [Törbel]*, Cambridge 1981
Franz Merke, *Geschichte und Ikonographie des endemischen Kropfes und Kretinismus*, Bern 1971
Franz Merke, *Woher hat das Wallis in früheren Jahrhunderten sein Salz bezogen? Stand es in einer kausalen Beziehung zur früheren Kropfendemie?* in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 15, 1973
Marie Métrailler, *Die Reise der Seele*, Zürich 1982
Leo Meyer, *Untersuchungen über die Sprache von Einfisch im 13. Jahrhundert nach dem Urkundenregister der Sittener Kanzlei. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kanzleisprache von Sitten und zur Ortsnamenforschung*, Diss. Erlangen 1914
Leo Meyer et al., *Vergessene Täler [Turtmanntal, Binntal, Lötschental]*, Lausanne o. J.
Léon Meyer, *Les premiers habitants historiques du Val d'Anniviers*, Sierre 1936
Léon Monnier, *Les haut pâturages de l'été. L'alpage de La Lée sur Zinal*, Sierre 1982
Hans Mühlethaler, *Die Gruppe Olten. Das Erbe einer rebellierenden Schriftstellerorganisation*, Aarau et al. 1989
Jenö Muzsnay, *Im Dröhnen der Navizence*, München 1980
Arnold Niederer, *Gemeinwerk im Wallis*, Diss. Basel [2]1965 ([1]1956)
Arnold Niederer (Hrsg.), *Die Osterspend von Ferden und andere Spendbräuche im Wallis*, Kippel 1992
Arnold Niederer, *Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel. Ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956 bis 1991*, Bern [2]1996
Pierre-Alain Oggier, *Erkenne die Natur im Wallis: Die Fauna*, Martigny 1995
Charles Paris und Louis Seylaz, *Le Bisse de Savièse*, Ecublens 1988
Georges Pillet, *Martigny et Entremont autrefois, Martigny* 1976
André Pont, *Autrefois. Les travaux et les jours*, Sierre 1981
André Pont, *Village d'antan. Saint-Luc, il y a un demi-siècle*, Sierre [2]1987
André Pont (Hrsg.), *Amicale des Patoisants de Sierre: Orzival*, MC Sierre 1989a
André Pont (Hrsg.), *Amicale des Patoisants de Sierre: Colombire*, MC Sierre 1989b
Yvonne Preiswerk, *Le repas de la mort*, Diss. Sierre 1983
Michel de Preux, *Visages de Sierre*, Genève 1994
Charles Ferdinand Ramuz, *Derborence*, Bienne 1972
Charles Ferdinand Ramuz, *Das Dorf in den Bergen [Chandolin]*, Frauenfeld 1984
Burkhard Reber, *Zur Frage des Aufenthaltes der Hunnen und Sarazenen in den Alpen*, Wien 1907
Enrico Rizzi, *Beziehungen zwischen dem Wallis und Ossola im 13. und 14. Jahrhundert, Dritter Teil, Die Grafen von Biandrate*, in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 18, 1985
Marius Robyr und Patrice Clivaz, *Alpköniginnen 1985*, Sierre 1985
Friedrich Röthlisberger, *Klima- und Gletscherschwankungen der Nacheiszeit im Raum Zermatt, Ferpècle und Arolla*, Diss. o. O. 1976
Leo Lucian von Roten, *Die letzten Ritter auf Gubing. Vaterländische Dichtung [1889]*, Visp 1952

Peter Kristian von Roten, *Untersuchung über die Verteilung und die rechtlichen Verhältnisse des Grundbesitzes in den Vispertälern im 13. und 14. Jahrhundert,* Diss. Bern 1939
Rose-Marie Roten DuMoulin, *Savièse. Une commune rurale dans le valais du XIX^e^ siècle,* Diss. Brig 1990
Jean-Jacques Rousseau, *Julie oder Die neue Héloïse. Briefe zweier Liebenden aus einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen,* München 1978
Kaspar Rüdisühli, *Studien zur Kulturgeographie des unteren Goms (Wallis): Bellwald, Fiesch, Fieschertal,* Diss. Basel 1970
Leopold Rütimeyer, *Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental,* in: Globus 91, 1907
Leopold Rütimeyer, *Über einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen,* in: Schweiz. Archiv f. Volkskunde 20, 1916
Leopold Rütimeyer, *Weitere Beiträge zur schweiz. Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin und deren prähstorischen und ethnographischen Parallelen,* in: Schweiz. Archiv f. Volkskunde 22, 1918
Leopold Rütimeyer, *Zur Geschichte der Topfsteinbearbeitung in der Schweiz. Ein Beitrag zur schweiz. Ur-Ethnographie,* Basel 1919
Leopold Rütimeyer, *Ur-Ethnographie der Schweiz. Ihre Relikte bis zur Gegenwart mit prähistorischen und ethnographischen Parallelen,* Basel 1924
Leopold Rütimeyer, *Über Schalen- und Gleitsteine im Kanton Wallis und anderwärts und ihre Bedeutung,* in: Schweiz. Archiv f. Volkskunde 28, H. 3/4, 1928
Oswald Ruppen et al., *Conthey mon pays,* Sion 1979
Walter Ruppen, *Raphael Ritz. 1829 – 1894. Leben und Werk. Ein Walliser Maler des 19. Jahrhunderts aus der Düsseldorfer Schule,* Diss. Kehrsatz 1971
Walter Ruppen, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Wallis. Band 1. Das Obergoms. Die ehemalige Grosspfarrei Münster,* Basel 1976
Walter Ruppen, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Wallis. Band 2. Das Untergoms. Die ehemalige Grosspfarrei Ernen,* Basel 1979
Walter Ruppen, *Raphael Ritz. 1829 – 1894,* Sion 1980
Walter Ruppen, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Wallis. Band 3. Die ehemalige Grosspfarrei Mörel,* Basel 1991
SAC Ortsgruppe Ausserberg (Hrsg.), *600 Jahre Wasserleitung Niwärch 1381 – 1981,* Brig 1981
Pierre Salamin, *Anniviers ma maison,* Sierre 1987
Amadé Salzmann, *Das Hackbrett im Wallis. Instrumentenbau und Spielanleitung,* Visp 1989
Catherine Santschi et al., *L'ermitage de Longeborne,* Sion 1979
Denis Savioz, *Parlons Patois. Traduction en Patois d'Anniviers,* Vissoie 1992
Emil Schleiniger, *Die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung des Eifischtales,* Diss. Basel 1938
Emil Schmid, *Steinkultur im Wallis. Abenteuer und Entdeckungen,* Brig 1986
Felix Schmid, *Ausserberg und sein Wasser,* Visp [2]1981
Maurus Schmid, *Wasser, kostbares Nass. Die Wasserleitungen an den „Sonnigen Halden" Joli-, Bietsch-, Baltschieder- und Gredetschtal,* Visp 1994
Stephan Schmid, *Die Wasserleitungen am Bischofsberg,* in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 6, 1928
Walter Schmid, *Komm mit mir ins Wallis,* Bern [6]1955
Walter Schmid, *Menschen am Matterhorn,* Bern 1964
Lukas Schmutz, *Mineralbildende Prozesse an einer Erzlagerstätte im Val d'Anniviers (Wallis, Schweiz) [Plantorin zwischen Forcletta und Frilihorn],* Diss. Basel 1984
Kurt Schnidrig, *Das Dusseln. Ein Subsidiärdialekt im Deutschwallis,* Diss. Bern 1986
Johannes Schwanz, *Das Binntal und seine Mineralien. Der Strahler André Gorsatt,* Binn 1994
Section des Diablerets du Club Alpin Suisse (Hrsg.), *De Zinal à la cabane de Mountet,* Lausanne 1989
Dominik Siegrist, *Sehnsucht Himalaya. Alltagsgeographie und Naturdiskurs in deutschsprachigen Bergsteigerreiseberichten,* Diss. Zürich 1996
Friedrich Gottlieb Stebler, *Alp- und Weidewirtschaft. Ein Handbuch für Viehzüchter und Alpwirte*

*von Dr. F. G. Stebler, Leiter des alpinen Versuchsfeldes auf der Fürstenalpe, Vorstand der Samenuntersuchungs- und landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Zürich,* Berlin 1903
Friedrich Gottlieb Stebler, *Sonnige Halden am Lötschberg,* Bern 1914
Freidrich Gottlieb Stebler, *Das Oberwallis unserer Ahnen. Monographien über das Oberwallis um 1900,* Visp 1983
Hans Steffen, *Die Kompanien Kaspar Jodok Stockalpers. Beispiel eines Soldunternehmens im 17. Jahrhundert,* Diss. in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 16, 1975
Jürg Stenzl, *Repertorium der liturgischen Musikhandschriften der Diözesen Sitten, Lausanne und Genf, Band 1, Diözese Sitten,* Fribourg 1972
Kaspar Jodok von Stockalper, *Handels- und Rechnungsbücher,* ca. 11 Bände, Brig 1987ff
Werner Stöcklin, *Der Basler Arzt Leopold Rütimeyer (1856 – 1932) und sein Beitrag zur Ethnologie,* Diss. med. Basel 1961
German Studer-Freuler, *Visperterminen. Versuch einer Beschreibung von Geschichte und Kultur eines Walliser Bergbauernvolkes,* Brig 1994
Hannes Taugwalder und Martin Jaggi, *Der Wahrheit näher. Die Katastrophe am Matterhorn von 1865 und andere Erstbesteigungen,* Aarau 1990
Bernard Truffer, *Das Wallis zur Zeit Bischof Eduards von Savoyen-Achaia (1375 – 1386),* Diss. Fribourg 1971
Bernard Truffer, *50 Jahre Bergführerverein St. Niklaus – Randa – Täsch,* Brig 1981a
Bernard Truffer (Hrsg.), *250 Jahre Pfarrei Sankt Sebastian Randa,* Brig 1981b
Bernard Truffer (Hrsg.), *Prof. Dr. Louis Carlen,* Brig 1985
Bernard Truffer (Hrsg.), *Der Bergsturz von Randa 1991,* Glis 1995
Umwelt- und Raumplanungsdepartement des Kantons Wallis, *Von den Maiensässen zu den Maiensässzonen. Vademecum für die Gemeinden,* Sitten 1993
Erik Undritz, *Meine Freundin Therese, die Schlange,* in: Urs Gerber, *Kleine Wunderwelt Zeneggen,* Wichtrach [2]1978
Marc Vernet, *Les carillons du Valais,* Basel 1965
A. Wäber, *Zur Frage des alten Passes zwischen Grindelwald und Wallis,* in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 1891/92
A. Wäber, *Walliser Berg- und Passnamen vor dem 19. Jahrhundert,* in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 1905
Max Waibel, *Die volkstümliche Überlieferung in der Walserkolonie Macugnaga (Prov. Novara) Italien,* Diss. Bern 1982
Robert Walpen, *Studien zur Geschichte des Wallis im Mittelalter (9. bis 15. Jahrhundert),* Diss. Bern et al. 1983
Margrit Werder, *Das Nachleben Karls des Grossen im Wallis,* Diss. in: Blätter aus der Walliser Geschichte, 16, 1977
Philippe Werner, *Erkenne die Natur im Wallis: Die Flora,* Martigny 1994
Edward Whymper, *Berg- und Gletscherfahrten,* Reprint München [2]1990 (engl. Original [1]1871)
Cicely Williams, *Zermatt. Geschichte und Geschichten,* Brig [3]1995
Uli Windisch, *Lutte de clans, lutte de classes. Chermignon, la politique au village,* Lausanne 1986
Uli Windisch et al., *Alltagsbeziehungen zwischen Romands und Deutschschweizern. Am Beispiel der zweisprachigen Kantone Freiburg und Wallis, Band 2 [Wallis],* Basel 1994
Albert de Wolff, *Le portrait valaisan,* Genève 1957
Willi Wottreng, *Die phantastische Lebensgeschichte des Walliser Geldfälschers Josef-Samuel Farinet, der grösser war tot als lebendig. Oder wie die Schweiz zu einem neuen Nationalhelden kam,* Basel et al. 1995
Siegfried Wyss, *Törbel. Dorf und Pfarrei,* Törbel 1991
Geoffrey Winthrop Young, *Meine Wege in den Alpen,* Bern 1955
Gregor Zenhäusern, *Zeitliches Wohl und ewiges Heil. Studie zu mittelalterlichen Testamenten aus der Diözese Sitten,* Diss. Sitten 1992
Konrad Zeller, *Raron. Seine Geschichte und Natur,* Bern 1956
Willy Zeller, *Wildland am Bietschhorn,* Bern 1959

Willy Zeller, *Im Banne des Aletsch*, Bern 1962
Maurice Zermatten, *Der Garten von Gethsemane*, München 1956
Maurice Zermatten, *Denn sie wissen nicht was sie tun*, Mainz 1959
Maurice Zermatten, *Mutterschaft. Hohelied auf die Mutterliebe*, Zürich 1959
Maurice Zermatten, *Land ohne Weg*, Regensburg 1970
Maurice Zermatten, *Joseph Gautschi*, Sion 1973
Maurice Zermatten, *Rilkes letzte Lebensjahre*, Fribourg 1975
Maurice Zermatten, *Nestor Adam, Bischof von Sitten. Für ein Jubiläum*, Brig 1977
Maurice Zermatten, *Eine Liebe in Grenchen-Nord*, Zürich 1979
Maurice Zermatten et al., *Lanna*, Lausanne 1981
Maurice Zermatten, *Ein Panorama der Walliser Geschichte*, Sitten 1987
Josef Zimmermann, *Die Orts- und Flurnamen des Vispertales im Wallis*, Zürich 1968
Erasme Zufferey, *Le passé du Val d'Anniviers I, L'époque moderne 1482 – 1798*, überarbeitet und hrsg. von Michel Salamin, Sierre 1973a
Erasme Zufferey, *Le passé du Val d'Anniviers II, L'époque contemporaine 1798 – 1925*, überarbeitet und hrsg. von Michel Salamin, Sierre 1973b
Michel-André Zufferey, *Chippis. De la communauté paysanne au bourg industriel*, Sierre 1982
Elie Zwissig und Albert Mathier, *Sierre „L'Agréable". Le vieux Bourg et ses quartiers. Reflets sur le passé de Sierre*, Sierre 1978